



*Wissenschaftskolleg zu Berlin*

INSTITUTE FOR ADVANCED STUDY

JAHRBUCH 2003/2004

HERAUSGEGEBEN VON DIETER GRIMM  
MIT BERICHTEN UND BEITRÄGEN VON

Gil Anidjar • Patrick Bahners • Ken Cheng • Zhiyuan Cui • Stephan Epstein  
Egon Flaig • Pascal Grosse • Rossitza Guentcheva • Luca Giuliani  
Stephen Greenblatt • Peter A. Hall • Ulrich Herbert • Christoph Horn  
James H. Hunt • Janellen Huttenlocher • Susan James • Bernhard Jussen  
Ousmane Kane • Daniela Koleva • Isidor Levin • Jacques Lévy • Stefan Litwin  
Sandra D. Mitchell • Ashis Nandy • Helga Nowotny • Pál Nyíri • Heike Paul  
Dominique Pestre • Robert Pippin • David Poeppel • Christof Rapp  
Amnon Raz-Krakotzkin • Klaus Reichert • John J. Rieser • Beate Rössler  
Cosima Rughiniš • Eberhard Schmidt-Aßmann • Helmuth Schulze-Fielitz  
Sara J. Shettleworth • Quentin Skinner • Ramie Targoff • Christo Todorov  
Hans-Heinrich Trute • Jacques Waardenburg • Rudolph Wagner  
Herman Van der Wee • Hans-Ulrich Wehler • Jörg Widmann • Stefan Wild  
Ines G. Županov

*Wissenschaftskolleg zu Berlin*

INSTITUTE FOR ADVANCED STUDY

JAHRBUCH 2003/2004

© 2005 by Wissenschaftskolleg zu Berlin

– Institute for Advanced Study Berlin –

Alle Rechte, auch das der fotomechanischen Wiedergabe, vorbehalten

Redaktion: Angelika Leuchter

Gesamtherstellung: Buch- und Offsetdruckerei H. Heenemann, Berlin

Printed in Germany 2005

ISBN 3-934045-06-5

ISSN 0724-326-X

## INHALTSVERZEICHNIS

11 . . . . . VORWORT DES HERAUSGEBERS

### ARBEITSBERICHTE

14 . . . . . HATE

GIL ANIDJAR

17 . . . . . DER HISTORISCHE AUGENBLICK

PATRICK BAHNERS

23 . . . . . INTEGRATING WORK AND LIFE AT WIKO:

POW-WOWS, *LESESTUNDEN*, POTLUCKS

KEN CHENG

27 . . . . . AN IMPORTANT TRANSITION PERIOD

IN MY LIFE

ZHIYUAN CUI

29 . . . . . A NEW BENCHMARK FOR THE HISTORY OF SCIENCE  
AND TECHNOLOGY

STEPHAN EPSTEIN

34 . . . . . PARAPHYSIK DES SPRINGENS: PRAKTISCHE  
ÜBUNGEN

EGON FLAIG

38 . . . . . ERKUNDUNGEN

PASCAL GROSSE

41 . . . . . MOBILITY AND ART

ROSSITZA GUENTCHEVA

- 45 . . . . . ADJUSTMENT PATHS  
PETER A. HALL
- 48 . . . . . IMPRESSIONEN EINES FAST GEGLÜCKTEN JAHRES  
ULRICH HERBERT
- 56 . . . . . ARBEIT AN DEN RÄTSELN VON LAMBDA  
CHRISTOPH HORN
- 60 . . . . . ACADEMIC OZ AND THE INSIGHT  
JAMES H. HUNT
- 65 . . . . . SPATIAL COGNITION IN HUMANS  
JANELLEN HUTTENLOCHER
- 67 . . . . . SPINOZIST POLITICS  
SUSAN JAMES
- 70 . . . . . CRASHKURS IN DISZIPLINÄRER  
SELBSTBEOBACHTUNG  
BERNHARD JUSSEN
- 74 . . . . . RÉFLÉCHIR SUR LES MUSULMANS AFRICAINS EN  
AMÉRIQUE  
OUSMANE KANE
- 77 . . . . . PROBING INTO NORMALITY IN A SUPERNORMAL  
SETTING  
DANIELA KOLEVA
- 81 . . . . . ZU EINER PARTITUR JÄH VERSTUMMTER STIMMEN  
ISIDOR LEVIN

- 87 . . . . . BABEL, MA BELLE  
JACQUES LÉVY
- 92 . . . . . VOM SPAZIEREN IM GRUNEWALD  
STEFAN LITWIN
- 107 . . . . . CROSS-CULTURAL AND CROSS-NATIONAL VENTURES  
ASHIS NANDY
- 112 . . . . . OUTSIDE IN: A VIEW FROM THE EXTENDED PRESENT  
HELGA NOWOTNY
- 116 . . . . . ENCHANTÉ, PIPAL AVENUE  
PÁL NYÍRI
- 120 . . . . . HAUPTWEG UND NEBENWEGE  
HEIKE PAUL
- 123 . . . . . TECHNOSCIENCE, MARCHÉ, ÉTAT, SOCIÉTÉ CIVILE  
ET CHOIX POLITIQUE : RÉGIMES DE PRODUCTION ET  
DE RÉGULATION DES SAVOIRS DANS  
L'HISTOIRE ET AUJOURD'HUI  
DOMINIQUE PESTRE
- 127 . . . . . THE VIEW FROM THE NINETEENTH CENTURY  
ROBERT PIPPIN
- 133 . . . . . A HARD TITLE IS GOOD TO FIND  
DAVID POEPPPEL
- 139 . . . . . ALS NEU-BERLINER AM WISSENSCHAFTSKOLLEG  
CHRISTOF RAPP

- 143 . . . . . FROM JERUSALEM TO BERLIN – AND BACK  
AMNON RAZ-KRAKOTZKIN (NONO)
- 148 . . . . . MONATE IN TUSCULUM  
KLAUS REICHERT
- 152 . . . . . WANDERING WIKO AND BERLIN  
JOHN J. RIESER
- 157 . . . . . DOCH EIN NICHT-ENTFREMDETES LEBEN?  
BEATE RÖSSLER
- 161 . . . . . ATYPICAL NORMALITY  
COSIMA RUGHINIŞ
- 165 . . . . . DER RICHTIGE UMGANG MIT  
FORSCHUNGSERGEBNISSEN  
EBERHARD SCHMIDT-ABMANN
- 168 . . . . . DAS WIKO-JAHR ALS PROZESS REGULierter  
SELBSTREGULIERUNG  
HELMUTH SCHULZE-FIELITZ
- 172 . . . . . LOST AND FOUND IN THE GRUNEWALD WITH THE  
SPATIAL COGNITION GROUP  
SARA J. SHETTLEWORTH
- 176 . . . . . A FAREWELL TO BERLIN  
QUENTIN SKINNER
- 179 . . . . . INTIMATIONS OF IMMORTALITY  
RAMIE TARGOFF

- 182 . . . . . WIE IMMER ZU WENIG ZEIT  
CHRISTO TODOROV
- 186 . . . . . WISSENSCHAFT UND ÖFFENTLICHKEIT  
HANS-HEINRICH TRUTE
- 189 . . . . . WHERE CAN I LAY MY EGG?  
JACQUES WAARDENBURG
- 193 . . . . . A REPORT FROM THE CULTURAL INTERSTICE  
RUDOLPH WAGNER
- 196 . . . . . SCIENTIFIC RESEARCH, ACADEMIC SOCIABILITY AND  
CULTURAL ENJOYMENT – ALL AT ONCE  
HERMAN VAN DER WEE
- 200 . . . . . REFUGIUM FÜR EINEN FAHRENDEN GESELLEN  
JÖRG WIDMANN
- 202 . . . . . KORAN UND KANON  
STEFAN WILD
- 206 . . . . . CHANGE OF PLANS  
INES G. ŽUPANOV



## VORTRÄGE UND SCHWERPUNKTE

- 212 . . . . . MARSYAS ALS MÄRTYRER? ZUM PROBLEM DES  
MITLEIDS BEI ANTIKEN DARSTELLUNGEN VON  
GEWALT  
LUCA GIULIANI
- 226 . . . . . THE DEATH OF HAMNET AND THE MAKING OF  
HAMLET  
STEPHEN GREENBLATT
- 246 . . . . . LIFE IS NOT SO SIMPLE: THE EPISTEMOLOGY OF  
COMPLEXITY  
SANDRA D. MITCHELL
- 263 . . . . . DIE VERWIRKLICHUNG DER FREIHEIT: HEGELS  
THEORIE UND DIE MODERNE WELT  
ROBERT B. PIPPIN
- 279 . . . . . INTERDISCIPLINARY CROSS-FERTILIZATION OR  
CROSS-STERILIZATION? CHALLENGES AT THE  
INTERFACE OF RESEARCH ON BRAIN AND  
LANGUAGE  
DAVID POEPEL
- 288 . . . . . WAS HEIßT ÜBERSETZEN? DIE UNENDLICHE  
AUFGABE AM BEISPIEL DER BIBEL UND DES  
DEUTSCHEN SHAKESPEARE  
KLAUS REICHERT
- 306 . . . . . PICTURING PERFECT GOVERNMENT  
QUENTIN SKINNER
- 325 . . . . . ERNST REUTER – EIN POLITIKER MIT SACHKUNDE,  
LEIDENSCHAFT UND LERNFÄHIGKEIT  
HANS-ULRICH WEHLER

## VORWORT DES HERAUSGEBERS

---

Wer die Berichte der Fellows des Jahrgangs 2003/04 durchliest, wird in besonders vielen auf den Namen eines Fellows stoßen, der keiner der wissenschaftlichen Disziplinen zugeordnet werden kann. In den Worten von Ashis Nandy: “The Wissenschaftskolleg produced for my benefit a highly diverse group of Fellows and some rather exciting persons of whose existence I was not aware. For instance, few would deny that a central figure of the intellectual culture of the Kolleg during 2003/04 was not an academic, but a professional musician and composer, Stefan Litwin.”

Stefan Litwin seinerseits verstand sich nicht einfach als Mitfellow, der sein Projekt vorantrieb wie die anderen Fellows das ihre. Er hatte vielmehr Absichten, die sich auf sie bezogen. Er wollte „die Fellows musikalisch abhärten“. Eine wissenschaftliche Avantgarde durfte seiner Ansicht nach musikalisch nicht in der Etappe bleiben. Sie sollte Dissonanzen aushalten, wie auch die moderne Welt, die die Wissenschaftler erforschen, voller Dissonanzen ist – und möglicherweise immer war, wengleich sie sich lange Zeit mit harmonisierenden Deutungen überbrücken ließen.

Das war ein gelungenes Unterfangen. Die zahlreichen Hinweise auf Stefan Litwin in den Arbeitsberichten der Fellows beweisen es. Litwins regelmäßige Hauskonzerte zogen einen wachsenden Fellowkreis an. Dabei traf er, wie sich schnell zeigte, auch auf sehr kundige Fellows, einen darunter der „aus dem Gedächtnis einzelne Motive (auch Nebenstimmen) aus unzähligen Werken sowohl singen als auch die genaue Instrumentierung benennen konnte und so manch einen professionellen Musiker in den Schatten stellte“.

Um das volle Bild zu bekommen, muss man aber auch die Rückwirkungen zur Kenntnis nehmen. Litwin selbst, durch die Diskurse mit den Wissenschaftlern in manchen Gewissheiten aufgestört, gab sein kompositorisches Projekt auf und wandte sich einem ganz anderen zu, das nach der Premiere seine zweite Aufführung im Wissenschaftskolleg erlebte. „Ohne den Ansporn meiner israelischen Freunde wäre es wohl nie entstanden.“ Von Seiten der anwesenden Literaturwissenschaftler erfuhr er, wie man in seinem Arbeitsbericht nachlesen kann, „unzählige Anregungen im Umgang mit musikalischen Texten“.

Diese Zitate sollen die Lektüre von Litwins Bericht nicht überflüssig machen. Es geht mir darum zu zeigen, wie das Wissenschaftskolleg ein Ort ist, an dem das Unerwartete und Unplanbare sich ereignet, und zwar nicht nur zwischen Wissenschaftlern unterschiedlicher Disziplinen und Kulturkreise, sondern ebenso zwischen Wissenschaft und Kunst. Beide sind ja mit unterschiedlichen Methoden derselben Sache zugewandt, der Erklärung, Deutung, Besserung der Welt, aus der sie kommen, in der sie sich bewegen und die sie künftigen Generationen hinterlassen werden.

Deswegen werden die Künste nicht nur zur angenehmen Zerstreuung der Wissenschaftler im Kolleg eingeladen, sondern in der Hoffnung, dass sich Kunst und Wissenschaft wechselseitig aufstören und anregen und die Einstellungen und Weltansichten beider Gruppen einen Prozess der Veränderung, Klärung, Vervollständigung, Infragestellung durchlaufen, der am Ende den hier entstandenen Werken beider Seiten zugute kommt. Das ist häufig gelungen, in dem Jahr, über das dieser Band berichtet, aber wohl besonders gut.

Dieter Grimm

*Arbeitsberichte*



HATE  
GIL ANIDJAR

---

Born in 1964 in France. B.A. Hebrew University, Jerusalem, 1987. Ph.D. (Comparative Literature), University of California at Berkeley, 1997. Assistant Professor, Department of Middle East and Asian Languages and Cultures, Columbia University. Publications: *“Our Place in al-Andalus”: Kabbalah, Philosophy, Literature in Arab Jewish Letters* (2002). *The Jew, the Arab: A History of the Enemy* (2003). Also edited: Jacques Derrida. *Acts of Religion* (2002). – Address: Department of Middle East and Asian Languages and Cultures, 612 Kent Hall, MC 3928, Columbia University, New York, NY 10027. E-mail: [ga152@columbia.edu](mailto:ga152@columbia.edu).

“Hate”, Melanie Klein writes, “always entails self-hate.” This may seem like common sense. If hate, like love, renders porous the boundaries between self and other, should we not expect that this peculiar emotional investment called hate would affect the reflective perception of the self, its relation to itself? There are, of course, good reasons to interrogate the symmetry that locates love and hate on the same spectrum. Is it not the case, after all, that affects have enough integrity to be considered in their specificity? Is it not true that an understanding of hate would gain from not being reduced to a polar opposite of love? A sign of its absence or of its perverse transformation? But what about the subject of love and hate? Whether or not there is a continuous line between passions or affects, is it possible to dissociate between agent and patient, to rigorously distinguish hate from self-hate? And who is the “subject” of affect? Affects and passions, as Susan James compellingly reminded us this year, are highly political. Their exclusion from political analysis (or from political life altogether) is not only shortsighted, it is also dangerous – as dangerous perhaps as their inclusion or recuperation. But hate has hardly suffered such a fate, and no one would seri-

ously complain that a lack of attention to hate has plagued social and political reflections. Perhaps what is nonetheless peculiar to the study of hate is that, insofar as it partakes of social and political life, it appears at the margins of this life, on the outside of its limits. Hate is either at the origin, preceding, as it were, the constituted group (the famous “pessimistic” conception of humankind praised by Carl Schmitt and made famous by Hobbes), or at its perverse culmination, when the group reaches its worst manifestation, gathering and coalescing against an outside deemed hostile. Like its object, then, hate remains a figure of exteriority, even if this exteriority is “only” desired. In this frame of understanding, hate cannot be construed as a bond. Having transcended the sphere of personal hate (“man is a wolf to man”) or sharing hate for the other, members of a group may move closer to each other, but the nature of the ties that bind them cannot be hate.

What are we to make, then, of a social “application” of Melanie Klein’s assertion? Clearly, Klein suggests that hate (which is always to say, self-hate) is a rapport to self. Hate, in other words, is precisely a relation, a bond. That too may be commonsensical. What remains unclear, however, is how to think of hate, and particularly of self-hate, as constitutive of the social bond, prior or, in a way, aside from a relation to the outside (which hate will participate in constructing – later, as it were). We all know of collectives who share this attribute, this self-hate. Oppressed groups are, indeed, well-known as suffering from one form of self-hate or another. They have internalized, so goes the description, the negative perception that others have of them. They have made this perception theirs. They hate themselves and the hate they feel is constitutive of the collective they constitute.

Is it possible to determine whether such collectives hate themselves or whether they (“they” being one thing, a subject) hate something in themselves, which they perceive as external, foreign or at any rate dispensable (and that would be another thing, an object)? Is it not the case, in other words, that such self-hate is simply a kind of hate? And vice-versa? Much as one can accuse the hater of hating not just the other, but the other in himself, one can identify in the self-hater, a hate of the other, which would exempt him from this peculiar, reflexive pathology, if not of much else. The near-collapse of hate into self-hate (and vice-versa), such as suggested by Klein, would thus be shown to be quite accurate in the very difficulty of distinguishing hate from self-hate, subject and object, in the case of social entities. But the meaning of this conclusion on the level of the social or of the political remains troubling. For what group, what community would not be suffering from a form of self-hate? What group could fail to qualify as suffering from an acute form of self-hatred? What becomes necessary is therefore an understanding of social and political for-

mations such that the nature of the bond that links them (to themselves, first of all, but also to others) is or could be constituted by hate. Even if not exclusively or entirely so. What becomes necessary is an account of the measure and the operations of hate at work within specific collectives, groups, communities, cultures, and civilizations.

As I write this, I remain a bit uncertain about this and other things. Was I, for example, fortunate or unfortunate during my stay in Berlin, at the Wissenschaftskolleg? I wrote and published a bit (on the Semites and their invention, on hate speech and the Marranos, on Carl Schmitt, and on the purity of blood). I read more than I anticipated (the phrase “borrowing privileges” will never mean the same in any other library), and I learned enormously from what I could gather during my stay, from friends and acquaintances, from newspapers and museums, and, mostly, from a number of incredible scholars. It was truly a privilege. For all this, for the long-awaited time with Nono, and for the sheer delight of my stay at the Institute, I am more than fortunate. I am also grateful, of course. And yet. The title of my project was, in fact, “Hate”, and my intent with it was located within the framework I sketched above. The group of Fellows with whom I found myself was, however, stubbornly uncooperative in showing any signs of self-hate. Demonstratively so until the last moment. The result will speak for itself. I was completely unable to pursue my project as I had formulated it.

I hate myself for it.



## DER HISTORISCHE AUGENBLICK PATRICK BAHNERS

---

Patrick Bahners, geboren 1967 in Paderborn. Studium der Geschichte und Philosophie in Bonn und am Worcester College, Oxford. 1989 Eintritt in die Redaktion der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, seit 1. März 2001 Leiter des Feuilletons. Veröffentlichungen: *Im Mantel der Geschichte: Helmut Kohl oder die Unersetzlichkeit* (1998). Hrsg. mit Gerd Roellecke: *1848 – Die Erfahrung der Freiheit* (1998). Hrsg. mit Gerd Roellecke: *Preußische Stile: Ein Staat als Kunststück* (2001). Aufsätze zur Historiographieggeschichte zwischen Tacitus und Hayden White. – Adresse: Redaktion Feuilleton, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 60267 Frankfurt am Main.

War ich von einer falschen Prämisse ausgegangen? Ich bin mit Studien über Thomas Babington Macaulay (1800 bis 1859) beschäftigt, die in der fünfbandigen Geschichte Englands seit der Thronbesteigung Jakobs II. (1849 bis 1861) die Bearbeitung von Problemen entdecken möchten, die dem Autorenkreis der *Edinburgh Review* von den Klassikern der schottischen Sozialphilosophie vermacht worden waren. War die Arbeitsteilung der Motor des Fortschritts und galt dieses Bewegungsgesetz auch für die geistige Arbeit, dann stellte sich für den aufgeklärten Intellektuellen die Frage, mit welcher Kompetenz er über das Ganze der Gesellschaft Aussagen treffen durfte. Aus der Logik kulturkritischer Selbstreflexion deutet Christoph Groffy in seiner in der englischsprachigen Forschung leider unbeachtet gebliebenen Monographie über die *Edinburgh Review* den Weg des schottischen Geistes vom Organon der Wissenschaften zum Rezensionsorgan, von der Metaphysik der Sitten zum politischen Feuilleton. Von hier aus fällt Licht beispielsweise auf eine prominente Nebenfigur von Macaulays *History of England*, Sir Isaac Newton. Als objektiver



Beobachter ratifiziert Newton gleichsam den revolutionären Akt von 1688: Die Suspension der Verfassung war in einem höheren Sinne gesetzmäßig, war notwendig, damit die politische Entwicklung im gleichen Zeitmaß weiterging wie der wissenschaftliche Fortschritt. Für einen historischen Augenblick trat der Fürst der Mathematiker sogar selbst als Münzmeister in die Welt der aktiven Politik hinüber, um dann freilich der Eigendynamik des Spiels der politischen Kräfte das Feld zu überlassen. In einer Momentaufnahme, einem Historiengemälde in Worten, konserviert die *History of England* die Erinnerung an den Traum von einer wissenschaftlichen Politik, einer angewandten Physik des Sozialen. Als Macaulay zwei Jahrzehnte zuvor im geistigen Umkreis der whiggistischen Parlamentsopposition mit kulturhistorischen Essays sensationell debütiert hatte, versprach sich mancher unterbeschäftigte Redner vom Projekt der Universalwissenschaft noch das Programm für die Partei der Menschheit. Macaulays Mentor, der wortmächtige Brougham, sah sich selbst als den Newton der Geschichte, der die Naturgesetze der Politik deduzieren und applizieren sollte.

Um zu erklären, warum Macaulay die Hoffnung zumal seiner deutschen Bewunderer nicht erfüllen konnte, er weise den Weg zur Versöhnung von Wissenschaft und Literatur, Gelehrsamkeit und Publizistik, Theorie und Praxis, bin ich selbst geneigt, mit Macaulay und gegen Brougham die Zerstreung geistiger Energie unter dem Druck des sich akkumulierenden Wissens für unausweichlich zu halten. Das Wissenschaftskolleg hat es dagegen darauf abgesehen, Forscher in langwierige Gespräche mit Fachfremden zu verwickeln – und sie dadurch in ihren Forschungen zu fördern. Ist die Spezialisierung etwa doch nicht das Schicksal der intellektuellen Kultur? Ich war überrascht vom offenen Ton der Dienstagkolloquien. Die Arbeitsvorhaben der Fellows wurden nicht zur Diskussion, sondern wirklich zur Disposition gestellt. Nicht selten griff die Kritik die Fundamente an. Ermöglicht wird dieser Freimut freilich gerade durch die Ordnung der Disziplinen, die im Kolleg, einer Artistenfakultät, in der die Professoren auch die Studenten sind, auf Zeit aufgehoben ist. Nie kann ja die fachliche Autorität attackiert werden. Über Fachgrenzen hinweg fragt man frecher, weil Statuserwägungen außer Betracht bleiben dürfen. In besonderer Weise interessierte mich, welche Fragen Historiker stellen. Die Vertreter der systematischen Disziplinen, zumal die Philosophen, sahen sich regelmäßig dem Vorwurf ausgesetzt, die geschichtlichen Voraussetzungen beispielsweise der Begriffsbildung des Aristoteles zu vernachlässigen. Obgleich die historische Erkenntnis auf das Individuelle gerichtet ist, kann das Historische als solches in pauschaler Form eingeklagt werden. Auch der Historismus ist ein Universalismus; Historisten und Anti-Historisten bleiben einander

in ewigem Streit verbunden wie Tories und Whigs. Macaulay vertrat die auch von Ranke nahe gelegte Auffassung, die Frage, was man von der Morallehre Machiavellis zu halten habe, kläre sich von selbst, wenn man seine Texte von ihrem epochalen und lebensweltlichen Kontext her verstehe. Diese Doktrin von der je zeitgemäßen Wahrheit drückt einen Glauben an die versöhnende Kraft der historischen Erkenntnis aus, den man seinerseits wohl nur noch historisch erklären kann. Täuscht der Eindruck, dass deutsche Historiker den Generalvorbehalt gegen kontextlose Aussagen heute mit besonderem Nachdruck vorbringen? Unwillkürlich mögen sie eine Konsequenz aus der erfolgreichen Aufarbeitung der eigenen Fachgeschichte ziehen: So viele von der deutschen Fachhistorie formulierte Wahrheiten mussten revidiert werden, dass kein wissenschaftlicher Satz mehr die Auskunft über das Zeitfenster seiner Geltung verweigern soll. Die Traditionskritik vollendet sich im Neohistorismus.

Es war ein Glück, im Kolleg Autoren zu begegnen, die in meiner eigenen Leserbiographie Epoche gemacht haben. Cambridge School, New Historicism: mächtige Paradigmen, die gewinnende Gestalt annahmen, die sich verkörperten in virtuosen Disputanten, hartnäckigen, über die konventionelle Weisheit hinausdrängenden Nachfragern. Ein Aufsatz von Egon Flaig im *Rechtshistorischen Journal* über Spuren Rousseaus bei Burckhardt und Mommsen hat mich vor Jahren auf die Idee gebracht, die whiggistische Geschichtsschreibung als erzählende Staatsphilosophie zu lesen. Methodisch war dieser Artikel mit seiner Restauration eines dem fachgeschichtlichen Gedächtnis entfallenen Kontextes eine Offenbarung – obgleich mir Flaigs Kritik der politischen Implikationen der deutschen historischen Methode maßlos erschien und erscheint. Die Leidenschaft des Erkennens, die aus beiden Gesichtern des Autors sprach, begeisterte mich nun auch im Gespräch. Mit besonderer Hingabe haben wir über die Objektivität der historischen Erkenntnis diskutiert. Gibt es eine von den Konstruktionen und Perspektiven des Historikers unabhängige Wirklichkeit – eine Wirklichkeit nicht von Dingen, sondern von Handlungen und Meinungen, eine Geschichte mithin, die nur darauf wartet, erzählt zu werden? Ebenso spannend wie dieser Methodenstreit, der uns am vorletzten Tag meines Kollegaufenthalts gemeinsam mit Christoph Horn, Bernhard Jussen und Helmuth Schulze-Fielitz einen Nachmittag lang in Klausur gehen ließ, waren die politischen Tischgespräche über Plebiszite oder Kopftücher. Bei Egon Flaig dient der Realismus, die Annahme einer allen gemeinsamen Gesprächsgrundlage, die eben nicht kontrafaktisch-normativ, sondern handfest-tatsächlich sein soll, der Begründung des Republikanismus. Umgekehrt neigte der historistische Idealismus dazu, die Außenwelt in Bezüge aufzulösen, so dass der Fichteleser Ranke die

diplomatische Anpassung an wechselnde Lagen lehren konnte. Die von oben vorgegebene Lage als gegeben hinnehmen, um an der Basis die Initiative zurückzugewinnen: dass in der konstruktivistischen, durch Setzungen und Wunschvorstellungen bestimmten Welt der Universitätsreform die Stunde eines solchen listigen Pragmatismus geschlagen hat, davon hat mich Bernhard Jussen fast überzeugt. Ich musste mir eingestehen, dass meine eigene Idee der Universität meine Studienzeit idealisiert. In der Realismusdebatte stand Christoph Horn gegen Bernhard Jussen und mich auf der Seite von Egon Flaig. Wer seine Argumente der Prüfung durch Christoph Horn aussetzt, darf auf eine kunstgerechte Zerlegung gefasst sein, die tief ins Selbstverständnis der gegenwärtigen Philosophie blicken lässt. Ein besonderer Reiz der Begegnung mit Horns fröhlichem Objektivismus lag für mich darin, dass er in Bonn lehrt, wo ich studiert habe und den melancholischen Subjektivismus des postmodernen Zeitalters in seiner raffiniertesten Variante kennenlernte: Josef Simons Philosophie des Zeichens. Christoph Horn spricht im Namen seiner Generation von Philosophen, wenn er die Abkehr von der Tradition Heideggers und Gadammers verkündet. Von Simon her mag man erwägen, ob diese explizite Bezugnahme auf das Selbstbewusstsein einer Kohorte von Gleichaltrigen nicht doch andeutet, dass die Philosophie nicht über eine moralische Gewissheit hinausgelangt, die das für wahr nimmt, was zu einem gegebenen Zeitpunkt vor einem gemeinsamen Horizont als unbezweifelbar erscheint.

Die interessanteste Probe auf die Möglichkeit einer objektiven Hermeneutik machte das von Stefan Litwin veranstaltete Seminar über Beethovens Spätstil. Das positivistische Postulat, es müsse sich für jeden Takt die korrekte Metronomzahl angeben lassen, erwies im Interpretationenvergleich seine heuristische Kraft, indem es zu präziser Protokollierung von Höreindrücken herausforderte, deren Evidenz sich letztlich nicht begründen, nur beschreiben lässt. Was klingt, klingt zusammen; musikalischen Sinn gibt es nur im Zusammenhang. Und doch will die Phrase isoliert sein, wodurch Intuition ins Spiel kommt. Im musizierenden Vollzug und im hörenden Nachvollzug ist der Text vom Kontext zu trennen. Das gängige Argument gegen die historische Aufführungspraxis, selbst wenn sich die Metronomangabe verifizieren ließe, wäre das Stück immer noch „anders“ gespielt und gehört worden, bleibt gegenüber dieser konstruktiven Arbeit am Moment abstrakt. Ein Kontrastprogramm zu Litwins Didaktik der hypothetischen Vergegenwärtigung bot ein unvergessliches Konzertereignis im Musikclub des Konzerthauses: unvergesslich, obwohl das Konzert gar kein Ereignis im Sinne der historistischen Rhetorik der Einmaligkeit war, sondern eine zu jedem beliebigen Zeitpunkt wiederholbare Demonstration. Aufgeführt

oder besser gesagt vorgeführt wurden Werke des amerikanischen Komponisten Conlon Nancarrow für mechanisches Klavier. Die Lochstreifennotation hält den Schöpfungstag für alle Zeit fest. Der Interpret entfällt: ein verblüffendes Beispiel dafür, dass sich die Arbeitsteilung also doch rückgängig machen lässt.

Fast jeden Abend bestieg ich gegen sieben Uhr den Hundertneunzehner-Bus, um ein Konzert oder gelegentlich auch die Oper zu besuchen. „Vain, fluctuating state of human empire!“ Berücksichtend die Darlegung der Vierreichelehre durch Nitocris (Susan Gritton), die Mutter Belsazars, in Händels Oratorium (mit dem Rias-Kammerchor und den Berliner Philharmonikern in „historisch“-kleiner Besetzung unter Nicholas Kraemer). Macaulays „History“ ist ein Oratorium in Prosa mit Jakob II. in der Rolle des Königs, der die Warnung an der Wand nicht versteht: Besungen wird der Durchbruch der modernen Freiheit, deren ewiges Fortschreiten den Kreislauf der Verfassungen hinter sich lässt. „Così fan tutte“ in der zauberhaft komischen Staatsoperninszenierung von Doris Dörrie gab Anlass zu der Frage, ob es auch eine Verpflichtung zur historischen Gerechtigkeit gegenüber puren Kunstfiguren wie Fiordiligi und Dorabella gibt.

Neunzig Tage waren mir zugemessen. Eine zu kurze Frist für ernsthafte Arbeit, sagte mir zur Begrüßung fast jeder Fellow bedauernd voraus. Da der Rhythmus meines Denkens und Schreibens sonst durch die tägliche Fertigung eines Produkts bestimmt wird, das häufig schon zerlesen war, wenn ich es in diesen drei Monaten nicht schon zum Frühstück, sondern erst abends im Clubraum zur Hand nahm, habe ich die Zeit anders empfunden, als himmlische Länge. Vorangetrieben habe ich meine Untersuchung des Verhältnisses von Macaulay und Burke. Das Privileg nutzend, dass die Bibliothekarinnen über Nacht die Bände der *Edinburgh Review* herbeischafften, die gewöhnlich nur im Lesesaal einsehbar sind, konnte ich belegen, dass Macaulays Programm der anschaulichen Vergegenwärtigung des prägnanten Moments im frühen Essay über die Geschichtsschreibung von 1828 auf eine von Burke in den Betrachtungen über die Revolution in Frankreich zur Schau gestellte Technik der wortmalerischen Beschwörung zurückgreift. Die moderne Geschichtsschreibung litt in Macaulays Augen unter dem Auseandertreten von Forschung und Darstellung, Theorie und Erzählung. Der Historiker der Zukunft sollte die Rolle des Philosophen und des Poeten in seiner Person vereinigen.

Was sollte der Dichter dem Forscher zu sagen haben? Dass die methodische Pointe von Macaulays *Lays of Ancient Rome* von der deutschen Altertumswissenschaft nicht zur Kenntnis genommen wurde, lag daran, dass man es hierzulande mit der geistigen Arbeitsteilung zu genau nahm. Für Niebuhrs kühne Theorie, die Nachrichten aus der römischen

Frühgeschichte seien durch Barden tradiert worden, versuchte Macaulay den experimentellen Beweis zu führen: durch Nachschöpfung der verschollenen Lieder in englischer Sprache. Am 22. Juni 2004 hielt ich in der Humboldt-Universität auf Einladung des Fördervereins des Instituts für Geschichtswissenschaften einen Vortrag über Macaulay und Niebuhr am Beispiel der Ballade vom Tod der Virginia. Mit diesem Gegenstand gedachte ich dem *genius loci* Tribut zu zollen, war die Berliner Universität doch mit Niebuhrs Vorlesungen über die römische Geschichte eröffnet worden. Der Veranstalter hatte mir mit sympathischer Offenheit zu verstehen gegeben, von einem Gast aus der Welt der populären Kultur habe man eigentlich ein weniger akademisches Thema erwartet. Gleichwohl wurde der mit ausführlicher Deklamation von Macaulays pathetischen Versen durchsetzte Vortrag mit einem Wohlwollen aufgenommen, das mich im Rückblick noch immer verwundert. Es war die Zeit der Fußball-Europameisterschaft, als die Stunde des Außenseiters schlug. Der Abend endete im Operncafé beim Spiel Dänemark gegen Schweden mit einer Erörterung der Regeln des Ausscheidungskampfes. Wurde die Durchkreuzung der Rollenerwartungen belohnt? Ich hofft' es, ich verdient' es nicht.



INTEGRATING WORK AND LIFE AT WIKO:  
POW-WOWS, *LESESTUNDEN*, POTLUCKS  
KEN CHENG

---

Born in 1956. Education: B.Sc. in Psychology, University of Toronto, 1978. M.Ed. in Human Development, Harvard University, 1980. Ph.D. in Psychology, University of Pennsylvania, 1984. Recent employment history: Associate Professor, Macquarie University, 2004–. Fellow, Wissenschaftskolleg zu Berlin, 2003–2004. Senior Lecturer, Macquarie University, 1998–2003. Lecturer, Macquarie University, 1995–1997. University Research Fellow, University of Toronto, 1989–1994. – Address: Department of Psychology, Macquarie University, NSW 2109 Sydney, Australia. E-mail: ken@galliform.psy.mq.edu.au.

The idea of spending a year at the Wissenschaftskolleg zu Berlin was first planted in my head by Rüdiger Wehner, Permanent Fellow of the Kolleg, four years ago if I remember correctly. This communication took place face-to-face, after a fine dinner at the Wehners' home in Zurich. It took till 2003/04 to find a suitable year for my sojourn at Wiko. Much had to be done to prepare for the year. Chief among the preparations was assembling a focus group, which required a good number of e-mails and phone calls. As it turned out, the focus group on spatial cognition, consisting of Janellen Huttenlocher, John Rieser, Sara Shettleworth, and me, got along wonderfully well. We presented our own work to one another, read a good deal of literature for discussion, and heard many visiting guests. In the end, we found enough common ground to write a theoretical paper together, a project that will be carried on beyond our time at the Kolleg.

Life and work consisted of writing and revising a diverse array of articles and chapters, pow-wows, *Lesestunden*, potluck dinners, and *Einkäufen* with my 2-year-old daughter Tia on Saturday mornings. The writing was productive enough, although I could have written

more. Because most of the community of scholars lived close to one another, gatherings for dinner and parties have been more frequent than back home. But it was the pow-wows and *Lesestunden* that stand out in making me really feel like a scholar.

Our focus group met regularly to discuss things, and I affectionately call the meetings pow-wows. We started reading pieces of literature and discussing them. Because we are from different areas of study, it meant a good deal of integration of materials for everyone. These were great occasions for mulling over thoughts and getting to know one another. We all wanted to work on our own in the morning, so that pow-wows were invariably in the afternoons, sometimes right after lunch, sometimes before Thursday dinner. Eventually, John Rieser noticed a common thread through much of our work and our discussion. It was the integration of different sources of information in spatial cognition. And thus we had more integrating to do, to put down a diverse array of topics into one paper. The “integration” paper took quite a few pow-wows worth of midwifery, but was finally born in May. It is still being written as we leave for our home institutions.

The pile of pdfs that I printed out to read grew to half a boxful by the time they were shipped near the end of the year. For a change of scene, I would often read in the library, especially in the quiet nook where the bay windows were. One day, one of the librarians called it “Ihre Lesestunde”, and the term has stuck since then. These *Lesestunden* let me sit and chew over a wide variety of topics, far beyond my reading diet back home. *Nature* and *Science* came to the library regularly, and I would leaf through those journals regularly. It surprised me what a pleasure it was to flip through the beautiful hard copies rather than scroll up and down a monitor examining a soft version. This wide-ranging reading made me feel like a scholar as never before.

Our focus group had quite regular occasions for getting together for a meal. But guests that visited us especially called for meals together, even breakfasts. One guest who was more one of us than a guest was Nora Newcombe of Temple University. A long time collaborator with Janellen Huttenlocher, Nora visited Wiko twice. She and Janellen, who together have written *the* book on the development of spatial cognition, had a massive handbook chapter to write. Nora and I also worked together polishing off a big theoretical review paper (Cheng and Newcombe in press), some two years in the making. The topic of this review paper brought me back to the beginning of my career. It concerned the use of geometric and non-geometric cues in relocating a place (Cheng 1986) in a range of vertebrate animals. We had written most of the thorough review of the “geometry” literature before arriving at Wiko. But it was here that the most important theoretical ideas were

developed and written. I remember discussing these nascent notions with John Rieser on Kurfürstendamm one afternoon, with the two of us drawing imaginary diagrams on the roomy sidewalks near Rathenauplatz. The intellectual environment of the Wissenschaftskolleg is conducive to grand thoughts. The paper took on theoretical wings here, enough ideas for two grant proposals, I would say in a loose moment. Of the number of papers that found their way to press in my time here, the geometry paper was the most satisfying. Nora Newcombe and I wrote revisions on her first visit, and we finished the final version for the publishers on her second visit. One thing leads to another and we are now doing a web version of the paper with lots of pictures, a cyberchapter whose making is occupying my last days in Berlin. We had great dinners with Nora, at one place in Villa Walther or another.

“Potluck” does not describe the dinner evenings properly. The meals relied on multiple sources of cooking but were, well, integrated. One would bring a salad, one would bring a soup, one would bring dessert, and the host would cook a main course. Red and white wine were arranged for, and *Mineralwasser* too. I like to think that work reflects life (or is it the other way around?). Tia, my two-year-old daughter, had a good time climbing up and down on other people’s furniture.

Looking back, I might have written more had I not read so much, talked so much, or took on so many different projects. But then, it has been all in all a productive year, and I would not have developed nearly as much intellectually without the breadth of activities. It has been a marvelous year of personal and professional development. Oh, and Tia enjoyed most of the Saturday morning *Einkaufen*.

#### Works revised in part at Wiko on their way to publication

- Spetch, M. L., K. Cheng, and C. W. G. Clifford. “Peak Shift but not Range Effects in Face Recognition.” *Learning and Motivation* 35 (2004): 221–241.
- MacDonald, S. E., M. L. Spetch, D. M. Kelly, and K. Cheng. “Strategies in Landmark Use by Children, Adults, and Marmoset Monkeys.” *Learning and Motivation* 35 (2004): 322–347.
- Oaten, M. and K. Cheng. “Academic Stress Impairs Self-Control.” *Journal of Clinical and Social Psychology*, in press.
- Cheng, K. and N. S. Newcombe. “Is there a Geometric Module for Spatial Orientation? Squaring Theory and Evidence.” *Psychonomic Bulletin and Review*, in press.



- Cheng, K. "Arthropod Navigation: Ants, Bees, Crabs, Spiders Finding Their Way." In *Comparative Cognition: Experimental Explorations of Animal Intelligence*, edited by E. A. Wasserman and T. R. Zentall. Oxford: Oxford University Press, due 2005.
- Cheng, K. "Common Principles Shared by Spatial and Other Kinds of Cognition." In *Spatial Perception, Spatial Cognition: Mapping the Self and Space*, edited by F. Dolins and R. Mitchell. Cambridge: Cambridge University Press, due 2005.
- Cheng, K. "Review of K. J. Jeffery, ed. *The Neurobiology of Spatial Behaviour*." *Animal Cognition* 7 (2004): 199–200.
- Cheng, K. "What Makes us Tick: Clocks in the Brain. Review of W. H. Meck, ed. *Functional and Neural Mechanisms of Interval Timing*." *Animal Cognition* 7 (2004): 267–268.

Guests who talked with the Spatial Cognition group

- Horst Bredekamp, on Leibniz, consciousness, perception
- Neil Burgess, on models and neurophysiology of spatial representations
- Matthew Collett, on ant navigation
- Larry Hedges, on human spatial cognition
- Mark May, on human action and navigation
- Randolf Menzel, on honeybee navigation
- Nora Newcombe, on development of spatial cognition
- Herb and Anne Pick, on human action and navigation
- Marina Vasilyeva, on development of spatial cognition
- Rüdiger Wehner, on insect navigation



AN IMPORTANT TRANSITION PERIOD  
IN MY LIFE  
ZHIYUAN CUI

---

Born in 1963 in Beijing. Professor of Political Science; School of Public Policy and Management, Tsinghua University Beijing. Publications: “Whither China? The Discourse on Property Rights in the Chinese Reform Context.” *Social Text* 55, 16 (1997). *Wrestling With the Invisible Hand*. Harvard University Press, forthcoming. – Address: School of Public Policy and Management, Tsinghua University, Beijing 100084, China. E-mail: cui-zy@tsinghua.edu.cn.

The year in Wiko was an important transition period in my life. After studying and teaching in the United States for 15 years, I was going back to teach in China via Berlin!

The year in Berlin turned out to be a fruitful preparation for my return to China. First of all, the wonderful city of Berlin enriched my understanding of European cultures. I was introduced to Adolph Menzel’s painting by my co-Fellow Robert Pippin, from whom I also learned a lot about Hegel and “Modernity”. The conversations with Quentin Skinner taught me more about “republican” (or “neo-Roman”) tradition in the West than I had learned from reading his books previously. “Nono” (Amnon Raz-Krakotzkin) and Ronig demonstrated to me and my wife the Jewish progressive intellectual tradition by their own struggle for the liberation of the Palestine people. Stefan Litwin’s musical lessons were so enlightening that I bought the CDs of every composer he mentioned! This list could run for two pages, since every encounter in Wiko is memorable.

As for my own research in Wiko, I concentrated on Proudhon and his German follower Gesell. This might sound like an unusual topic, but my motivation came from my sense of current intellectual impasse around the world. Both Marxism and Social Democracy have

lost their political and intellectual momentum. However, the disillusion about neoliberalism is also growing after the Asian financial crisis. What is the alternative? I believe the forgotten tradition of Petty Bourgeoisie Socialism (of which Proudhon is a representative) is worth reconsidering.

John Maynard Keynes has an amazing statement in his *General Theory of Employment, Interest and Money*: “The future would learn more from Gesell than from Marx.” Silvio Gesell (1862–1930) was a German businessman and Finance Minister in the government of Gustav Landauer of the *Räterepublik* of Bavaria in 1919. Gesell considers himself a disciple of Pierre-Joseph Proudhon. According to Gesell, Proudhon’s central insight was that money held a competitive advantage over labor and goods (because goods get rotten while money can be kept). Proudhon tried to raise the status of goods and labor to the level of money, but failed. Since it is impossible to alter the nature of goods, Gesell proposed to alter the nature of money: “We must subject money to the loss to which goods are liable through the necessity of storage. Money is then no longer superior to goods; it makes no difference to anyone whether he possesses, or saves, money or goods. Money and goods are then perfect equivalents, Proudhon’s problem is solved and the fetters that have prevented humanity from developing its full powers fall away.”

Concretely, Gesell proposes a “stamp scrip” or “stamp currency”. Gesell’s insight was that money as a medium of exchange should be considered a public service (just like public transportation) and, therefore, that a small user fee should be levied on it. In Gesell’s time, stamps were the normal way to levy such a charge. Now, the widespread use of computers in payment would make this procedure much easier to implement. This seems to be another utopia, but after the failure of Marxism and the retreat of social democracy, it is imperative for us to enlarge our space of imagination. The scheme of financial reform of Proudhon/Gesell is worth rethinking for this reason.

One of my most rewarding experiences in Wiko was to read Gesell in his original text with the help of our wonderful German teachers. I regret that the various pressures in life made my German language progress less than I would have liked it. I hope that another chance in Wiko someday will make up for me this regret.

Finally, let me thank all the staffs in Wiko for their kindness and professionalism. I have appointed myself Wiko’s “permanent fellow in spirit”!



A NEW BENCHMARK FOR THE HISTORY  
OF SCIENCE AND TECHNOLOGY  
STEPHAN EPSTEIN

---

Born in Frankfurt am Main, Germany, in 1960. M.A. Universities of Florence and Siena. Ph.D. Cambridge University, 1988. Research Fellow, Trinity College, Cambridge, 1987–90; British Academy Research Fellow, 1991–92; Lecturer, Department of Economic History, London School of Economics, 1992–97; Reader, 1997–2001; Professor, 2001–. Visiting Professor at Siena, 1990, 1992 and NYU, 1997; Nuffield Foundation Research Fellow, 1995; British Academy Research Reader, 2001, 2003; Senior Fellow, Dibner Institute, MIT, and Visitor, Department for the History of Science, Harvard University, 2002. Editorial boards: *Journal of Economic History*, *Oxford Dictionary of the Middle Ages*, *Istituto Internazionale di Storia Economica “F. Datini”*. Publications include *An Island for Itself: Economic Development and Social Transformation in Late Medieval Sicily* (1992). *Freedom and Growth. Markets and States in Europe, 1300–1750* (2000). *Town and Country in Europe, 1300–1800* (2001). Recent papers include “Where History and Theory Interact: Frederic C. Lane on the Emergence of Capitalism.” *Speculum* 79 (2004). “Property Rights to Technical Knowledge in Premodern Europe, 1300–1800.” *Am.Ec.Rev.* 94 (2004). “The Rise of the West.” In *An Anatomy of Power: the Social Theory of Michael Mann*, edited by J. Hall and R. Schroeder (2005). – Address: Department of Economic History, London School of Economics, Houghton Street, London, WC2A 2AE, Great Britain.

I arrived at the Wissenschaftskolleg with the cuckoos in early April, having packed off my ten-year-old son to Madagascar, where his mother was doing anthropological fieldwork (I was delighted to discover that I could speak with them once a week on their solar-powered mobile phone). In Berlin I found kind weather, congenial Fellows and staff, and wonder-

fully efficient and courteous librarians. Contrary to many other Fellows' experiences, I didn't stay long enough to abandon my original project for something more interesting, intriguing or suddenly pressing – but that is probably just as well, since the project was becoming increasingly hard to pin down in any case.

The project is part of a research programme on the origins and expansion of European capitalism, which aims to enlarge on current explanations for the “rise of the West”, the process by which the Western European economy and technology caught up with and subsequently forged ahead of Asia's great premodern civilisations between c. 1250 and 1750. Although it's been recently suggested that living standards in parts of Southeast Asia before the Industrial Revolution may have matched those in the more developed parts of Europe, we have yet to understand why the European economy grew more rapidly from a lower base between 1250 and 1750. My guiding hypothesis is that Europe's long-term development was shaped by how political authorities enforced and co-ordinated markets for goods and services and by the institutions and organisations that defined how technical knowledge was generated and disseminated. At the *Wissenschaftskolleg* I worked on how premodern technical knowledge was generated and transmitted – specifically, on craft and engineering *heuristics*. I focused on two broad themes: technical secrecy and technical codification.

A long-standing debate in the history and sociology of science concerns the craft-based origins of the Scientific Revolution and the epistemological and methodological demarcation of modern science. Both sides of the argument are problematic. Those who argue that scientific empiricism and openness originated in the observation of Renaissance craft practice have been unable to prove a clear genealogical descent and appear to ignore the widespread evidence of craft “secrecy”. Those who claim the distinctiveness of modern science emphasises the latter's intellectual openness (as opposed to craft “secrecy”) and practical reliability and reproducibility (as opposed to the ad hoc, “unthinking” or uncoded nature of craft activity). Neither of the latter claims stands up to detailed scrutiny, either. On the one hand, it appears that the propensity for craftsmen to protect their “secrets” against outsiders is to a large extent a myth established by natural philosophers in the seventeenth century, for reasons that included an inability to understand the technicians' experiential knowledge without long and tiresome training and a strong desire to establish their own intellectual credentials in opposition to older or “obscurantist” practices. There is abundant evidence that craftsmen did share their knowledge widely, although of course only similarly trained craftsmen and engineers could understand it. On the other hand, it is well

known that the “practical” sciences (biology, chemistry, metallurgy, etc.) made a very slight contribution to technological progress before the second (chemical) Industrial Revolution, because their theories were *less* reliable than those of practising technicians. Tracing the contours of intellectual debates in England and France over the epistemological and cognitive value of craft and “tacit” knowledge in the sixteenth and seventeenth centuries, which appear to have established the “black legend” of the crafts’ propensity to technological secrecy and conservatism, required working on premodern theoretical treatises, autobiographical material, and travel descriptions to identify contemporary descriptions of manufacturing and designing practices.

Like other forms of knowledge, technical and scientific knowledge includes – to differing degrees – *implicit* knowledge, based on rule finding and abstraction, which enables the acquisition of skills; *non-propositional* and *non-linear* knowledge, including imagery, with both implicit and explicit components; and *explicit, linear, propositional* knowledge, expressed symbolically in alphabetical and numeric terms. What distinguishes them from other forms of knowledge is the use of symbolic systematisation – *written and drawn codification* – for knowledge transmission to other users. Understanding how useful and reliable knowledge was increasingly codified through drawing and design, modelling, and patenting required working in the literature in psychology, philosophy, and the history of science on tacit knowledge, particularly on the limits to expressing knowledge in codifiable terms, and in the history of art, architecture, engineering, and science on premodern processes of codification.

Although codification was at the heart of the increasing efficiency in the organisation and performance of economic activities during the twentieth century, codification is not a new discovery among technicians. I found strong evidence that premodern technicians also codified their heuristic rules in response, on the one hand, to growing pressures for technical standardisation and growing mobility among skilled workers, and on the other hand, in order to reduce labour times in edifice and machine building, mining, shipping, instrument making, and other sectors that included, significantly, the most innovative sectors in the Industrial Revolution.

This discovery is important for economic and technological historians. But inasmuch as the central feature of modern science is the capacity to generate competing codes of knowledge, the evidence I charted of widespread *heuristic codification* by premodern European technicians may also cut the classic Gordian knot of how to demarcate and distinguish technical and scientific epistemologies and practices. Both similarities and differences be-

tween the practices of scientists and those of technologists are brought to light: both scientists and technicians codify rules, but differ significantly in the degree and intensity with which they do this. Whereas craftsmen and engineers codify as a means to the end of making things work, which arises quasi-incidentally from the technical and cognitive requirements of standardisation, codification is the main aim and purpose of scientific work. Yet, in fundamental ways, scientific and technological practices occur along an epistemological continuum.

The project's main theoretical contribution is thus the proposal to use forms and degrees of codification – which is a universal feature of human cognition – as the principal demarcators distinguishing scientific from technological practices and to employ codification as the principal benchmark (comparator) for a comparative history of technological progress. This focus on technical heuristics and codification can help integrate the work of economic historians with that of historians and sociologists of science.

The project's main empirical result has been to identify and begin to chart the historical patterns of technological codification, which have received little sustained attention to date. This has included an extensive survey of the literature in the history of science, of technology, of architecture and design, and of art, and in cognitive psychology, concerning the historical and cognitive frameworks for the codification and transmission of tacit, experiential knowledge. My work on codification and “secrecy” has a special interest in:

- the introduction of perspective in Renaissance painting and architectural drawing and the transition from “geometrical” to “mathematical” methods of calculation
- the debates over the professional and intellectual status of architects vs. master builders, which revolved (though seldom explicitly) around the contrast between formally codified and tacit forms of expertise
- discussions in theoretical and practical treatises in ceramics, engraving, metalworking, machine building, and architecture about technicians' heuristics and their “logics of discovery”
- the proliferation of treatises codifying naval dimensions, chronologically, from late fifteenth-century Venice to sixteenth-century Portugal, Spain, France, and England
- the introduction and diffusion of 3D models in edifice and machine building
- the cognitive advantages and limitations of patenting
- the significance of “collective invention” and knowledge sharing among premodern craftsmen and engineers

The work I pursued at the Wissenschaftskolleg has led me to hypothesise that premodern technological progress was bounded by two fundamental processes: the codification of generic technical knowledge, which increases the intensity of invention and innovation; and “collective invention”, which is an efficient means for technological diffusion, but offers weak incentives for individuals to invent.





PARAPHYSIK DES SPRINGENS:  
PRAKTISCHE ÜBUNGEN  
EGON FLAIG

---

Egon Flaig, Professor für Alte Geschichte (Universität Greifswald), vertritt eine praxeologische Geschichtsforschung. Bisherige Forschungsschwerpunkte: rituelle und symbolische Dimensionen der Politik in der Antike, insbesondere Normenkonstitution (v. a. in Hellas), Entscheidungsverfahren (v. a. in Hellas); Felder und Regeln von Kommunikation und Interaktion (v. a. in Rom); antike Memorialpraktiken; Geschichtstheorie; Historiographiegeschichte. Bücher: *Angeschauete Geschichte: zu Jacob Burckhardts „Griechische Kulturgeschichte“* (1987). *Den Kaiser herausfordern: die Usurpation im Römischen Reich* (1992). *Ödipus: tragischer Vatermord im klassischen Athen* (1998). *Ritualisierte Politik: Zeichen, Gesten und Herrschaft im Alten Rom* (2003). Er arbeitet an einem Buch über „Genesis, Risiken und Dynamik der Mehrheitsentscheidung in der griechischen Kultur“ und plant ein Werk über politisches Denken (Gleichheit, Sklaverei und Freiheit) von der Antike zur Moderne. – Adresse: Institut für Altertumswissenschaften, Ernst-Moritz-Arndt-Universität, Rudolf-Petershagen-Allee 1, 17487 Greifswald.

Die Bücher waren schneller. In ihren Paketen warteten sie bereits, als ich am 6. Oktober ankam. Sie zogen dann zusammen mit mir in die Villa Jaffé ein. Wenige Stunden später funktionierte mein Computer. Kennenlernen. Über der gemeinsamen Bootsfahrt unseres Jahrgangs leuchtete die schneidige Bläue des Oktoberhimmels; scharf konturierte sie die Bäume und Gebäude entlang des Spreekanals: egal wohin man blickte, man blickte genau. Nach manchem Geplauder erstmals ein Gespräch, unter Deck, bei warmer Suppe und Tee.

Dann begann die Arbeit. Ich lernte den hocheffizienten Bibliotheksdienst schätzen; mir wurde beigebracht, Recherchen über Datenbanken zu machen. Immer wieder beeindruckte

mich die Hilfsbereitschaft der Dienste am Wiko. Ich brauchte mich um fast gar nichts zu kümmern; und ich habe die wunderbaren Rückzugsmöglichkeiten genossen – Gelehrte wünschen sich genau das. Dann eine leichte Irritation: im Repertoire vorhandener Schriften gibt es allerlei hebräische, arabische, indische und chinesische Schriftarten – aber es gibt keine altgriechischen: die Antike ist hier nicht unser „nächstes Fremdes“, sondern unser fernstes.

In der Villa Jaffé bildeten sich schnell zwei Kochgemeinschaften: James Hunt und Stefan Litwin kochten in der unteren Küche, Ousmane Kane und ich in der oberen. Die untere ist groß, die obere klein. Die Unteren aßen zusammen, die Oberen kochten zusammen. Die Unteren diskutierten beim Essen, die Oberen beim Kochen. Unten sprach man englisch und oben französisch. So führte ich die intensivsten Gespräche in kulinarischer Umgebung nicht bei den gemeinsamen Mahlzeiten, sondern beim abendlichen Kochen – mit Ousmane; immer wieder: Sklaverei, Islam, politische Theologie, Universalismus.

Die gemeinsamen Mittagessen und ihr fröhliches Durcheinanderreden. Freilich, in meinem Englisch kommt den Aussagen ihre logische Kontur abhanden. Was tut's? – Es herrscht eine freundliche Ungenauigkeit. Sie lässt überraschend wenig Raum für Dissens. Wahrscheinlich weil Dissens schroff wirkt, sofern er nicht eingebettet ist in einem stetigen Austausch. Die Stetigkeit ist das Problem. Wer viel joggt und gerne tanzt weiß, wie unerlässlich die Übergänge sind und schätzt jene Stetigkeit, welche jede Bewegung aus der vorangegangenen entlässt. Auch die intellektuelle Anstrengung gelingt am besten in der nachhaltigen Bewegung. Das Springen ist dem abhold. Doch beim Mittagessen ist kaum etwas anderes möglich als Springen. Wenn es gut geht, ist es Sirtaki: Alle springen gleichrhythmisch zu neuen Themen. Wenn es schlecht geht, springt jeder arrhythmisch in die Höhe. Die konversationelle Artistik beim Mittagessen – wenn es ein guter Tisch ist – heißt: aus dem Anlauf zum Hochsprung über die Pointe.

Welche Erleichterung für den Vertreter eines Orchideenfaches: Klatsch über Fachkollegen findet hier nicht statt. Andererseits: sehr selten ein Gespräch. Mangelt es an homogener Interessenlage, oder an intellektuellem Gleichklang, oder an analoger Bildung? Nicht bloß. Einem Literaturwissenschaftler klar zu machen, dass „Freilassung von Sklaven“ nicht „Abschaffung der Sklaverei“ bedeutet, dauert regulär etwa 20 Minuten; doch anders als beim Fußball gibt es keine reguläre Spielzeit. Es kann also – dank der unentwegten Unterbrechungen am Mittagstisch – ewig dauern. Da wir aber nur wenige Monate (ach!) hier sind, wird der Unterschied niemals klar; und dieser wird in dem Maße unwichtig, wie die Chance sinkt, jemals auf ein angerissenes Thema zurückzukommen. Welch ein Trümmersfeld von abgebrochenen Gesprächen überblickt der Engel retrospektiven Bedauerns!

Aber Fragmente haben ihren romantischen Reiz und laden den Geist zum Erbasteln memorialer Mosaiken ein. In meiner Erinnerung konfiguriert sich der Grundriss einer unendlichen Zwiesprache.

Woher dann die schönen Gespräche über chinesische Kultur? Und jene über Sklaverei in der Neuen Welt oder über Geschichtlichkeit und Universalien? Offensichtlich sind hier Gelehrte, die als Intellektuelle etwas zu sagen haben; es kommt nur darauf an, sie ausfindig zu machen und im rechten Moment mit ihnen zu sprechen.

Die Dienstagskolloquien. Die Wortmeldungen zur Diskussion zeitigen ein hübsch anzuhörendes Hüpfen entlang diskontinuierlicher Aspekte. Die Diskussion ist gegen fast jede Gefahr gefeit, in die Tiefe zu gehen. Und das ist gut so. Denn was will man schon in der Tiefe? Mich amüsiert die Erwartbarkeit sehr vieler Fragen, schon hundertmal gehörter, auf so vielen Tagungen. Fachkollegen stellen weniger Fragen; doch sie bleiben näher bei der Sache, treffen schneller den Kern und verweilen bei diesem. Interdisziplinarität ist zu loben, obschon sie mir die alte Erfahrung nicht erspart: zwanzig interdisziplinäre Vokabeln erlauben jedem zu jedwedem Thema irgendetwas zu sagen. Jargonale Leerläufe gibt es überall; aber intradisziplinär lassen sie sich leichter sanktionieren als interdisziplinär. Indes, immer wieder klingt ein trefflicher Einwand auf wie ein unbekanntes aber doch ersehntes Motiv, eine kluge Bemerkung, um derentwillen das zuhören lohnt. Es gilt, das seltene, das überraschende Argument herauszuhören und dieses selektive Hören einzuüben.

Ein Wissenssoziologe hätte seine Freude, wenn er die Formen des konversationellen Austausches beobachtete; täte er es unter Bourdieuscher Perspektive, träten die Hierarchien hervor, die harschen und die sublimen; täte er es unter Foucaultschen Prämissen, dann entdeckte er die neuen Scheidelinien – die Dominanz eines Diskurses, der manches erlaubt und vieles verbietet. Der zurzeit herrschende multikulturalistische Diskurs verhängt neue Sprechverbote. Seine Maxime: Kulturelle Besonderheiten – insbesondere, wenn sie an „westlichen“ Kulturen auftauchen – sind tabu (dürfen entweder nicht existieren oder nicht thematisiert werden), falls sie als Insuffizienzen anderer Kulturen – insbesondere „nicht-westlicher“ – erscheinen könnten. Damit setzt er jedwede politische Anthropologie unter einen Druck, ihr Dasein zu rechtfertigen, der nicht bloß produktiv ist. Paart er sich mit dem Betroffenheitsdiskurs, dann ist er für die Wissenschaft tödlich; davor schützt auch nicht der beschwörende Name dieses Kollegs. Die soziologischen Mechanismen, unter denen dieser Diskurs seine Wirkung ausübt, liegen größtenteils außerhalb des Wiko, lassen sich an den Personen, ihren Biographien und Karrieren oft bloß erraten. Über sie zu reflektieren bedeutet nicht ihnen beizukommen.

Manche Forschungsthemen erregen Ärgernis bei der *political correctness*; auch meines: die Mehrheitsentscheidung. Gespräche darüber leiden ersichtlich unter jenem Alb auf den Gehirnen, welcher *the closing of the European mind* vorantreibt. Die alten elitären Diskurse gegen die Mehrheitsentscheidung – „Herrschaft des Pöbels“ – kehren nun wieder, eingekleidet ins moralisch überlegene Gewand der Fürsprache für die neuen „Minoritäten“. Trotzdem gibt es interkulturelles Lernen: Zhiyuan Cui gab mir den Hinweis auf die Bedeutung des Condorcet’schen Jury-Theorems für die Legitimierung der Mehrheitsregel.

Drei Kapitel sind fertig. Es sind jene Kapitel, vor denen ich mich fürchtete, weil ich nicht wusste, ob es möglich und sinnvoll sei, eine Skala von Entscheidungsverfahren anzulegen, auf welcher die Mehrheitsentscheidung als Variante zu verorten ist. Möglich ist das, sofern man sich über längere Zeit ungestört versenken kann in eine ethnologische Empirie, die anfänglich chaotisch wirkt. Sinnvoll ist dieses Vorgehen, weil es erlaubt, unterschiedlichste Varianten des kollektiven Entscheidens in angebbare Komponenten zu zerlegen. Gewiss, das kategoriale Inventar muss zu hinreichender Differenzierung fähig sein; teilweise muss ich es selber erstellen, weil bestimmte Probleme erst im neuen Fragehorizont auftauchen. Die Forschungsmethode gehört daher teils zur politischen Anthropologie teils zur historischen Soziologie. Mit ihr lassen sich einerseits die Besonderheiten der institutionalisierten Entscheidungsverfahren – ihre hohe politische Effizienz – entideologisieren (sie sind nicht spezifisch europäisch, finden sich z. B. auch in buddhistischen Klöstern Japans); und mit ihr lassen sich andererseits jene Bedingungen soziologisch spezifizieren, die der griechischen Kultur zu ihrer politischen Besonderheit verhalfen. Vielleicht wäre ich fertig geworden, hätten mich die musikalischen Verführungen nicht immer wieder zum Aufspringen weg vom Schreibtisch verleitet.

Anregend und wertvoll waren die langen und sprunglosen Gespräche mit Christoph Horn über Selbstreflexivität und direkte Demokratie, über die demokratische Eingrenzung von direkter Demokratie und über die Veränderung des Bürgers in der politischen Partizipation. Kostbar die Gespräche – peripatetisch und rhythmisiert durch häufiges Stehenbleiben – mit Kurt Flasch über Universalismus und Geschichtlichkeit.

Mannigfaltigste Anregungen, empfangen bei so vielen gemeinsamen Unternehmungen, sind nun gut verstaut und überstehen hoffentlich den Absprung – zurück in die universitäre Alltäglichkeit, welche doch nicht mehr dieselbe ist: denn wenn man schon nicht zweimal in denselben Fluss steigen kann, dann vermag man noch weniger als derselbe zum zweiten Male an die Universität Greifswald zu gehen, wenn man erst einmal hier gewesen ist.



ERKUNDUNGEN  
PASCAL GROSSE

---

Neurologe, Neurowissenschaftler und Historiker. Wissenschaftliche Interessen: Neurophysiologie des Schlafs; Veränderungen des Träumens bei neurologischen Erkrankungen; physiologische und pathologische Synchronisation im motorischen System; Geschichte des bio-politischen Denkens vom 18. bis zum 21. Jahrhundert; deutscher und europäischer Kolonialismus. – Adresse: Klinik und Poliklinik für Neurologie, Charité-Universitätsmedizin Berlin, Campus Virchow-Klinikum, Humboldt Universität zu Berlin; Augustenburger Platz 1, 13353 Berlin.

Bevor ich im Oktober des Jahres 2003 im Wissenschaftskolleg einzog, hatte ich gedacht, ich würde Berlin gut kennen. Immerhin war ich vor einem mehrjährigen Forschungsaufenthalt in London schon mehr als 15 Jahre in (West-)Berlin beheimatet gewesen. Aber Berlin-Grünwald und die Perspektiven, die sich von hier auf die Stadt und ihre Menschen ergeben, waren mir bislang verborgen geblieben. Aus diesem geographischen Winkel fühlte ich mich als ein teilnehmender Beobachter am Leben in Berlin, immer mit einer Distanz zur Stadt und gleichwohl ein Teil derselben. Gelegentlich hatte ich den Eindruck, diese Dopplung gilt auch für das Leben am Wissenschaftskolleg insgesamt, da aus dem Blickwinkel viele Aspekte des Berliner Lebens und seiner Vielfalt verborgen bleiben, gleichwohl entwickelt sich im Kolleg ein eigenes Leben, ohne nur Parallelwelt zu sein.

Die Einladung des Wissenschaftskollegs nahm ich als Anlass, um meine neurowissenschaftlichen Forschungen in London vorläufig zu beenden, ohne jedoch zu wissen, in welcher Institution ich nach dem Jahr im Wissenschaftskolleg weiterarbeiten würde. Diese Konstellation beinhaltete, zwar keine Sicherheiten zu haben, aber ein gehöriges Maß an

Freiheiten. Für meine wissenschaftlichen Interessen bedeutete dies, dass ich nicht nur die einmalige Gelegenheit haben würde, ein neues historisches Projekt bearbeiten zu können, das mich schon seit längerem bewegte. Ich würde ferner die Möglichkeit haben, mir nicht sonderlich vertraute Themenfelder im Schnittpunkt zwischen Neuro- und Kulturwissenschaften zu sondieren, ohne dass sich hieraus unmittelbar neue Projekte ergeben würden. Zugleich konnte ich an meiner alten Arbeitsstätte in Berlin Pilotexperimente durchführen, ein Luxus wie ich allmählich bemerkte, denn für experimentelle Forschung ist das Umfeld am Wissenschaftskolleg eher problematisch. Demnach fasste ich das Jahr am Wissenschaftskolleg als eine Periode neuer Erkundungen auf, nicht eine, in der ich Dinge abschließen würde, die schon halb fertig in der Schublade lagen. In gewisser Weise wies meine Arbeit am Kolleg somit eine Parallele zu meiner neuen Sicht auf Berlin auf, das ich aus der Grunewald-Perspektive ebenfalls neu erkundete.

Mein Hauptprojekt galt zerebralen Geschlechterkonstruktionen im 18. und 19. Jahrhundert. Vor allem die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Bibliothek waren mir mit unvergleichlicher Geduld dabei behilflich, meine bisweilen ausgefallenen Literaturwünsche in eine materielle Realität umzusetzen, so dass ich mit diesem Projekt sehr gute Fortschritte machte und die Monographie in ihren Grundzügen konkrete Gestalt angenommen hat. Aber wie immer bei nicht ganz zielgerichteten intellektuellen Erkundungen, erschlossen sich mir neue Aspekte und Zusammenhänge, die abseits von dem engeren Projekt angesiedelt waren, so dass sich ein weiteres Buchprojekt abzeichnet, das ebenfalls das Gehirn als historisches Substrat bio-politischen Denkens zum Thema haben wird. Natürlich weiß ich nicht, ob sich diese Erweiterungen meiner Überlegungen in gleicher Weise außerhalb des Kollegs ergeben hätten. Dennoch meine ich, dass gerade die intensive Diskussion mit einigen der Fellows und Mitarbeitern des Kollegs, vor allem ihr interessiertes, beharrliches und herausforderndes Nachfragen dazu beigetragen haben, meine Gedanken klarer zu fassen und Verbindungen zu sehen, die mir ansonsten verborgen geblieben wären. Es ist also nicht nur die seltene Gelegenheit, sich für ein Jahr ein wenig von Arbeits- und LehrROUTINEN zu lösen, sondern auch die konstante Debatte mit einigen Personen, die für mich das Kollegleben prägten. Der Preis, der zu zahlen war, betraf die Arbeitseffizienz. Selten zuvor hatte ich das Gefühl, dass mir Zeit so sehr zwischen meinen Fingern zeronnen wäre wie in diesem Jahr. Dazu trug nicht zuletzt das intensive Vortragsprogramm bei: Dienstagskolloquien, Mittwochabendveranstaltungen, außerordentliche Vorträge eingeladener Gäste oder von Partnern der Fellows, um nur einige der Kategorien zu nennen, die neben eher gesellschaftlichen Anlässen die Kontrolle über die eigene Zeitorganisation erheblich einschränkten.

Ob die am Kolleg vertretene Inter-, Multi- oder Transdisziplinarität ein erfolgreiches programmatisches Konzept darstellt, habe ich gelegentlich mit Fragezeichen versehen, obgleich ich mich selbst in mehr als einer Disziplin bewege. Die meisten Beiträge, die ich verfolgt habe, waren interessant, aber zumeist unter dem Gesichtspunkt, dass ich von diesen Themen wenig wusste. Jedoch bedeutet Interesse noch nicht, dass sich hieraus für die Gesamtheit der Fellows und der Kollegsmitarbeiter auch tatsächlich ein längerfristiger wissenschaftlicher Dialog und eine fruchtbare Neubewertung des eigenen wissenschaftlichen Horizonts ergibt. Sicherlich trägt das ritualisierte und deswegen bisweilen starr wirkende Dienstagskolloquium nicht zu einer Öffnung der disziplinären Diskurse bei. Wenn eine solche Öffnung erfolgte, dann waren es die informellen und eher zufälligen Gespräche beim Essen, am Fotokopierer und in den Rauchpausen – wie auch im sonstigen Leben.

Das Abschiedsfest, das die Fellows für die Mitarbeiter des Kollegs ausrichteten, spiegelte aus meiner Sicht die vorherrschende Atmosphäre wider, die das gemeinschaftliche Leben über weite Strecken während dieses Jahres prägte: freundlich, lustig, ironisch, bisweilen selbstironisch. Dazu trugen jedoch nicht nur die Fellows bei, sondern im besonderen Maße auch alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Kollegs, denen ich an dieser Stelle nochmals für Ihre herzliche Freundlichkeit, Professionalität und Hilfsbereitschaft danken möchte. Auch in diesem Sinne war die Neuentdeckung der Stadt Berlin aus der Grunewald-Perspektive nicht nur eine unwiederbringliche intellektuelle und persönliche Bereicherung, sondern auch ein guter Anfang für eine allmähliche Rückkehr nach Berlin in seiner ganzen Vielfalt.



MOBILITY AND ART  
ROSSITZA GUENTCHEVA

---

I was born in Sofia and studied modern and contemporary history at the University of Sofia (M.A. 1992), the Central European University in Budapest (M.A. 1995), and the University of Cambridge (M.Phil. 1997; Ph.D., 2001). Since 2000 I have taught in the Department of Cultural Studies and the Department of European Studies at the Faculty of Philosophy and at the Department of Modern and Contemporary History at the Faculty of History of the University of Sofia. My research interests are in the field of the social and cultural history of communism, the social history of language, as well as of consumption, travel and migration in socialist Bulgaria. I have written articles on the symbolic geography of language, sounds and noise in socialist Bulgaria and on post-1989 Bulgarian migrations. For the academic year 2004/05 I will be a Fellow at the Centre for Advanced Studies in Sofia and will research practices of internal exile and ascribed residence as control and management of the movement of people. – Address: j.k. Strelbishte, bl. 21, ap. 9, 1408 Sofia, Bulgaria.

As a member of the Cultural Mobility group, I spent my year at the Wiko thinking about movement from a variety of angles and perspectives. I was used to reflecting on the movement of people (tourism in socialist Bulgaria) and the movement of objects (the import of Western goods in a socialist economy) and was broadly aware of the lines of thought connecting movement with migration, travel and consumption. An entirely new way of exploring mobility which I discovered while at the Wiko was the domain of movement and art and the aesthetic dimension of mobility. For a historian interested in the social history of communism, approaching movement from the field of art was quite unexpected yet profoundly stimulating and beneficial. My scholarly fascination with investigating the social implications of



mobile bodies and products developed into a more complex experience of reading about movement from diverse points of view and, further, to watching how movement was painted in museums and staged in exhibition halls both in and outside of Germany.

The first impulse came from discussions about representations of movement in Renaissance paintings, from the meaning of moving figures in Bosch and Bruegel to the influence of Greek art on Botticelli in depicting movement through floating tissues, veils and hair. While Bruegel used a series of flashes, frozen gestures and postures, Botticelli embraced the challenge of representing motion by painting the resistance of material and bodily surfaces to displacement of any kind – i. e. caused by the wind, a march, or a dance.

The inspiration I took in exploring other techniques of representing movement led me to rediscover the early Paul Klee, in the substantial Klee collection of the Sammlung Berggruen in Berlin. Klee faced a bigger challenge than his Renaissance predecessors, for he struggled to represent not only movement, but patterned, directed movement, meaning rhythm, which is neither simple sequence, a patternless recurrence in time, or overdetailed repetition suffering from excess of accent. Conceiving rhythm as the essence of both movement and music, he tried to visualise them, as in “Dreitakt” (1919). Klee’s endeavour to represent rhythmic configurations resulted in a complex theory that fused colour, form and rhythm – and in a range of paintings entitled “Fugue in Red”, “Rhythmical”, “In Bach’s Style”, etc.

Looking further for techniques of representing movement in 20<sup>th</sup>-century art inevitably led me to discovering artists who not only wished to document and register movement, but also to realise it. Many contemporary artists, like representatives of the kinetic art of the 1950s and 1960s as well as their early precursors of the first half of the 20<sup>th</sup> century, emphasised not so much reproducing movement, but on making it visible, by creating art that moved. Drawing heavily on the ideas of futurism, kinetic artists saw movement itself as a source of artistic value, thereby turning mechanics into art. Hailing physical motion and its agents – wind, light, gravity – kinetic artists acclaimed the new industrial technologies, investing science with utopian social-transformative power. Among the founding fathers were Laszlo Moholy-Nagy with his “Licht-Raum-Modulator”, Alexander Calder with his mobiles, and avant-garde Russian sculptors and architects Antoine Pevsner and Naum Gabo, the latter featuring prominently at the exhibition “Russians in Berlin” of the Berlinische Galerie in the fall of 2003.

One of the best places to contemplate kinetic art in the first part of 2004 was the Atomium monument in Brussels, itself a steel embodiment of the faith of late 1950s sculptors

and architects in the might of new technology and scientific progress. The exhibition “In balance and in movement” showed the work of several artists preoccupied with the solidity of surfaces and the cadence and pulse of movement. The sensation of movement was achieved with the help of two techniques. In the first case, art products – mobile objects and automata – literally, physically moved, either powered by the air or a hidden electrical motor (the vibratiles of Pol Bury, the machine sculptures of Jean Tinguely). In the second, the sense of motion was arrived at either through the movement of the spectator in front of an immobile piece of art or through the illusion that the work of art was in motion (Yaacov Agam, Jesus-Rafael Soto).

The so called OpArt – or optical illusion – produced the appearance of movement and a semblance of mobility by actively involving the viewer in the artistic process. The spectator was either displaced – asked to move around a stable and solid piece of art, whose elements looked different depending on his/her location – or his/her eyes were “cheated”, “tricked”, as it were, by the use of a myriad of optical devices, reflective materials and transparent surfaces that intensified, magnified or minimised a perceived, “virtual” motion. Emphasis on the perception of movement rather than the physical movement of an artistic product meant an increased interest in the mechanisms of control of static images as well as in virtual movement, “which always exist in tension with factual immobility”, according to William Seitz (*The Responsive Eye*, 1966).

Although at first glance there may not be too palpable a relation between a sudden engagement with movement in art and the longer-term pursuits of a social historian of communist Bulgaria, thinking about mobility through art did have a direct bearing on my scholarly endeavours. Seeing mobility through art compelled me to pay more attention to different techniques of representing movement and to incorporate them both in my teaching and research.

It now seems to me insufficient just to teach students Michel de Certeau’s paradigmatic text on movement in the city, “Marches dans la ville” (in his *L’Invention du Quotidien, Arts de faire*) or Walter Benjamin’s writings on the flaneur. In my course on Cultural Mobility that I designed for the next academic year, I included them together with a video colloquium, documenting how contemporary performance artists experience walking in the city nowadays and around the world. Adding the theme of rhythm as well as the figure of the flaneur-archivist, the video colloquium not only shows movement as a speculative artistic tool, but also visualises the very practices of movement in an urban environment. Although I have used films in my teaching for a while before coming to the Wiko, in this

new academic year assigning films to my students will have a deeper reason than mere illustration.

Then, reading about and seeing the products of avant-garde Russian and early Soviet artists turned my attention to socialist art as legitimating the utopian dreams of the political establishment. Whereas in general this is a topic quite well researched, the aesthetics of movement in particular has attracted less interest. Art in motion gave sensory form to ideological imperatives and a new experience of time – revolutionary time in the USSR and elsewhere. Fantasies of physical motion and movement through space were rendered as temporal movement that fit the trajectory of communist history and progress.

Seeing how movement was represented in art made me think of some parallels in the research on movement in the social sciences. Painting movement through the resistance of the material surface can be thought of as analogous to the description of movement of people and objects as crossing or transgressing closed and well-guarded borders. Depicting patterned, directed movement and rhythm could be matched by the effort to trace and delineate big migration waves and flows. The transformation of a work of art depending on the location of the responsive eye of the moving spectator may correspond to the practice of writing memoirs when a traveller casts a different glance on an already past experience. The technique of collage is similar to the process whereby various cultural artifacts are reconceptualised in a novel manner in a new context. And last but not least, the individual contributions of all members of the Cultural Mobility group to our common volume can be seen in a new light if conceived as different techniques of representing movement.



## ADJUSTMENT PATHS PETER A. HALL

---

Peter A. Hall is Director of the Minda de Gunzburg Center for European Studies, Harvard College Professor, and Krupp Foundation Professor of European Studies at Harvard University, where he has taught since 1982. He received his B.A. from the University of Toronto, M.Phil. from Oxford, and Ph.D. from Harvard. His publications include *Governing the Economy* (1986). *The Political Power of Economic Ideas* (1989). *Developments in French Politics* with Howard Machin and Jack Hayward (1990). *Varieties of Capitalism* with David Soskice (2001), and more than sixty articles on European politics, public policy-making and comparative political economy. He has been a visiting fellow at the Center for Advanced Study in the Behavioral Sciences, Stanford, the Wissenschaftszentrum, Berlin, CNRS, Paris, the London School of Economics, and the Instituto Juan March, Madrid. He is co-director of the Successful Societies Program of the Canadian Institute for Advanced Research and President of the Comparative Politics section of the American Political Science Association. – Address: Minda de Gunzburg Center for European Studies, Harvard University, 27 Kirkland Street, Cambridge, MA 02138, USA.

Like many people in Germany, I spent much of the year thinking about the impact of global market forces on the prosperity of European societies and on the capacity of their governments to provide social protection. Such issues are unavoidable in Berlin, a city that is spending, by some accounts, 700,000 euros an hour simply to pay the interest on its existing debt. In the leafy Grunewald, we were largely insulated from the effects of fiscal crisis, not least by the notable generosity of the staff of the Wissenschaftskolleg and its supporters. Even for its regular residents, Berlin remains the most livable of any major European

capital, full of life, cultural ferment, and engaged intellectual debate. To come to know it better was a joy.

Still, one cannot help but worry about the economic problems facing Europe, and my worrying took the form of sustained reflection about the future of the German model, which occupies a special place among the “varieties of capitalism”. In the first half of the year, I completed several articles outlining and refining the approach to comparative capitalism that I have been developing with David Soskice and other collaborators. One of my core preoccupations was how to specify the “institutional complementarities” that link different spheres of the political economy. I believe, for instance, that the economic effectiveness of the institutions that regulate a nation’s labor markets depends on the character of the institutions regulating its corporate governance. If this is correct, the implications are profound. They mean that governments should not reform labor markets without considering corresponding reform of capital markets.

Since theories of this sort are still in an early stage of development, one of the problems with which I have been grappling is to understand precisely how institutions in one sphere of the political economy condition the operation of those in other spheres. Similarly, one has to ask: what range of institutional variation in each sphere is compatible with efficiency in other spheres? Much of my year was devoted to such issues. I took advantage of proximity to German sources to consider how the institutional complementarities that this nation has displayed might be affected by the development of a low-wage service sector and to ask whether recent reforms in corporate governance have inspired fundamental shifts in how German firms secure capital and relate to one another.

The broader issues in this research program concern the politics of economic and social change. I came to the Kolleg interested in exploring how European societies respond to the opening of international markets, planning to compare previous eras to the contemporary period, but I found myself concentrating on the past two decades as a case against which to assess earlier episodes. It is difficult to imagine a better site for such an inquiry than Berlin during a year of intense conflict about the proposals of Agenda 2010 that are being enacted by the Schröder government. However, I also completed an edited volume that examines the relationship between social, economic, and political change in France over the past two decades. In its introduction, I consider how contemporary political conflicts are linked to changes in the patterns of popular well-being inspired by social and economic change. I have begun work on two further papers, one that elaborates a framework for understanding the politics of institutional change from a varieties-of-capitalism perspec-

tive, using recent developments in Germany as the core case, and another that explores the relationship between changes in the industrial relations system and institutional reform in the sphere of corporate governance across the major European political economies. These will feed into the wider project about the negotiation of economic flexibility and social change that remains my core intellectual endeavor.

The year also provided a welcome opportunity to read and write about another of my longstanding preoccupations, namely, the methodologies of the social sciences. Stimulated by contact with scholars at the Kolleg working in cognitive science and cultural studies, I wrote two essays, one about the use my own discipline has made of the comparative method and another about the value of what I call systematic process analysis. After a year of colloquia in literary studies, history, and philosophy, I have come away convinced that, while there are important differences between the humanities and social sciences, the enterprises in which we are engaged are all ultimately interpretive and marked by many commonalities.

One of the most rewarding features of the year, for me as well as for Rosemary Taylor, my partner, who found the Kolleg a congenial place in which to pursue her own scholarly work, has been our engagement with the other scholars from all over the world working in a multitude of disciplines at the Kolleg. Although I can identify only a few passages in my work they have influenced so far, their impact on my intellectual viewpoint will ultimately be profound. They have opened up new worlds to us, new ways of seeing, that are intensely stimulating. Moreover, from the first day of the intensive German course, our interactions were suffused by a warm camaraderie. Intense intellectual engagement with a group of people who are as remarkable as their ideas has been an extraordinary pleasure and a distinctive dimension of our year at the Kolleg. We leave Berlin grateful for the opportunity to be here, with new friends, new ideas, and fond memories of a fascinating city, deeply-textured and full of promise notwithstanding its dilemmas.



IMPRESSIONEN EINES FAST  
GEGLÜCKTEN JAHRES  
ULRICH HERBERT

---

Jahrgang 1951; Studium der Geschichte, Germanistik und Volkskunde an der Universität Freiburg i. Br.; danach Lehrerausbildung und Tätigkeit als Studienrat. 1980 bis 1984 Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Essen; 1984–1992 Wissenschaftlicher Assistent für Neuere Geschichte an der Fernuniversität Hagen. 1985 Promotion, Universität Essen (*Fremdarbeiter: Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes“ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches*); 1987/88 Research Fellow am Institute for German History, Tel Aviv University, Wiener Library. 1992 Habilitation an der Fernuniversität Hagen (*Best: biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft, 1903–1989*). Von 1992–1995 Direktor der Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus, Hamburg; seit 1995 Professor am Historischen Seminar der Universität Freiburg i. Br., Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte. Seit 2000 Leiter der Forschungsgruppe „Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft, 1920–1970“, zusammen mit Professor Rüdiger vom Bruch, Berlin; seit 2001 Mitglied des Wissenschaftsrats. – Adresse: Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte, Historisches Seminar, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Werthmannplatz, KG IV, 79085 Freiburg i. Br.

### 1. Am Schreibtisch

Ziel meines Aufenthalts am Wissenschaftskolleg war es, mit einem Manuskript zur deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert zu beginnen und damit so weit zu gelangen wie möglich. Heimliches Ziel war natürlich: es abzuschließen. In dem Abstract, der bei Beginn des Wiko-Jahres von den Fellows über ihr Arbeitsvorhaben angefertigt wird, hatte ich formu-

liert: „Der dabei verfolgte Ansatz geht von einer relativen Einheit der Jahrzehnte der Hochmoderne etwa zwischen 1900 und 1970 aus und versucht eine Interpretation der deutschen Geschichte, die sich einerseits dem europäischen Vergleich öffnet und die zum anderen die katastrophische Geschichte dieses Landes in der ersten Hälfte des Jahrhunderts und die Erfolgsgeschichte Westdeutschlands in der zweiten Hälfte konzeptionell aufeinander zu beziehen in der Lage ist.“

Meine Überlegungen konzentrierten sich zunächst auf drei Felder: Zum einen hat sich seit der Mitte der 1980er-Jahre in Westdeutschland, aber auch international, eine Verlagerung des Schwerpunkts der Forschung zur Geschichte des nationalsozialistischen Deutschlands durchgesetzt. Nicht mehr die Fragen nach den Voraussetzungen für die Machtergreifung der Nazis oder nach der Struktur des politischen Systems der NS-Diktatur standen im Vordergrund, sondern die nationalsozialistischen Massenverbrechen – an den Juden, an der Zivilbevölkerung in Polen und der UdSSR, an den sowjetischen Kriegsgefangenen, um nur die größten Opfergruppen zu nennen. Zugleich stand das Verhalten der deutschen Bevölkerung in diesem Zusammenhang im Mittelpunkt des Interesses. Im Ergebnis erwies sich, dass die politische, ideologische und mentale Einwurzelung des NS-Regimes in der deutschen Gesellschaft sehr viel tief greifender war als bis dahin bekannt. Aber – haben sich, grob gesprochen, die Deutschen hierbei an der NS-Ideologie orientiert? Oder drückten die Nazis in ihrem Tun, Denken und ihrem Habitus eher Tendenzen aus, die in größeren Teilen der Bevölkerung und weit über die Anhänger- und Wählerschaft der NSDAP hinaus seit längerem verankert waren?

In den 1990er-Jahren setzte – zweitens – eine Intensivierung der Forschung zur Sozial- und Kulturgeschichte der Bundesrepublik ein. Sie stellte zunächst den außerordentlich starken Kontrast zwischen den Ausgangsbedingungen nach 1945 und der Etablierung einer liberalen Demokratie heraus, die zu Beginn der 80er-Jahre nahezu weltweit als stabil angesehen wurde. Wie aber war das mit den Ergebnissen der neueren NS-Forschung vereinbar? Wie hatten sich aus den Nazis von 1945 die liberalen Bundesbürger von 1980 entwickeln können? Noch dazu in so kurzer Zeit? Die Antwort auf diese Frage lautete kurz gefasst: In den 1950er- bis 1970er-Jahren, vor allem zwischen etwa 1959 und 1974, lässt sich in Westdeutschland ein Schub tief greifender Wandlungsprozesse feststellen, der sich auf die privaten Einstellungen in Bezug auf Lebensweisen, Normen und Wertesysteme ebenso bezog wie auf das Rechtssystem, die Akzeptanz fremder Kulturen, das politisch-kulturelle System und den öffentlichen Diskurs. In diesen Liberalisierungsprozessen, so die hieraus abgeleitete These, ist die (west-)deutsche Bevölkerung von der postdiktatorialen Volksge-



meinschaft in die Gesellschaft der liberalen, westlich orientierten Bundesrepublik transformiert worden.

Drittens: Diese Thesen, in sich vielfältig differenziert, haben sich nach wie vor als plausibel erwiesen. Sie standen aber schnell vor zwei Problemen: Denn zum einen bezogen sich diese Transformationen gar nicht oder nur in wenigen Bereichen auf spezifisch nationalsozialistische Überhänge, sondern vielmehr auf seit längerem virulente autoritäre, antipluralistische, antiliberale Traditionen, die bis ins 19. Jahrhundert zurückreichten. Und zum anderen finden wir die hier beschriebenen Wandlungsprozesse der 1960er-Jahre so und ähnlich auch in nahezu allen anderen entwickelten westlichen Industriestaaten – und zwar auch in solchen, die keineswegs eine diktatoriale Tradition besaßen. Wie sollte dann aber die NS-Vergangenheit der treibende Faktor der beschriebenen Liberalisierungsprozesse in Westdeutschland sein? Und wie kommt es, dass sich in den 1960er-Jahren mentale und kulturelle Veränderungen solcher Intensität nahezu weltweit durchsetzten? Spielen hierbei nicht andere, längerfristige Entwicklungen eine Rolle, die jenseits der nationalgeschichtlich bedeutsamen politischen Periodisierungen liegen?

Das verband sich zudem mit Fragen nach der in den vergangenen zehn Jahren gleichfalls intensiv beforschten Geschichte der DDR – weniger im Sinn der Parallelsetzung der beiden Regimes unter dem Vorzeichen der Totalitarismusforschung, als vielmehr von der Überlegung geleitet, inwieweit sich in der DDR autoritäre und antiliberale Denk- und Verhaltensweisen unter veränderten Vorzeichen erhalten bzw. restabilisiert haben. Gibt es in den 1960er- und 70er-Jahren auch in der DDR-Gesellschaft Reflexe auf die in den westlichen Ländern stattfindenden Prozesse der Liberalisierung und Demokratisierung? Mit welchen Auswirkungen? Und wie sind sie historisch zu erklären und einzuordnen?

In den vergangenen Jahren haben wir in Freiburg eine Reihe von Untersuchungen in Gang gebracht, die diachrone, langfristige Orientierungen und ihren Wandel in Deutschland betrachteten – etwa über Familienleitbilder, über sexuelle Devianz, über Erziehungsstile, über den juristischen Umgang mit sozialen Minderheiten und anderes. Darin bestätigte sich, dass wir deutliche Wandlungsintensivierungen in diesen Bereichen einerseits in den Jahren um die Jahrhundertwende, andererseits in den 1960er- und 70er-Jahren feststellen können. Daraus legten sich erste Überlegungen zur Periodisierung des 20. Jahrhunderts nahe, denen ich nun näher auf den Grund zu gehen versuchte: Gibt es einen inneren Zusammenhang zwischen der Zeit um 1900 und den 1960er-/70er-Jahren? Markiert diese Zeitspanne eine eigene historische Phase? Aber durch was wird sie konstituiert? Durch den Primat des Industrialismus? Durch die Herausforderung der liberalen Gesellschaft

durch die rechten und linken Radikalismen? Und inwieweit trifft das sich hier andeutende Modell auch auf andere fortgeschrittene westliche Gesellschaften zu? Denn wenn es hier offenbar weitreichende Parallelen gibt – welche Schlussfolgerungen ergeben sich daraus für eine (west-)europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts insgesamt? Und was folgt daraus wiederum für die Spezifika der deutschen Geschichte?

In den Zeiten der Transnationalität eine Nationalgeschichte zu schreiben, hat etwas Anachronistisches. Aber doch hat sich bei mir in diesem Jahr der Eindruck bestätigt, dass durch den Primat des Transnationalismus die eigentlichen Defizite eher überspielt werden. Es gibt ja seit einigen Jahren zahlreiche Versuche, eine europäische Geschichte in transnationalem Ansatz zu schreiben – die Geschichte der Frauen in Europa zum Beispiel, die Geschichte der Migration u. a. Ein Problem dabei ist aber, dass ein solches sektorales Vorgehen die nationalgeschichtliche Perspektive entweder stillschweigend voraussetzt oder die Vision einer gemeinsamen europäischen Gesellschaft gewissermaßen nach rückwärts transponiert und so die ältere und die jüngste Vergangenheit auf gemeinsame Linien und Traditionen hin abprüft; so als sei der Nationalstaat lediglich eine Verirrung der vergangenen 150 Jahre gegenüber einer ansonsten im Wesentlichen gemeineuropäischen Erfahrung. Das aber geht an der Erfahrung der Protagonisten vorbei, die das 20. Jahrhundert als in extremer Weise nationalstaatlich bestimmt erlebt haben. Tatsächlich aber sind die Kenntnisse der Geschichte der je anderen europäischen Länder nur in geringem Umfang verbreitet, meist begrenzt auf die drei oder vier großen Länder.

Zu den besten Phasen meines Wiko-Jahres gehörten daher jene Wochen, in denen ich versucht habe, mich intensiver mit der Zeitgeschichte anderer, auch kleinerer europäischer Länder zu beschäftigen: mit den Niederlanden etwa, mit der Schweiz und mit den baltischen Staaten. Das hat sich vor allem im Hinblick auf die Konzeption einer deutschen Geschichte als sehr hilfreich erwiesen: Ein steter komparativer Blick hilft, vieles was man eher für nationalspezifisch hielt, als Ausdruck gemeinsamer oder doch ähnlicher Entwicklungen entwickelter europäischer Gesellschaften zu begreifen.

Andererseits wurde dadurch die Arbeit an meinem Manuskript nicht eben beschleunigt. Die Erfahrung, nach oft tagelanger Lektüre daraus nicht mehr als ein Kondensat von einer halben Seite zu gewinnen, bleibt offenbar niemandem erspart, der sich an eine diachrone Gesamtdarstellung macht; und sie hat etwas durchaus Entmutigendes. Aber sie erhöht auch die Bewunderung für jene, die solche Studien bereits erfolgreich abgeschlossen haben.

So habe ich in dem hier verbrachten Jahr, um es auf eine knappe Formel zu bringen, in Bezug auf das Manuskript weniger geschafft, als ich erhofft, und mehr, als ich befürchtet

hatte: Konzeption und Aufbau des Buches sind klarer geworden, das Material für die meisten Kapitel ist gesammelt, knapp die Hälfte des Manuskripts ist geschrieben – nicht überwältigend, aber immerhin.

## 2. Im Wiko

Die Arbeitsbedingungen am Wiko sind wunderbar. Ich bin mir aber nicht sicher, ob ich sie auch optimal genützt habe. So habe auch ich jenen Fehler gemacht, vor dem mich zuvor viele Ex-Fellows gewarnt hatten: zu viel Restarbeit von zu Hause mitzubringen. Das Gefühl, nun ein Jahr (und das meint ja: unendlich viel) Zeit zu haben, stellte sich bei mir am Anfang des Wiko-Jahres eben doch ein, trotz aller Vorwarnungen. So habe ich die ersten zwei Monate bis zur Weihnachtspause ausschließlich mit der Korrektur von Examensarbeiten und Dissertationen, mit dem Abarbeiten alter Pflichten also, verbracht. Erst Ende Januar begann die eigentliche, produktive Phase, wenngleich mit Unterbrechungen.

Ein Fehler war es auch, zu viele Termine für dieses Jahr angenommen zu haben – Verpflichtungen, die sich dann im Rückblick durchgängig als ziemlich verzichtbar erwiesen und mir die Zeit und vor allem die Beständigkeit nahmen, die man braucht, wenn man an einem Manuskript arbeiten möchte.

Auf der anderen Seite haben sich ein paar Prinzipien, die ich bei Beginn festgelegt hatte, auch bewährt. Am wichtigsten war es zweifellos, am Arbeitsplatz auf das Internet zu verzichten. Nach meinen Erfahrungen der letzten Jahre verbringe ich viel zu viel Zeit mit E-Mails und „Internet-Recherche“, hinter der sich oft genug ja nicht mehr als zielloses Herumblättern verbirgt. Das sollte sich hier ändern, ich hatte deshalb die EDV-Abteilung des Wiko zu Beginn gebeten, den Online-Zugang meines Computers zu sperren. E-Mails schaute ich mir stattdessen eine halbe Stunde vor dem Mittagessen im PC-Raum des Haupthauses an. Das hat sich bewährt, meine Konzentration auf die eigentliche Arbeit wurde deutlich höher und die effektive Arbeitszeit länger – um ein Drittel würde ich schätzen. Gewisslich bedürfen alle anderen Fellows solcher Tricks nicht, sondern gehen mit dem Computer zielgerichtet, verantwortungsvoll und zeitlich limitiert um. Ich bin aber ein schwacher und ablenkungsbereiter Mensch, der solche Methoden benötigt. Aber sollte mir noch einmal ein freies Forschungsjahr widerfahren, würde ich beim nächsten Mal im Arbeitszimmer auch noch das Telefon abmontieren.

Post braucht man eigentlich auch nicht.

Bewährt hat sich auch die Regel Nummer zwei: Nur kopieren, was ich sofort lese. Besser gar nichts kopieren. Das ist vernünftig, spart eine Menge Zeit und vermeidet jenes halb befriedigende Gefühl der Arbeitsimitation, welches sich nach stundenlangem Kopieren einstellt, wenn man sich einredet, heute aber ordentlich etwas geschafft zu haben.

Schließlich hatte ich mir nach den mahnenden Worten früherer Fellows auch vorgenommen, mich von vornherein auf die Dienstagskolloquien zu konzentrieren und die anderen Veranstaltungsangebote eher sporadisch wahrzunehmen. In unserem Jahr war es ohne weiteres möglich, fünf, sechs oder noch mehr Wiko-Veranstaltungen in einer Woche zu besuchen: Vorträge, Diskussionen, Filmvorführungen und ziemlich häufig Konzerte. Das meiste davon interessant, nicht selten amüsant, zum Teil spektakulär. Natürlich waren alle Angebote fakultativ; aber es ist auch nicht einfach, sich dem davon ausgehenden intellektuellen und sozialen Sog zu entziehen. Es gibt also mehrere Möglichkeiten, dieses Jahr zu gestalten: sich auf das Manuskript zu konzentrieren oder eher darauf zu setzen, möglichst viel wissenschaftlichen Austausch zu pflegen und das Veranstaltungsangebot des Wiko zu nutzen. Aber natürlich gibt es auch probate Wege zwischen beiden Extremen, und in unserem Jahr haben es die meisten wohl auch so gehalten.

Die Dienstagskolloquien – die Diskussionen zuweilen noch mehr als die Vorträge selbst – waren interessant und bereichernd, Mittel- und Höhepunkt des Wiko-Jahres. Einige Eindrücke haben sich mir dabei besonders eingeprägt. Zum einen: Das viel beschworene interdisziplinäre Gespräch zwischen Geistes- und Naturwissenschaftlern ist doch auf relativ wenige Überschneidungsfelder begrenzt. Die Postulate von Politikern und Wissenschaftsmanagern, in den Schnittfeldern dieser Disziplinen liege besondere innovative Kraft, sind mindestens übertrieben, ebenso wie das Gerede von den Geisteswissenschaften als „Orientierungswissenschaften“. Die Naturwissenschaftler, die wir hier gehört haben, bedurften solcher Orientierung durch Germanisten, Philosophen oder Historiker gewiss nicht. Andererseits habe ich es als beruhigend empfunden, dass es mit der Exaktheit der Naturwissenschaften bei näherem Hinschauen nicht ganz so weit her ist wie vermutet: eher eine Frage der Kriterien. Vielmehr waren die Probleme der Naturwissenschaftler mit Fragestellung, Methode, Ergebnisergebnisgewinnung und analytischem Zugriff unserem Vorgehen und unseren Schwierigkeiten oft erstaunlich ähnlich.

Manche Vorträge von Geisteswissenschaftlern hingegen erwiesen sich als disziplinär relativ eng. Der Austausch auch zwischen den verschiedenen Disziplinen der Geistes- und Sozialwissenschaften war daher zuweilen mühsam und gewiss nicht einfacher als derjenige zwischen den beiden Wissenschaftskulturen. Die Spezialisierung ist in den meisten

geisteswissenschaftlichen Disziplinen mittlerweile so weit fortgeschritten, dass eine Debatte nicht selten nur auf ziemlich allgemeiner und abstrakter Ebene möglich ist. Dabei fiel doch auf, dass die Naturwissenschaftler eher in der Lage und bereit waren, einem überwiegend nicht fachkundigem Publikum etwas aus der eigenen Spezialdisziplin zu erklären, es einzuordnen in größere Zusammenhänge und dabei auch einfache Fragen anzusprechen und zuzulassen.

### 3. Am Ende

Ein Jahr am Wissenschaftskolleg zu verbringen, wird oft als wahrer Luxus beschrieben, und das trifft auch zu. Das bezieht sich aber weniger auf die Räumlichkeiten, obwohl auch die Arbeitsräume ebenso wie die Wohnungen außerordentlich funktionell und bequem sind; zu schweigen vom angenehm diskreten Charme der Repräsentationsräume im Haupthaus. Der eigentliche Luxus besteht jedoch in der bemerkenswerten Kompetenz der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Wiko und der von ihnen verbreiteten ebenso heiteren wie gelassenen und überaus freundlichen Stimmung. Diese Mischung aus Kompetenz und Aufgeschlossenheit vermittelt dem vorübergehenden Bewohner des Hauses eine ganz eigene Befindlichkeit, die sich von den an der eigenen Uni üblichen Usancen ziemlich deutlich unterscheidet: Man ist hier ostentativ gern gesehen, es wird allerhand von einem erwartet, dazu wird auf fabulöse Weise Hilfestellung geleistet – und, besonders erstaunlich, alle sind froh, wenn jemandem etwas glückt. Dieser Geist des Hauses überträgt sich schnell auf die Fellows, es wird einem hier ausgesprochen schwer gemacht, längerfristig schlechte Laune zu haben.

Was mir noch auffiel: Die deutsche Geschichte ist im Gespräch mit ausländischen Fellows nicht mehr das heimliche Hauptthema. Das war noch vor zehn Jahren ganz anders. Zwar gab es häufiger Rekurse auf die NS-Zeit und selbst der obligate „Apologie“-Vorwurf gegenüber einem deutschen Fellow durfte auch diesmal nicht fehlen. Aber der obsessive Druck, den diese Thematik über Jahrzehnte ausübte, ist offenbar zurückgegangen. Nahostkonflikt, Kolonialismus und Postkolonialismus, Christentum, Islam, Judentum – das waren die zentralen Themen in und nach den Kolloquien, und hier lagen die interessanten Kontroversen. Demgegenüber erstaunlich: die vollständige Abwesenheit von Kommunismus, Stalinismus und der Lage in den postkommunistischen Staaten. Die Sowjetunion kam nicht vor. Hegel eher als Marx bestimmte die Debatten. Ernsthafte Auseinandersetzungen über die Legitimität des realen Sozialismus sind obsolet; die Urteile stehen fest,

selbst bei jenen, die der radikalen Linken lange nahe gestanden hatten. Auch das erlebte man vor zehn Jahren noch ganz anders. Sicherlich war das auch Ausdruck der Zusammensetzung unserer Fellow-Gruppe, aber doch auch ein Hinweis auf die Veränderung der Schwerpunkte in den intellektuellen Debatten. Das Jahrhundert des Kalten Krieges zwischen Kapitalismus und Kommunismus weckt bei den Intellektuellen kein Interesse mehr; seine ideologische Strahlkraft ist aufgebraucht. Mit der Renaissance von Religion, Kolonialismus, Nationalismus und Universalismus sind die großen Themen des 19. Jahrhunderts wieder die unseren.

So ist mir dieses Jahr insgesamt doch noch fast geglückt. Von einem fertigen Buch kann keine Rede sein, aber das Geschriebene ist doch vorzeigbar. In den Kolloquien habe ich viel Neues erfahren; wenngleich sich hierbei häufig eher die Kenntnis der eigenen Ahnungslosigkeit erweitert hat. Der tägliche Umgang mit den Ko-Fellows war angenehm und vielfältig bereichernd; nichts von der befürchteten Gespreiztheit. Andererseits bedurfte es auch einer gewissen Überwindung, auf so viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus so vielen Kulturen und Disziplinen auch offensiv zuzugehen. Das ist mir nur zu einem Teil gelungen.

Vor mir die Rückkehr in meinen Alltag, bedauere ich das Ende meines Wiko-Jahres, weil ich viel gelernt habe und weil es ein Glück ist, dieses Jahr erlebt haben zu dürfen. Andererseits hat es sich ja als weltweites Kennzeichen von Wissenschaftlern aller Disziplinen etabliert, beständig über die viele Ablenkung zu stöhnen – Kommissionen, Verwaltung, Prüfungen, Papierkrieg –, die einen vom eigentlichen Arbeiten, von der Forschung also, abhielten. Welche Wunderwerke der Gelehrsamkeit hätte man nicht schon geschaffen, welche Meilensteine der Wissenschaft gesetzt, wenn man nur endlich könnte, wie man wollte! Nun, da man ein Jahr konnte, wie man wollte, mag man im Stillen auch ganz froh sein, bald wieder über diese wärmende Decke der Entschuldigung zu verfügen. Denn bekanntlich ist das beste Buch immer jenes, das man dereinst noch schreiben möchte.



ARBEIT AN DEN RÄTSELN VON *LAMBDA*  
CHRISTOPH HORN

---

Geboren 1964, Studium von Philosophie, Gräzistik und Theologie in Freiburg i. Br., München und Paris, Promotion 1993, Habilitation 1999, seit 2001 ordentlicher Professor für Philosophie an der Universität Bonn. Arbeitsschwerpunkte: Antike Philosophie (besonders Platon, Aristoteles, Plotin, Augustinus) sowie Praktische Philosophie der Gegenwart. Publikationen: *Plotin über Sein, Zahl und Einheit* (1995). *Augustinus* (1995). *Antike Lebenskunst* (1998). *Politische Philosophie* (2003). Hrsg.: *Augustinus, De civitate dei* (1997). *Wörterbuch der antiken Philosophie* (2002). *Philosophie der Gerechtigkeit* (2002). – Adresse: Universität Bonn, Philosophisches Seminar LFB I, Am Hof 1, 53113 Bonn; E-mail: christoph.horn@uni-bonn.de.

Kein Gedanke ist so alt oder absurd, dass er nicht unser Wissen verbessern könnte. Zumindest eine solche Minimalverteidigung in der Linie Paul Feyerabends scheint sich jeder zulegen zu müssen, der sich über mehrere Monate hinweg in eine Villa im Berliner Grunewald zurückzieht, um dort das Buch *Lambda* der aristotelischen *Metaphysik* zu kommentieren. Denn beim XII. Traktat aus jener Sammlung, die wir unter dem (wohl wesentlich später geprägten) Titel *Metaphysik* kennen, handelt es sich um einen recht seltenen philosophischen Text. Aristoteles gibt dort eine Art Gesamtabriss seiner Substanzkonzeption, in dem er uns erklärt, welche Arten von Substanz er anerkennt und welche Prinzipien er für diese ansetzt. Irgendwie scheint er dabei vorauszusetzen (wenn er auch nicht explizit dafür argumentiert), dass die Klärung der Substanzfrage soviel bedeutet, wie die Frage nach dem Sein insgesamt zu lösen. Neben dieser grundlegenden ontologischen Fragestellung behandelt der Text aber auch Aristoteles' Ansichten zu diversen Bewe-

gungs- und Veränderungsarten, welchen die Entitäten unseres Universums unterworfen sein sollen, und er thematisiert zudem das Begriffspaar von Form und Materie, die Dichotomie von Möglichkeit und Wirklichkeit, die Frage nach einem zeitlichen Anfang des Universums, wichtige Aspekte von Kosmologie und Astronomie, die Frage nach geeigneten kosmischen Bewegungsursachen, die Anzahl göttlicher Bewegter sowie das Problem, was als angemessenes Denkobjekt für einen absoluten Intellekt in Betracht käme. In der langen und komplizierten Wirkungsgeschichte des Textes hat man überdies meist angenommen, es gehe Aristoteles in Lambda wesentlich darum, einen Gottesbeweis zu formulieren und eine philosophische Theologie zu entwickeln. Lambda ist u. a. deswegen ein irritierender Text, weil diese Theologie so wenig dem entspricht, was wir von einer rationalen Auseinandersetzung mit den Grundproblemen der Religionsphilosophie erwarten würden. Von den insgesamt zehn Kapiteln handeln die ersten fünf fast ausschließlich von sinnlich wahrnehmbaren Substanzen; in diesem Textteil ist nur ganz beiläufig von transzendenten Entitäten die Rede. Erst in den verbleibenden Kapiteln sechs bis zehn kommt das Thema unbewegter, göttlicher Substanzen ins Spiel. Sodann ist auffällig, dass es keine den gesamten Traktat durchziehende Leitthese theologischer Art gibt, jedenfalls nicht auf der expliziten Ebene. Die Intention der ersten Hälfte besteht vielmehr darin, die Prinzipien, Ursachen oder Elemente sensibler Substanzen herauszuarbeiten. Hierbei wird die Annahme übergreifender Ursachen sogar mit Nachdruck zurückgewiesen. Im Gegenteil, gemäß der berühmten Formel „Ein Mensch zeugt einen Menschen“ behauptet Aristoteles die Individuenrelativität von Verursachung nach einem Synonymieprinzip: Gemeint ist, dass jede individuelle Substanz *B* stets auf eine synonyme (definitionsgleiche) individuelle Substanz *A* zurückgeht. Natürlich ist diese Hauptthese der Kapitel eins bis fünf (die vornehmlich anti-platonisch ausgerichtet sind) so theologiefern wie nur möglich. Und schließlich springt ins Auge, dass Aristoteles ausdrücklich offen lässt, ob der Traktat überhaupt über den Bereich der Physik (also über eine Theorie veränderlicher Entitäten) hinausgeht. Andererseits schreibt der Text der höchsten Entität des Kosmos unmissverständlich eine Reihe klassischer Gottesprädikate zu, darunter Immaterialität, Einfachheit, Notwendigkeit und Vollkommenheit.

Wer Lambda kommentiert, hat es folglich mit einem ganzen Nest von Problemen zu tun, und er ist gut beraten, sich diesen nicht völlig isoliert auszusetzen. Sich im Labyrinth von Lambda zu verirren, erweist sich als fast permanente Gefahr, auch wenn man als Interpret noch so vorsichtig agieren mag. Es war für mich deswegen eine enorme Hilfe, meine Übersetzungen und Interpretationen in Zusammenarbeit mit meinem Kollegen und



Freund Christof Rapp anfertigen zu können und sie dem Test seines Mitarbeiterkolloquiums sowie der beiden zeitweise ins Wiko eingeladenen Gäste André Laks und Alan Code aussetzen zu dürfen. Auch bot sich mir die Gelegenheit, Teile davon bei auswärtigen Gastvorträgen zur Diskussion zu stellen. Lambda bildet eine Art Vexierbild, bei dem es unweigerlich zu eigentümlichen Kippeffekten kommt: Je nachdem, was man für die Grundtendenz und die Schlüsselaussagen des Textes hält (und dafür kommen mehrere in Betracht), entsteht ein deutlich verändertes Gesamtbild. Und diese Interpretationsschwankungen betreffen nicht nur Details, sondern berühren ganz grundlegende Punkte.

Sich den Schwierigkeiten einer solchen anspruchsvollen philosophiehistorischen Interpretation frei von den Lehrverpflichtungen und den administrativen Aufgaben der eigenen Universität überlassen zu können und dabei in jeder Hinsicht hervorragend versorgt zu werden, ist eine äußerst angenehme Erfahrung, für die ich dem Wissenschaftskolleg und seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zu enormem Dank verpflichtet bin. In guter Erinnerung werden mir auch jene Formen der „informellen Interdisziplinarität“ bleiben, zu denen die Kolloquien, Vorträge, Tischgespräche und Treppenhausedebatten beitrugen. Etwas über den Forschungsstand zum Sozialverhalten von Wespen oder die englische Literatur der frühen Neuzeit zu erfahren, gibt einem für einen Augenblick das Gefühl des epistemischen Generalismus zurück, das man gewöhnlich irgendwann einmal (nicht allzu lange nach dem Abitur) einzubüßen pflegt. Einigen Stoff zum Nachdenken bot mir aber auch der merkwürdig deutliche Kontrast, der gegenwärtig unter Kultur- und Geisteswissenschaftler(inne)n besteht und den ich durch die Antithese „Traditionalisten vs. Postmodernisten“ charakterisieren würde. Offenkundig bestanden in unserem Fellow-Jahrgang ganz prinzipielle Divergenzen in der Frage, welche Rolle man den Prinzipien von Kontextualität, Perspektivität, Relativität, Historizität und Narrativität bei der Behandlung kultur- und geistesgeschichtlicher Phänomene einräumen sollte. Klarerweise tendiert man als Aristoteliker eher zu einem Logozentrismus, welcher nüchterne Begriffe und Argumente des atemporalen, aperspektivischen Typs favorisiert. Den Vorwurf mangelnder historischer Sensibilität braucht man sich aber deswegen keineswegs einzuhandeln. Im Gegenteil erlaubt die Beachtung historischer Kontextbedingungen, wie mir scheint, gerade eine systematische Aufbereitung eines Autors, während es eine bestimmte Form der hermeneutischen Historisierung nahezu auszuschließen scheint, dass man dessen Texte hinterher noch argumentativ ernst nimmt. Der wirkliche Kontrast besteht denn auch m. E. nicht in der Antithese von unhistorisch-abstrakter und historisch-perspektivischer Geisteswissenschaft, sondern darin, ob man an der Idee objektiv-verbundlicher

Argumentationsstandards festhalten möchte oder sie durch andere Formen der Plausibilisierung zu ersetzen versucht.

Eine sehr erfreuliche Erfahrung aus dem Feld der „formellen Interdisziplinarität“ (an die ich sonst nicht so richtig glaube) ergab sich aus einer Arbeitsgruppe zu Lukrez, die sich hauptsächlich aus Literatur- und Philosophiehistoriker(inne)n zusammensetzte und die sehr unterschiedliche Kompetenzen zusammenführte. Hierbei ergab sich eine schöne Wechselseitigkeit des Austauschs, von dem ich (etwa was den frühneuzeitlichen Epikureismus anlangt) sehr profitiert habe. Als erleichternd empfand ich es zudem, immer wieder zu sehen, wie nahe man sich doch auf beiden Seiten des Atlantiks in allen Fragen steht, die die Außenpolitik des Nahen und Mittleren Ostens betreffen.



ACADEMIC OZ AND THE INSIGHT  
JAMES H. HUNT

---

Jim Hunt has sought a mechanistic understanding of social wasp evolution since taking his first professorial position in 1974. Born in Tennessee in 1944 and raised in North Carolina, he now lives in Missouri, where he is Professor of Biology at the University of Missouri-St. Louis. He studied Zoology at North Carolina State University and Louisiana State University before taking his Ph.D. at the University of California, Berkeley. He was a Research Associate in Entomology at Harvard and Visiting Associate Professor of Entomology at the University of Kansas. He has published diverse articles on the biology of social and solitary wasps from both Missouri and the tropics. In 1994 he co-edited *Nourishment and Evolution in Insect Societies* (Westview/Oxford and IBH). – Address: Department of Biology, University of Missouri-St. Louis, 1 University Boulevard, St. Louis, MO 63121, USA. Web: <http://www.umsl.edu/~biojhunt>.

A magical wizard, thinly disguised as one of India's leading scientists, reached out and tapped me:

*"You."*

*"Me???"*

*"Yes, you – with the hair. You could spend a year in Academic Oz."*

*"Where's that?"*

*"It is a land called Wiko."*

Mystified, I listened as he described Elysian fields of intellectual treasures and personal pleasures: keen minds, sharp wits, a thousand and one cultural delights – and the librarians. Slack-jawed, I applied.

Months of worry preceded acceptance, which precipitated months of half-believing anticipation. What would it be like? Who would be the other Fellows? Could I fit in? Could I accomplish what I wanted to do? Why me???

Papers, books, and clothing were packed two weeks before departure. Domestic valuables (the few that I own) were taken elsewhere as I prepared my house for safekeeping by my son. Another son helped take my belongings to be shipped. All three of my children, now grown, gave hugs and well wishes. I departed.

Berlin in late summer dazzles a newcomer. It bustles by day and pulses by night. Twilight lingers long – but not as long as the patrons of sidewalk cafés. The Grunewald forest is alive with nature and also nature lovers, who are not the same as bird and flower lovers in the States. I hit the streets and took to the trails. I walked from Wallotstraße to Alexanderplatz. By October I had walked over much of the city. With the luxury of time, I came to know Berlin.

I had arrived in September to learn German, as I spoke none. I was not alone. A room of professors learning names of vegetables is not a pretty sight. Shared humbling is unifying, however, and we came to know and like one another. Once the academic year began, our scholarly community was built on that foundation.

In late September I spent a week in St. Petersburg to attend a symposium on life cycles in social insects. Discussions there stimulated my thinking, and the contrasts of that city with the one where I had landed reaffirmed my enthusiasm for the year to come. New Fellows arrived; the Dienstagskolloquium was inaugurated. I settled down and began to read.

Reading as my primary engagement lasted scarcely three weeks. Dissatisfaction with the passiveness – not to mention the content of what I was reading – necessitated a changed mode of operation. On October 23<sup>rd</sup> I opened a new computer file. On page one I wrote: “A Book Yet to be Titled.” Control Enter. On page two, I dedicated the book to my children. Control Enter. Page three: “Table of Contents.” Control Enter. “Preface.” Paragraph. I was on page four in scarcely a minute, and the writing from there wasn’t hard – it flowed. Preface, Acknowledgements, Introduction – I was into Chapter One

within the week. This was my chance – the chance of a lifetime – and I wasn't going to squander it.

The context for my motivation was embodied in the tale that opened my Dienstagskolloquium. Thirty years ago I had an insight. I envisioned the gateway to knowing the evolution of insect sociality. I knew the idea was good, but Edward O. Wilson told me it was not. Or, rather, his words said it was not, but his body language said it was. Soon thereafter I moved to St. Louis to take a temporary job. My vision for my not-yet-launched career was ten to fifteen years of research, then wrap it up in a book. After that, generalize the solution. Life, of course, intervened. St. Louis became far from temporary. Marriage and divorce bracketed three wonderful children, to whom I devoted much of my 1980's and 90's. I became mired in an academic department in which I was moved ever more to the periphery. By the millennium I was beset by growing worry that I might never find the time, motivation, or energy to write the book. Then came the wizard; now I was in Oz. This was my chance. There was no way I was going to blow it.

My basement lair in Villa Jaffé had a ground-level window above my keyboard. A bird feeder assured constant stimulation by day; candles in five colors danced on my windowsill by night. And as I wrote I discovered something wonderful – the European plan: take time away from your labors. Once again, I headed into the city and into the forest. Restaurants, bars, wild boars. How many operas – twelve? Fifteen? The Pergamon with Egon Flaig; Picasso, Matisse, arts nouveaux and deco; *Archaeopteryx lithographica*. A Lebanese restaurant in Prenzlauer Berg, a woodwinds shop in Mitte, used clothing shops in Kreuzberg: John Rieser thinks there is nowhere in Berlin I haven't been. All the while, I kept writing.

Noise in the Villa Jaffé kitchen meant that Stefan Litwin was there. Time for a break. At four one afternoon we sat (no, Amy, not in our boxers) laughing over wine and cheese. At 9:30 that night he was in white tie and tails, fronting the BSO in the sold-out Schauspielhaus. Plainly, this was not normal life.

A favorite meal was the last Thursday before the holidays. I sat beside Bernard Jussen. We leaned close in conversation, pursuing loose ends from his Dienstagskolloquium. As I inclined my head to listen, I looked round the table and enjoyed the sight of three other pairs of in-leaning conversations. A moment later I stepped away for wine and cheese, and as I looked over the room I was stunned. Every person was in conversation, and every conversation was a pair, leaning close to hear and be heard. No conversation of three or more could function above the din. I looked and smiled in amazement – as a class, we had arrived. The night wore on; people drifted away; conversations merged into a final gathering

at the table for eight. Les Chefs came out from the kitchen and joined us. Wine passed freely. Thanks; toasts; candle light and good cheer.

A favorite day was a Sunday in winter. Stefan played a morning concert in the Sophien-säle. The sky was gray; it was bitterly cold. Previously fallen snow whirled through the narrow streets of Mitte, carried aloft by bone-chilling wind. Every Hollywood-inspired vision of Europe in wintertime was abundantly fulfilled. I wished such weather could have lasted for months.

Winter transitioned into perpetual never-spring. New short-term Fellows arrived. At 2 a.m. in never-spring, fog curls around Grunewald streetlamps that look like gaslights of a century ago. Mallards fly in darkness and land on lakes still ringed with ice. In late April, a nightingale sings by the rabbit bridge.

Also in April, *The Insight* came. Thirty years of work fell instantly into place. Everything fit. Better still, *The Insight* arrived at the right moment to include it in my text. No re-writes; no edits. It integrated smoothly from where I was into where I was going. At the same time, *The Insight* changed everything. Hereafter we will see insect sociality in totally new light. Best of all, the insight from thirty years before – the idea that launched this quest – was at the center. I had looked in the right place at the very beginning. Now I understood how and why it was the right place to have looked.

In May I spent time in Florence – in an office at Museo Zoologico “La Specola”, in high tech labs, and at field sites for wasp studies in the Tuscan countryside. I scarcely saw the city. Colleagues then came for a seminar at Wiko. I went home for my daughter’s graduation. Next came June and, at long last, spring. I kept writing.

In early July, a colleague whose work had sparked *The Insight* came to Wiko for a week of writing. We drafted *The Insight* into a manuscript that passed through more than thirty revisions on its way to publication. *The Insight* has sparked research plans and proposals. My academic future is assured – and it will assuredly be busy and deeply engaging.

On July 18<sup>th</sup>, at 7:55 in the evening, I pronounced “finished” a manuscript that now had a name: “*The Evolution of Social Wasps*.” At 253 text pages it was long enough to be a book but short enough to be one that might be read. With 767 references, I intended it to be taken seriously. The librarians deserve co-authorship.

The end of July was time for rest and reflection. Wildlife and scenery in the Danube delta are a naturalist’s delight – bee eaters, rollers, gulls and terns in the marshes, nesting storks in the villages. I explained my enthusiasm by saying that there are no storks in America.

“Then where do babies come from?” :o)

What can one do after Wiko? Life can never be the same. On my third day home I cut my hair – it is gone. In my third week home I bought a car – a silver convertible. In my third month home I bought a house – in two years it will be a century old. None of these can fill the void. I had come to Wiko to work on a book and perhaps, oh possibly, just maybe, to in some small way change my life. I could not have imagined my successes. I wrote a book from start to finish and in the process had an insight that will reconfigure my discipline; I learned a city and a bit of a language; I lost 10 kilos; I have memories to last a lifetime. Thank you, my fellow Fellows. Thank you, Wiko staffers – one and all. Thank you deeply, lastingly, forever.

Now at home, I look forward to spring when my wasps will fly again. Envisioned research excites me. In the fall I will begin a year away at a major Midwestern university. Another year in another place is something to look forward to, but it can never be the same. Academic Oz can never be equaled; it will never come again. Together with my years at Berkeley and Harvard, it was and will remain one of the best years of my life.

#### Works produced, 2003-04:

- Seal, J. N. and J. H. Hunt. 2004. "Food supplementation affects colony-level life history traits in the annual social wasp *Polistes metricus* (Hymenoptera: Vespidae)." *Insectes Sociaux* 51: 239–242.
- Hunt, J. H. and J. M. Carpenter. 2004. "Intra-specific nest form variation in some Neotropical swarm-founding wasps of the genus *Parachartergus* (Hymenoptera: Vespidae, Epiponini)." *Journal of the Kansas Entomological Society* 77: 448–456.
- Hunt, J. H. and G. V. Amdam. 2005. "Bivoltinism as an antecedent to eusociality in the paper wasp genus *Polistes*." *Science* 308: 264–267.
- Hunt, J. H., in manuscript. *The Evolution of Social Wasps: History, Dynamics, and Paradigm*.



## SPATIAL COGNITION IN HUMANS JANELLE HUTTENLOCHER

---

Janelle Huttenlocher was born in 1932 in Buffalo, New York. She received her B.A. at the University of Buffalo, and her M.A. and Ph.D. at Harvard University. She has been teaching at the University of Chicago since 1974. Current position: William S. Gray Professor of Psychology and Chairperson, Committee on Developmental Psychology, University of Chicago. Her research concerns various aspects of cognitive development: quantitative development, the development of spatial understanding, and the development of language. She is particularly interested in the role of the child's environment in the development of cognitive skills. In addition, her work includes research on conceptual representation and memory. Recommended Reading: Huttenlocher, J., L. V. Hedges, and J. L. Vevea. „Why Do Categories Affect Stimulus Judgment?” *Journal of Experimental Psychology: General* 129 (2000). Huttenlocher, J., S. Duffy, and S. Levine. “Infants and Toddlers Discriminate Amount: Are They Measuring?” *Psychological Science* 13 (2002). Huttenlocher, J., M. Vasilyeva, E. Cymerman, and S. Levine. “Language Input and Child Syntax.” *Cognitive Psychology* 45, 3 (2002). – Address: Department of Psychology, University of Chicago, 5848 South University Avenue, Chicago, IL 60637, USA.

I worked on several projects as part of the spatial cognition group. I have been invited to contribute a chapter on the development of spatial cognition to the next revision of the main reference text in developmental psychology, *Handbook of Child Psychology*, which is very widely used in the field. The chapter includes various topics not covered in my book and reorganizes the material. I recently obtained important new findings, with broad implications for spatial development, that people code specific locations (e. g. compass points)



and also categorical information (e. g. geographic region). Our model posits that, by combining inexact information on two levels in forming estimates, the accuracy of these estimates can be increased. My collaborator is my Co-Fellow Nora Newcombe, Professor of Psychology at Temple University, Philadelphia.

Another project was to complete writing up a series of studies of the hierarchical organization of spatial information and how it affects people's judgments of location. This work was done in collaboration with Larry Hedges, Professor of Sociology, University of Chicago. By presenting our overall rational model, we hope we have enhanced each particular application and thus made the strongest case for this form of coding in the domain of spatial representation.

Finally Ken Cheng, John Rieser, Sarah Shettelworth, and I had regular meetings concerning the Focus Group *Development of Spatial Cognition* about similarities and differences in spatial functioning across species. That work is on hold at the moment because of Ken Cheng's baby and my husband, among other things. We intend to get back to it.



## SPINOZIST POLITICS SUSAN JAMES

---

Born in London in 1951. B.A. in 1973 and Ph.D. in 1978, both in Philosophy from the University of Cambridge. Assistant Professor in Philosophy at the University of Connecticut 1977–79; Research Fellow, Girton College Cambridge, 1979–82; Official Fellow, Girton College Cambridge, 1982–99; Lecturer in the Faculty of Philosophy, University of Cambridge, 1985–2000; since 2001 Professor of Philosophy at Birkbeck College, University of London. Awards from the British Academy and Leverhulme Trust. Visiting positions at the Australian National University, the Hebrew University, and the Philosophy Summer School in China. Books: *The Content of Social Explanation* (1984). *Beyond Equality and Difference*, edited with Gisela Bock (1989). *Passion and Action: The Emotions in Early Modern Philosophy* (1997). *Visible Women: Essays in Legal Theory and Political Philosophy*, edited with Stephanie Palmer (2002). *The Political Writings of Margaret Cavendish* (2002). – Address: Department of Philosophy, Birkbeck College London, Malet Street, London, WC1 7HX, Great Britain.

In a way it's too soon to write this report. I'm sure that the experiences of this year will continue to change me, and I'm curious to see what will happen next. Already, though, I can safely predict that intellectual life away from my fellow Fellows is going to feel rather flat, that I shall miss my shady green office in the Neubau, and find it a shock when hours at the computer no longer slide seamlessly into impromptu discussions, seminars or concerts. What an intense and exhilarating group of colleagues. What a welcoming and solicitous staff. What an enriching programme of events. And what a marvellous city to explore.

Some of the many pleasures of the Wiko have been the opportunity to learn a little about many things (reading the Koran, ants, Schoenberg, types of capitalism) and the discovery of unexpected points of contact between people working in different fields. Lucretius, for example, brought together a group of philosophers, literary critics and historians, while a shared interest in political philosophy formed the basis for another group, which met throughout the year. I hope that these occasions, along with many more haphazard conversations, have helped me to think a bit differently, and I feel enormously grateful for the unobtrusive generosity with which the Kolleg supports all intellectual ventures, large and small.

Such a lively atmosphere also made it easier to get on with writing a book. This is not the one I originally proposed, but rather a book about the political writings of Spinoza, who continues to strike me as one of the most imaginative and absorbing philosophers of the Western tradition. An adamant opponent of violent conflict within the state, he argues for a form of religious pluralism, together with a way of life that nurtures “the freedom to philosophise”. Achieving these goals is in Spinoza’s view a matter of finding a point of equilibrium between sovereign and citizens. It is the job of the state to guarantee security by making and enforcing the law; but in order to succeed it must take account of what citizens will stand, and of the limits of its own power. Equally, while citizens are bound to strive to realise their interests, they need to bear in mind the likely consequences of pushing the state too far. In order to manage this balancing act, however, both sides must be sensitive to the passions that guide human action. The capacities of individuals and groups are largely determined by their hopes and fears, devotions and resentments, so that gauging these affects, and finding ways to modify them, form a vital part of political life, and understanding these processes is the key to political philosophy.

At one level, Spinoza offers a political theory which blurs the oppositions between truth and falsehood, reason and passion, superstition and well-grounded belief. He addresses the situation of people who have a partial understanding of the world they inhabit, rely for their sense of identity on imaginative identifications with nations, peoples or gods, and reason in the light of their passions. How, he asks, can people like these form harmonious political communities? At another level, he addresses himself to a range of readers who already have passionate commitments to diverse beliefs and ways of life, and tries to speak to them in ways that they will find persuasive.

In an effort to do justice to the complexity of this political programme, I have tried to follow out both these strands of Spinoza’s argument. The central place that he awards to

the passions, and his insistence that one must attend to the specific characteristics of individual communities, are at odds with the dominant presuppositions of much contemporary political philosophy and open up a number of challenges. By writing about Spinoza, I hope to be able to make progress with a series of papers on this theme, about which I've learned a great deal from my colleagues at Wiko.

Now the ivy has almost covered the window of my office, and the mouse that lived in the greenery outside has alas just died. It's time to go.



CRASHKURS IN DISZIPLINÄRER  
SELBSTBEOBACHTUNG  
BERNHARD JUSSSEN

---

Bernhard Jussen, Professor für mittelalterliche Geschichte an der Universität Bielefeld, Studium der Geschichte, Theologie und Philosophie in München und Münster, Promotion 1988 in Münster, Wissenschaftlicher Referent am Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen 1988–2001, Habilitation 1999, Gastprofessur an der University of Michigan, Ann Arbor 1994, Stipendien an der École des Hautes Études en Sciences Sociales, Paris, der Maison des Sciences de l'Homme, Paris, dem Wolfson College, Oxford. Zuletzt publizierte Monografien: *Spiritual Kinship as Social Practice: Godparenthood and Adoption in the Early Middle Ages* (2000). *Der Name der Witwe: Erkundungen zur Semantik der mittelalterlichen Bußkultur* (2000). Zuletzt herausgegebene Publikationen: *Signal: Christian Boltanski* (2004). *Negotiating the Gift: Pre-Modern Figurations of Exchange*, mit Gadi Algazi und Valentin Groebner (2003). *Liebig's Sammelbilder. Vollständige Ausgabe der Serien 1 bis 1138* (2002). *Ordering Medieval Society: Perspectives on Intellectual and Practical Modes of Shaping Social Relations* (2000). – Adresse: Fakultät für Geschichte und Philosophie, Universität Bielefeld, Postfach 10 01 31, 33615 Bielefeld.

1. Natürlich habe ich erwartet, dass geistes- und naturwissenschaftliche Kollegen sehr verschiedene disziplinäre Kulturen pflegen. Und die Erwartungen wurden schnell bestätigt. Es war insbesondere im Dienstagskolloquium Woche für Woche lehrreich, die disziplinspezifischen Selbststilierungen der Vortragenden wie der Diskutierenden wahrzunehmen. Ich erinnere mich zunächst an den regelmäßigen kokett ablehnenden Umgang vieler Geisteswissenschaftler mit jenen (von mir durchaus geschätzten) neumodischen Projektionsmaschinen, mit denen Naturwissenschaftler ihre Vorträge zu begleiten pflegen (oder

umgekehrt). Ich fand die Sicherheit durchaus beeindruckend, mit der sie im weitgehend manuskriptfreien Vortrag vor diesen zügig wechselnden sound- und clipunterstützten Projektionen auf- und abgingen. Ich erinnere mich an die bisweilen wechselseitigen Irritationen darüber, was eine wissenschaftliche Botschaft ist, oder an die nicht seltenen Diskussionen darüber, wie die „andere“ Gruppe mit empirischen Evidenzen umgeht. Ich erinnere auch die „Wir“-Gruppen-Bildungen nach den Dienstagskolloquien, wenn es bei Tisch um die Bestätigung ging, dass die eigenen disziplinären (und manchmal nationalen) Wissenschaftsstandards gar nicht so schlecht seien. Da ich in der deutschen wissenschaftspolitischen Landschaft zu Hause bin, hatte ich für derlei Abgrenzungsgespräche durchaus Verständnis, müssen „wir“ Geisteswissenschaftler uns doch gegenwärtig unentwegt mit den Zumutungen unpassender naturwissenschaftlicher Beurteilungsverfahren und Standards auseinandersetzen.

2. Nicht erwartet habe ich demgegenüber, dass selbst „westliche“ Geistes- oder Kulturwissenschaftler untereinander von einer disziplinären Wissenschafts-Koine weit entfernt sind. Gegenüber der in meiner Generation weitgehend unbefragten Gewissheit, mit den anderen westlichen Ländern in einem gemeinsamen methodologischen Diskussionsuniversum zu arbeiten, zeichneten sich, so scheint mir, in unserer Gruppe die nationalen Wissenschaftskulturen überraschend deutlich ab. Ich habe in diesem Jahr wohl am meisten dadurch gelernt, dass ich zumindest zwischen mir und fachlich nahen Kollegen aus westlichen Nachbarländern einen gemeinsamen „Diskussionsstand“ unterstellt habe, der tatsächlich nicht bestand.

Über weite Strecken des Jahres hat mich der Versuch beschäftigt, in der Mittelalterforschung eine Form historischer Semantik zu erproben, die dem in der Neuzeitforschung erreichten Stand gerecht wird. Meinen Dienstagsvortrag dazu habe ich sehr früh gehalten, und ich habe dann beinahe das ganze Jahr gebraucht, um die sehr unterschiedlichen Reaktionen auf mein Projekt zu bearbeiten. Viele ergaben sich daraus, dass in Deutschland die internationale Diskussion der Historischen Semantik in einer Weise beschrieben wird, von der die betroffenen Kollegen nicht unbedingt etwas wissen. Und ähnlich sah es in der umgekehrten Richtung aus: Jenen Referenztext der Methodendiskussion, der mehreren angelsächsischen Kollegen unabhängig voneinander nach meinem Vortrag zuerst einfiel – sucht man in deutschen Forschungsrückblicken vergeblich.

Mich haben diese immer wieder augenfälligen Missverständnisse in den Dienstagskolloquien bei der Arbeit an meinen eigenen Projekten besonders befördert, sie haben die Argumentationslinien und Aufmerksamkeiten bisweilen gründlich verändert.

3. Während ich die vieldisziplinäre und in jeder Hinsicht höchst disparate (dabei in hohem Grad friedliche und freundschaftlich gestimmte) Gesellschaft ebenso genossen wie wissenschaftlich genutzt habe, bin ich innerhalb wie außerhalb des Hauses mit immer neuen Aspekten der skeptischen Frage konfrontiert worden, ob die disziplinüberschreitenden Konversationen mit Entwicklungsbiologen, Psychologen, Juristen, Künstlern und so fort für „uns“ Geistes- oder Kulturwissenschaftler eigentlich mehr bringen als nur individuelle Bildungserlebnisse. Wie also steht es mit dem forschungspraktischen Niederschlag? Lohnt er den hohen institutionellen Aufwand?

Ich bestreite natürlich nicht, dass das räumliche Orientierungsvermögen von Wespen und Ameisen unüberbrückbar weit entfernt von meinen Interessen an kollektivem Bildwissen des 20. Jahrhunderts, vormodernen Verwandtschaftskonzepten oder mittelalterlichen Ordnungsemantiken ist. Selbst in einem weiteren Sinne (das Thema „Raum“ ist ja nicht ganz unmodisch im Moment) profitiere ich forschungspraktisch nicht von meinem nun gesammelten Wissen über Wespen.

Aber dies gilt nur für die Gegenstände der Vorträge. Die zuweilen sehr ungewohnten Versuchsaufbauten der mir fernen Wissenschaften – erwartungsgemäß jene der Naturwissenschaftler, weniger erwartungsgemäß auch jene mancher Philosophen – haben hohe forschungspraktische Relevanz. Viele Diskussionen in den Dienstagskolloquien drehten sich (auch dies war zu erwarten) letztlich um die Parameter der gedanklichen Versuchsaufbauten. Dabei war gerade die oft große Fremdheit des gebotenen Stoffes (bei gleichzeitigem sozialen Druck, nicht abzuschalten) eine Herausforderung, die zu methodischen Diskussionen drängte. Das „Man-kann-es-aber-auch-genau-andersherum-sehen“-Spiel funktionierte erstaunlich gut, gerade wegen der großen Distanz der Themen und Disziplinen. Mit Bewunderung habe ich Woche für Woche den Einsatz der Virtuosen dieses Gedanken-spiels erwartet.

Letztlich liegt der Gewinn der Plenumsdiskussionen zumeist im Epistemologischen. Ob man derartigen Gewinn für forschungspraktisch relevant halten mag oder nicht, kann etwas mit dem Stand der eigenen Arbeit zu tun haben. Ich hatte nicht vor, ein Projekt abzuschließen, vielmehr wollte ich meine neuen Projekte der kommenden Jahre in eine einigermaßen stabile und methodisch verlässliche Form bringen. Für eine solche Startphase

ist kaum etwas nützlicher als eine im Fachlichen und in den Wissenschaftskulturen so disparate Gruppe wie unser Jahrgang.

4. Vorhersehbar war schließlich die mehr oder weniger subtile Weltanschaulichkeit vieler akademischer Äußerungen. Sie fällt stärker auf, wenn die Wissenschaftskulturen zahlreicher sind. Wer nicht ganz hartgesotten ist, kann kaum vermeiden, dieses disparate Umfeld eines Wikojahrgangs als einjährigen Crashkurs disziplinärer oder wissenschaftskultureller Selbstbeobachtung zu nutzen. Selbst die methodisch und epistemologisch mit allen Wassern gewaschenen Fellows dürften genügend Stoff zur Selbstbeobachtung bekommen haben. Und dazu musste man nicht erst die Diskussionen am Ende des Jahres um den intellektuellen Umgang mit der Geschichte der Sklavenströme aus Afrika abwarten, die die lebensweltlichen Verwurzelungen der Forschungen offensichtlicher machten.

5. Insgesamt bin ich froh, nicht mit dem Ziel nach Berlin gefahren zu sein, ein (womöglich dickes) Buch zu beenden oder zu schreiben. Nicht nur Tischfußball und Tischtennis wären mir in die Quere gekommen. Das Wissenschaftskolleg scheint mir besonders förderlich zu sein für die Konzeptphase neuer Projekte, für jene Phasen, in denen man besonders offen ist für wissenschaftliche „Querschüsse“ – für Anregungen, Verunsicherungen und Anstiftungen zu Umwegen und neuen Pfaden. Das zwar nicht völlig ungesteuerte, aber doch etwas aleatorische Paddeln in einer Flut von Impulsen, die erstaunlichen Möglichkeiten, neue Anregungen sogleich intensiv mit verschiedenen Interessierten zu diskutieren und zu prüfen, waren für mich die ideale Situation, um meine Arbeit der nächsten Jahre gründlich zu strukturieren.

6. Gemessen an den zu Jahresbeginn vom *Staff* ausgegebenen Standards habe ich das Jahr nicht gut genutzt. Wie wohl alle Neuankömmlinge erfahren (und genügend ehemalige Fellows in ihren Berichten notiert haben), zeichnen sich ideale Fellows dadurch aus, dass sie nicht das tun, was sie sich vornehmen, sondern dass sie „etwas ganz anderes“ machen als geplant. Ich muss einräumen, dass ich weitgehend gemacht habe, was ich vorhatte.





RÉFLÉCHIR SUR LES MUSULMANS  
AFRICAINS EN AMÉRIQUE  
OUSMANE KANE

---

Ousmane Kane est né en 1955 à Dakar au Sénégal. Il a étudié l'arabe et l'islamologie à l'Institut National des Langues et Civilisations Orientales à la Sorbonne nouvelle et la science politique à l'Institut d'Études Politiques de Paris où il obtient son doctorat en 1992. Il a enseigné la politique comparée, l'anthropologie politique et la politique africaine pendant dix ans à l'Université Gaston Berger de Saint-Louis, Sénégal. Depuis 2002, il est Associate Professor of International and Public Affairs à la Columbia University, New York. Il est l'auteur de *Muslim Modernity in Postcolonial Nigeria*, Leiden, E. J. Brill, 2003, *Intellectuels non Europhones*, Dakar, Codesria, 2003, *Handlist of Islamic Manuscripts*, Sénégal, London, Al-Furqan, 1997 et co-éditeur de *Islam et islamisme au Sud du Sahara*, Paris, Karthala, 1998 ainsi que de nombreux autres articles. Il a été professeur/chercheur invité à l'Université de Londres, à University of Kansas, à Michigan State University et à Yale University. Il dirige également la revue *Identity, Culture and Politics : An Afro-Asian Dialogue*. – Adresse : Department of International and Public Affairs, Columbia University, 420 West, 118<sup>th</sup> Street, MC 3331, New York, USA.

Berlin, la dernière semaine du mois de juillet de l'année 2004.

Au moment où je fais mes bagages pour quitter Berlin, les messages électroniques répétés que je reçois de mon université me rappellent ce que mon séjour au Wissenschaftskolleg m'avait fait oublier, à savoir qu'on gagne normalement un salaire à la mesure de l'effort fourni au service de notre employeur. Au cours des onze mois de séjour au Wissenschaftskolleg zu Berlin, j'ai pu non seulement consacrer mon temps à réfléchir, discuter à loisir

avec d'autres fellows, écrire, apprendre la langue allemande, mais j'ai fait tout cela dans une atmosphère d'hospitalité et de chaleur humaine tout à fait exceptionnelle. De cette hospitalité, j'ai eu une claire idée au tout début de mon séjour lorsque j'ai fait part de quelques desiderata au Service des Fellows: Je voulais notamment continuer à regarder ma chaîne d'information préférée Al-Jazira qui n'est pas servie par le câble en Allemagne et dont la réception exige l'installation d'un satellite et en outre disposer d'un magnétoscope multi-system pour regarder des cassettes vidéo enregistrées au USA. Ces souhaits, ainsi que de nombreux autres de nature à me faciliter le travail et rendre mon séjour berlinois confortable et agréable ont été immédiatement exaucés par un personnel d'une gentillesse et d'un professionnalisme remarquables.

Toutefois, ce ne sont pas uniquement ces excellentes conditions de travail qui ont contribué à faire de mon séjour berlinois un des moments les plus agréables et fructueux de ma vie. C'est également la chance d'avoir pu côtoyer pendant mon séjour des universitaires de grand talent et d'avoir pu m'enrichir à leur contact. J'ai été particulièrement chanceux de trouver deux groupes multidisciplinaires de recherche au Wissenschaftskolleg en 2003–2004: l'un de ces groupes portait sur le sujet « modernité et Islam » et l'autre sur la « mobilité culturelle ». Dans la mesure où mon projet actuel se situe à la croisée des chemins entre la formation de la modernité dans le monde musulman et la mobilité des personnes, des pratiques et des idées liée à la migration africaine aux Etats-Unis, séjourner au Wissenschaftskolleg en même temps que les membres de ces groupes de recherche a été une réelle bénédiction au delà des bonnes conditions de travail. J'ai eu la possibilité de participer à certaines réunions de ces groupes, mais aussi d'avoir fréquemment des discussions informelles autour d'un repas ou d'un café avec les membres de ces groupes.

En venant au Wissenschaftskolleg zu Berlin, j'avais trois objectifs

- écrire un livre sur la migration ouest-africaine en Amérique,
- établir de nouveaux contacts notamment avec le monde de la recherche allemand,
- profiter de mon séjour en Allemagne et des cours offerts par le Wissenschaftskolleg pour apprendre la langue allemande.

Je me félicite de ce que les conditions de travail m'aient permis de progresser dans les trois domaines. Ma présence en Allemagne m'a permis en outre d'établir de nouveaux contacts hors du Wissenschaftskolleg zu Berlin. Au mois de mai, j'ai séjourné à Bayreuth où j'ai donné une conférence sur ma recherche en cours, et j'ai profité de ce séjour pour renouer le contact avec des collègues de l'université de Bayreuth que je n'avais pas vus depuis très longtemps et établir de nouveaux contacts. Au Centrum Modern Orient de Berlin où

j'ai donné une conférence, j'ai également fait la connaissance d'un certain nombre d'africanistes ou d'islamistes, ainsi que de chercheurs travaillant sur la translocalité, approche qui était nouvelle pour moi.

Lors de mon séjour, j'ai également eu la possibilité de recevoir mon collègue Cheikh Sarr qui est professeur de géographie à l'université Gaston Berger. Ensemble, nous avons finalisé un projet de recherche intitulé « Emergence de nouveaux acteurs locaux : l'appropriation de la centralité des villes par les modou-modous. Dakar, Saint-Louis, New York ». Dans le cadre de ce projet, il s'est agi pour nous d'expliquer l'émergence d'acteurs masculins principalement d'origine rurale qui prennent le contrôle du bazar urbain sénégalais avant de se lancer à la conquête d'autres villes africaines et au-delà. Ce projet de collaboration multidisciplinaire a contribué à enrichir mon intelligence de la migration sénégalaise aux USA, objet principal de ma recherche pendant mon séjour au Wissenschaftskolleg. Dans le cadre de cette recherche, les deux questions principales qui orientaient ma réflexion sont les suivantes : 1) le soufisme comme mode de spiritualité décline-t-il dans le monde musulman à la faveur de la modernisation comme une certaine littérature l'a soutenu 2) dans quelle mesure l'approche transnationale développée notamment par les spécialistes américains de la migration décrivait un phénomène nouveau ? Ma réponse à la première question est un non catégorique. L'on ne peut pas prouver sur le plan empirique que le soufisme décline ou que c'est une forme de spiritualité non adaptée au monde moderne. S'agissant de la deuxième question, j'ai pu approfondir ma réflexion par la lecture de travaux plus récents sur ce sujet et par les suggestions faites au Dienstagsscolloquium par d'autres fellows, ainsi qu'à l'Université de Bayreuth où j'avais été invité à faire une conférence. Le phénomène du transnationalisme n'est pas aussi nouveau que l'ont affirmé les théoriciens les plus enthousiastes, mais la nécessité de dépasser le territorialisme méthodologique qu'appellent de leurs vœux les théoriciens du transnationalisme me semble s'imposer pour avoir une bonne lecture des mouvements de population dans notre monde du début du troisième millénaire. J'ai mis au profit mon séjour à Berlin pour approfondir ma réflexion sur la question et avancer dans la rédaction de l'ouvrage auquel cette réflexion devrait mener.

« Partir, dit le proverbe français, c'est mourir un peu. » Mais pour moi, quitter Berlin après une expérience aussi fascinante et intense, c'est continuer à vivre une vie plus enrichissante. Vive le Wissenschaftskolleg zu Berlin et tous ceux et celles qui apportent leur concours à la vie de cette institution si exceptionnelle.



PROBING INTO NORMALITY IN A  
SUPERNORMAL SETTING  
DANIELA KOLEVA

---

I was born in 1961 into a family of white-collar employees – a pharmaceutical chemist and an engineer. From 1980 to 1986, I studied Philosophy – first at the University of Sofia, then at the University of St. Petersburg (at that time Leningrad). Later, post-graduate studies at the University of Sofia followed (1989–92). I got a Ph.D. in 1993. Since then, I have worked at the Department for History and Theory of Culture, University of Sofia: first as an assistant professor; from 2002 on, as an associate professor. I am married with two children, one born in 1987, the other in 1994. My research has been mostly in the field of oral history and biographical research, everyday life and life courses during socialism in Bulgaria. With colleagues and students, I have been engaged in collecting life stories for almost ten years. At the very beginning, the initiative had something in common with so-called “salvage anthropology”: it aimed at “rescuing” ways of thought and action that had seemed only natural, but were beginning to disappear by the early 1990s. An archivist impulse rather than a specific research objective gave the start. No specific age cohorts or categories of persons were selected. The material, however, proved helpful in addressing a range of topics: everyday life and modernisation; the experience of war and repression; family and kinship; self-presentation and identity, etc. – Address: Faculty of Philosophy, University of Sofia, 15 Tzar Osvoboditel blvd., 1504 Sofia, Bulgaria.

The potential of oral history and the life-story methods for the study of marginal groups, for the pluralisation of perspectives and “giving voice”, has been widely recognised and used. (To limit myself to one example: the first volume of the proceedings of the XI International Oral History Conference, Istanbul 2000, contains 50 papers: 35 of them on minor-

ities, migrants, women, workers in specific branches and victims of repressions; four on peasants; seven on methodology; and four on other topics.) My Wiko project, however, was concerned with a different set of questions: Whose voice do we hear when we “give voice”? What about the tension between independence and typicality that Luisa Passerini, a former Wiko Fellow, termed the “doubleness of subjectivity”? What do our interviewees mean when they say that their life has been “just normal” and therefore not worth a researcher’s attention? During my three-month stay at Wiko, I tried to focus on the notions of “normality” to which people (mostly implicitly) referred in the stories of their lives, and to uncover the ways they had come into existence.

Normality is a hard nut to crack; it is the criterion against which people measure the events and achievements of their lives without ever making it explicit. In respect to the life course, it disguises itself as part of the “natural” order of things, the natural flow of life from birth to death. I was, however, convinced (and still am) that the normal life course is in fact a social and historical product. Like Lutz Niethammer (another former Wiko Fellow), I discovered that many stories followed the patterns accepted for presenting one’s life and oneself in socialist institutional settings. For instance, interviewees would often tell first of their education and career and then go back to their family, as I just did in my short c. v. above; they would as a rule begin by presenting themselves as if filling in an administrative form: date and place of birth, social origins as defined by the officially established categories (“family of white-collar employees” in my case); they would launch into explanations of what they perceived as deviating from the “normal”. So I came to see my project as an archaeology of the normal revealing “normal life” as a construction, to which institutional settings, social milieus and cultural patterns had contributed one way or another. That meant – as I imagined – that I had to examine the ways in which the notions of normal life surfacing in the life stories had come into existence in modern Bulgaria, how they changed following the great societal transitions in the 20<sup>th</sup> century.

What is “normal”? On the one hand, “normal” has a calm descriptive connotation referring to statistical averages, to what is widespread and usual. On the other hand, “normal” refers to a model, to the norm as something to be achieved or preserved, and has thus a normative connotation as well. The word not only describes the actual state of things, but also points to how things should be, i. e., to a desirable state. Thus the concepts of “norm” and “normal” contain a hidden tension between description and evaluation, fact and value. I found this ambiguity a fruitful starting point for probing into the “normal biography”. The latter is therefore “normal” first because it is widespread and highly predictable. But it

is also normal (i. e., widespread and predictable) in terms of the ideas of what a “good life” should be like, to which interviewees implicitly refer when narrating their own lives – that is, it has a normative dimension as well. So I found myself dealing with both compliance to standards (normality) and setting standards (normativity). Drawing on authors like Michel Foucault, Ian Hacking, James Scott, and others, I looked for a conceptual framework that could accommodate both of them, one that could account for the relationships between modern statecraft and normal life course.

Thus, a considerable part of my time was spent in finding out how the modern Bulgarian state (1878–1980s) designed through its legislation the life course of its citizens and in what ways it provided for the implementation of its project. I focussed on education acts, labour legislation, poor relief laws, the introduction of identity documents and other legal arrangements that contributed to the making of the individual and the citizen, to the construction of a standard life course and to the invention of categories to describe life situations. I think I thereby managed to some extent to outline what might be called, after Ulrich Beck, the “institutionally designed” normality, i. e., the institutional project of the normal life course. To my mind, this is important and justifiable by the fact that 1) in socialist settings, the inventions of lawmakers and apparatchiks could organise people’s daily lives because an alternative to the reality they created was hardly possible and 2) even before that, the state in Bulgaria, as in other Balkan countries, was the main modernising agent, much more influential than any other factors. Thus “the state’s earlier fantasies” (Anderson) were gradually given a real social life.

Normal for whom? This is a legitimate question, because, if we stick to the “state imaginary”, we can only arrive at thin descriptions. The reason is that institutional thinking not only has the capacity of transforming life, but can also itself be modified, subverted or even blocked in everyday life. Individuals not only accept, interiorise and try to live up to the models and the categories imposed on them, but often re-negotiate them and sometimes resist and even overturn them, following other models of normal life that have been handed down through tradition or acquired from peers, media, etc. Thus notions of normality may differ, depending on factors like age, gender, social group, occupation, place of residence, etc.

As a next step, though limited to one case only, I tried to look for the divergences between “institutionally designed” and “socially valid” normality as they appeared in the life stories of two women. The narratives depicted two strong and independent women who had succeeded in really “owning” their own lives. However, the way they edited their

stories for publication – each adding a “conclusion” stating that the real meaning of their lives had been their children and grandchildren – raised certain questions, in my view. On the one hand, questions about the ways life stories are guided by the “rules of genre”, that is by ideas of what constitutes a good story. On the other hand, questions about the normative ideas of “womanness”, i. e., notions of what is normal or appropriate for a woman and the actual life strategies of real women. It seems that in this case a kind of socially valid normality has been at work, i. e., notions of what is appropriate, desirable or permissible to a woman, of what women ought to do and how they ought to feel – notions deeply grounded in every culture and not readily visible to those immersed in that culture. As a result, two women whose actual experiences have gone far beyond the traditional women’s sphere have thought of them in very traditional ways because they are unfamiliar with or unaccustomed to others. Even though they have acted beyond their culturally constructed “nature”, they opt for “normality” as soon as their actions are to be solidified in texts meant to last.

Supernormal. This is not a concept employed in my research. Ken Cheng suggested it after my presentation, though he didn’t know if and how it could be used (neither did I). Supernormal means exceeding the normal in a positive way. Supernormal is the bright red gape of the cuckoo compared to that of the other nestlings as a stimulus for foster parents; sugar compared to natural sweet foods; aided vision compared to normal eyesight; gifted children compared to normal children.

Now I have an idea of how to apply the concept. This is the right word to describe the conditions for work and the life at Wiko: the library services, the language editing, the computer department, the *Sprachkurs*, the Tuesday colloquia ... and, above all, the atmosphere created by the whole Wiko team and the Fellows. Now, four months later and almost 2000 km away, it seems that the list of ideas and suggestions is not the most important, but the responsiveness, the encouragement and the challenges. Now I realise that maybe I was selfish, talking of my own work much more than taking interest in that of others. This is a chance to apologise. And to thank once again. I am grateful and happy to have been part of that wonderful community, and hope not to leave it entirely in the future ...



ZU EINER PARTITUR JÄH VERSTUMMTER  
STIMMEN  
ISIDOR LEVIN

---

Geboren 1919 in Dünaburg, Lettland. Akademie-Professor (em.) für Volkskunde, St. Petersburg. Wichtige Veröffentlichungen: „Folkloristic Documentation, Textology and Editorial Principles: Methodological Paths from Fieldwork to Computeraided Corpus.“ In *Storytelling in Contemporary Societies*, herausgegeben von Lutz Röhrich und Sabine Wiener-Piepho (1990). „What Needs to be Done in Folktales Research?“ In *Folklore: New Perspectives*, herausgegeben von Jawaharlal Handoo and Reimund Kvideland (1999). „Märchen und Juden.“ *Märchenspiegel: Zeitschrift für internationale Märchenforschung und Märchenpflege* 9 (1998). Zur Person siehe: *Enzyklopädie des Märchens*. Berlin. Sub voce: Levin, Isidor. – Adresse: Thorez 94-2-29, 194017 St. Petersburg, Russland.

Gnade gönnte mir als Gast(arbeiter) auf dem Gebiet des Geistes im Herbst 2003 Seine Magnifizienz Professor Dr. Grimm, der Rektor des Wissenschaftskollegs zu Berlin. Kurz gesagt, es war die schönste und ergiebigste Erntezeit meines Lebensabends; ich erstellte ein „Volkskundliches Dokumentationssystem für Jidisch-Kultur“.

In das Projekt habe ich jahrzehntelange Erfahrungen investiert, die ich trotz denkbar widriger Zustände im sowjetischen akademischen Betrieb bei der Akademie der Wissenschaften Tadschikistans in Duschanbe sowie im Dienste der Akademie Armeniens in Jerewan teils gleichzeitig seit den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts erworben hatte.

Es gelang mir, die vergleichenden geographisch-historischen und philologischen Grundsätze der so genannten Finnisch-Ehstischen Schule in der Folkloristik weiterzuentwickeln und neue Methoden umfangreich zu erproben und mit von mir eigens hierzu herangeschulten rund 30 entopischen Mitarbeitern in Duschanbe und etwa 20 einheimischen



jungen Kollegen in Jerewan in streng programmiertem Teamwork durchzusetzen, und zwar im Zuge langfristiger Reorganisierung reicher Folklorearchive, deren Dokumente emsige Sammler einiger Generationen aus dem Volksmund aufgezeichnet hatten. Nun wurden diese Kollektaneen für die Vorbereitung von Korpuswerken nach meinem Projekt ausgewertet. Durch mehrere Editionen und von mir angeleitete Dissertationen habe ich einerseits eine gezielte Rezeption gelehrter Errungenschaften europäischer, vorzugsweise deutscher Volkskunde eingeschleust sowie andererseits reiche schriftliche Belege mündlicher Provenienz aus früher kaum zugänglichen Beständen, etwa Märchen, für die Hand der Forschung (zensurfrei!) in hauptsächlich deutscher Übersetzung erschlossen.

Wohl für einen derartigen „Brückenbau“ wurde mir in Salzburg 1989 der Walter-Kahn-Preis der Europäischen Märchengesellschaft sowie 2004 der Gundolf-Preis der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt verliehen.

Aus vielen inneren wie äußeren Gründen, mitunter hintergründigen, wurde die jidische Sprache aus dem Schulwesen – sie wurde nie ordentlich unterrichtet, sondern nur gewohnheitsmäßig überliefert – und aus dem öffentlichen Verkehr verdrängt und während des II. Weltkrieges allenthalben in Europa ausgelöscht.

Die von Millionen Menschen einige Jahrhunderte kompakt gelebte Jidisch-Welt erscheint jetzt dem interessierten Historiker als chaotischer Nachlass, vorzugsweise von Drucksachen diverser mehr oder weniger exotischer Archivalien. Jetzt, am Anfang des 21. Jahrhunderts, ist es höchste Zeit, dieses verwahrloste Schrifttum total zu erfassen und inhaltlich zu dokumentieren, damit das wandelbare europäische Kulturbild von mindestens drei bis fünf Jahrhunderten sachkundig ergänzt und abgerundet werde.

Es gibt allerhand Beiträge zur Kulturgeschichte der Juden, doch keinen Versuch, eine systematische retrospektive jüdische Volkskunde zu entwerfen. Wie seinerzeit zwischen den beiden Weltkriegen haben Historiker für ihre Gegenwart, so wie die heutigen Jidisch-Forscher für die Vergangenheit, die Bedeutung einer nüchternen, d. h. wissenschaftlichen, entkitschten Volkskunde, und zwar für alle Welt, anscheinend nicht wahrgenommen. Da kein Staat, kein öffentliches gelehrtes Gremium sich der Jidisch-Kulturforschung gebührend nostalgiefrei annimmt, so fühle ich mich berufen, die anvisierte Lücke schließen zu helfen.

Womit ist die inhaltliche Erfassung des zu untersuchenden Stoffes als Wortgut zu beginnen? Das ist die Schlüsselfrage!

Ein Beobachter des Lebens, etwa ein Erzähler, Memoirist oder Schriftsteller schlechthin hat normalerweise für sein Tun und Lassen volle Freiheit, hingegen muss der Ersteller

eines Dokumentationsverfahrens stets von Anfang an auf Systematik eingestellt, ja eingeschworen sein. Er muss mit Rücksicht auf die Beschaffenheit des Quellenmaterials eine auch für Nachfolger einleuchtende, ziemlich straffe Ordnung schaffen, denn sie ist *a priori* nicht gegeben. Diese vorgeschriebene Systematik muss nachweislich funktionsfähig, unparteiisch objektiv, leicht erlernbar, geradezu „idiotensicher“, d. h. wie ein Algorithmus konzipiert sein. Mit meiner Arbeit wird eine solche Systematik dargeboten.

Mittel, Instrument, jedoch keineswegs gefälliges Endziel der Dokumentierung einer Kultur, gegebenenfalls der so genannten Jidisch-Welt, ist es, sie inhaltlich in sinnvolle *Einheiten* zu gliedern, auf dass irgendwie ähnliche oder gar identische Phänomene, die das disparate Material in sich birgt, als zusammenhängende gebündelte *Stoffe* (nicht Motive!) einer bestimmten Ebene aus dem lockeren Corpus mechanisch, computergerecht nebst adäquaten Angaben geographisch-chronologischer Provenienz für die eingehende Forschung abgerufen werden können. Die Aufgabe bestand also darin, die entsprechende Kulturphänomenologie zu thematisieren.

Eine parawissenschaftliche, „gelehrte“ und/oder irgendeine umgangssprachliche (etwa jidische oder deutsche) Terminologie für die Benennung der Phänomene wurde wo möglich vermieden, und zwar aus gutem Grund. Das ist m. W. nach wie vor ein Novum.

Die im Prinzip unbeschränkte bunte „Jidisch-Welt“ ist – wie jede Kultur in Europa – *de facto* in gewisser Hinsicht doch beschränkt. Denn das Interesse der Sammler und das Repertoire der Gewährsleute, der Schriftsteller, sogar der Gelehrten ist eigentlich nicht willkürlich, zufällig, sondern wesentlich lokal, epochal, sozial und psychisch, also kulturhistorisch determiniert und auch selektiert worden. Darum ist die volkskundliche Dokumentation – anfangs eine phänomenologische Erfassung des Materials – unter gewissen Umständen durchaus machbar.

Kultur darf man sich als Gefüge von zehn Bereichen (schematisch H0 bis H9) wie folgt vorstellen:

- (H0) Nicht-volkskundliche Informationen
- (H1) Die bewohnte Landschaft, etwa Häuser und deren Elemente
- (H2) Die äußere Erscheinung eines Menschen, etwa Tracht, Schmuck
- (H3) Nahrung
- (H4) Arbeit, allerlei Tätigkeiten
- (H5) Manifestationen des Volkslebens, etwa Tanz, Spiele u. dgl.
- (H6) Wissen, Glaube, Verhalten

- (H7) Rede, „Sprachlichkeit“ – mündlich und schriftlich – solche Informationen über Sprachgut wurden intensiv gesammelt und als „Folklore“ behandelt
- (H8) Texte in Prosa, mitunter in Gattungen eingeteilt
- (H9) Poesie

H8 sowie H9 können inhaltlich anhand der Sparte H6 näher gekennzeichnet und tiefer erfasst werden. Jeder „H-Bereich“ ist vertikal unterteilt und sinnvoll verästelt. Dafür braucht man lediglich eine dreistellige Dezimalzahl. Das klassifikatorische inhaltliche Schema bestimmt auch den textuellen Umfang der ausgegliederten *E i n h e i t* (gemäß der Pagnation im Korpus, sie zeigt per Index „A“ den Ort, an dem sich der Beleg befindet).

Kultur besitzt einen messbaren Spielraum, deshalb fordert jede ausgegliederte „Einheit“ eine zusätzliche detaillierte Beschreibung. Eine beliebige Position aus dem verästelten inhaltlichen Bereich (H0–H9) ist implizit mit einer gewissen Menschengruppe sowie mit Zeitumständen verknüpft, die angezeigt werden sollten.

Entgegen den akademischen Gepflogenheiten wird in meinem Dokumentationssystem diese evidente Tatsache nicht durch Prägung eines gelehrten Wortes (so wie Bindestrich-Disziplinen heißen, etwa „Ethno-Musik“ oder „Arbeiter-Lied“, „Hochzeits-Brauch“ u. dgl.) registriert, sondern separat, vermöge eines Verweises auf ein Glied, auf eine Gruppe im Sozium bzw. auf einen temporalen Umstand bezeichnet. Die Volkskunde wie auch die Demoskopie untersucht verbreitete „typische“, nicht singuläre Phänomene. Mag auch der Sonderling für ein ganzes Volk gestellt und sonst attraktiv sein. Den „Juden“, den „Deutschen“, den Händler, den Lehrer gibt es realiter nicht. Deshalb sollte eine Person grundsätzlich nicht exklusiv, durch Verbindung mit einer *e i n z i g e n* Gruppe definiert werden. Denn jeder Mensch kann gleichzeitig an der Bildung verschiedener, mitunter antagonistischer *Gemeinschaften* teilnehmen. Da sündigen nicht nur Laien, sondern auch Soziologen.

In der K-Zeile, zwecks näherer Lokalisierung der Träger einer „Einheit“, etwa einer Überlieferung, wird die Bevölkerung *a priori*, etwa nach Wohnort, Landsmannschaft, nach Ständen und Berufen usw. gruppiert. Die entsprechenden sozialen Verknüpfungen sowie andere *Q u a l i f i k a t i o n e n* werden nebeneinander horizontal notiert, sie können später gesondert oder kombiniert aus dem Datenkorpus abgerufen werden. Es ist auch vorgesehen, dass dabei verschiedene H-Bereiche zusammentreffen. So werden Phänomene, z. B. Häuser, Kleidung, Wissen und Glauben gruppenspezifisch problematisiert.

Jede Information ist durch Zeitumstände auf der M-Zeile markiert: *Wann* wird eine bestimmte Tätigkeit vorgenommen? Wann hat sich etwas ereignet? u. dgl. Die Zeit wird per

Lebenslauf und/oder Jahreslauf datiert, auch Dauer sowie andere Zeitumstände, etwa historische Epochen, werden dokumentiert.

Eine beliebige soziale und temporale Spezifik kann zum monographischen Forschungsobjekt gewählt werden. Die relevanten Unterlagen sind durch Pagnation angezeigt. Das ist eben eine methodologische innovative Eigentümlichkeit des gebotenen Dokumentationssystems.

Die P-Zeile informiert betr. einer H-Einheit über allerlei Bezüge: *wie* existiert, *wie* wird der klassifizierte Gegenstand benützt, ausgeführt, gemacht? (Z. B. für die Sparte „Nahrung“ (H3) sind die Arten der Zubereitung fixierbar, etwa Formen des Gebäcks, auch Geschmacksrichtungen wie süß, salzig usw.) Jedes Merkmal kann gesondert oder kombiniert, auch in Korrelationen, für die Charakteristik eines Phänomens oder einer ganzen Kollektion abgerufen werden.

Der *Klassifikation* (H0–H9) samt dazugehöriger *Qualifikationen* (Indizes K, M, P) wird für jede Einheit anschließend an die A-Pagnation eine *Signatur* vorangestellt, welche auf vier klassifikatorische Fragen antwortet: Wo? Wer? Von wem? (m/f nebst Altersgruppe 1 bis 9, also mit je zwei Zeichen) Wann? – wurde diese Information dankenswerterweise aufgezeichnet ...

Die Signaturen mit gemeinsamem Merkmal (etwa alle Belege aus einer bestimmten Ortschaft) werden in Gestalt eines *Kartogramms* (auf einem Auszug der kodierten Landkarte) ausgedruckt. Eine chronologische Tabelle mit den Angaben über Aufzeichnungszeit sowie über Geschlecht und Altersgruppe der Informanten ist als *Chronosozioigramm* verfügbar.

Die *geographische* Verortung, das Areal eines Phänomens, ist *historisch* interpretierbar. So kann man den *Archetypus*, die Urform oder mindestens die *Normalform*, z. B. die eines Brauchs, einer Erzählung oder eines Liedes ermitteln. Das ist ja Ziel jeder Kulturgeschichte.

Kartogramme und Chronosozioigramme, diese sekundären sehr bedeutsamen Dokumente, mögen dem Forscher als Denkansatz dienen, allein wenn man sich fragt, warum ist die Summierung im Raum und in der Zeit auf bestimmter Ebene gerade so und nicht anders ausgefallen? Auf dieser scheinbar abstrakten Basis lässt sich schon konkret weiter forschen und schließlich das vorhandene, aber brachliegende Material systematisch auswerten und eine lokale, hoffentlich auch eine gesamteuropäische Kulturgeschichte schreiben.

Mein Grundsatz für Studenten lautete: Ein Forscher muss nicht das Quellenmaterial erst qualvoll suchen, sondern die nötigen Belege sollten wohlgeordnet und bereits durch Korrelationen problematisiert und ausgedruckt auf ihn warten.

Unter mir vertrauten Bedingungen war das keine fromme Utopie oder eine Anmaßung, es waren harte Ergebnisse der im Teamwork zu leistenden Vorarbeit am Schrifttum.

Je früher ein Gelehrter in spe schon im ersten Semester die Handhabung einer systematischen Dokumentation kennen lernt und sich angewöhnt, sie zu benutzen (etwa bei Annotierung der Lektüre), desto reicher wird seine Ernte im „älteren Semester“ werden.

\*\*\*

Ich kam ganz unverhofft nach Berlin zum Wiko mit einem kurzen Arbeitsplan, jedoch mit einer langen Desideratenliste von Büchern, die ich in St. Petersburg vermisste. Dank der freundlichen, musterhaften Betreuung seitens der Bibliothek glückte es mir, die fehlenden, darunter insbesondere seltenen Werke zu erhalten und daraus etwas hinzuzulernen. Es ist mir ein Bedürfnis, für die Hilfe, auch die des Sekretariats, an dieser Stelle nochmals zu danken.

Herzlich sei die herzhafte Küche erwähnt und die stille, stilvoll ausgestaltete „Stube“, die paradoxerweise täglich eine aktive und kreative Stimmung förderte.

Das Typoskript des Dokumentationssystems mit einigen Hinweisen zur Handhabung desselben habe ich samt anderen Sonderdrucken dem Wiko zur Kenntnis übergeben. Eine eventuelle Publikation *in extenso*, vielleicht zur Anwendung für einen Lehrgang, noch lieber für eine Diskussion angehender und amtierender Kulturforscher wäre dankenswert.



BABEL, MA BELLE  
JACQUES LÉVY

---

Jacques Lévy (né en 1952) a été élève de l'École Normale Supérieure de Cachan (1971–1976). Agrégé de géographie (1974), il participe au lancement (1975) de la revue *Espaces-Temps* qui se consacre à une réflexion interdisciplinaire sur l'épistémologie, la didactique et les théories des sciences sociales ; il est actuellement coordinateur de la rédaction. Spécialisant en géographie du politique, il entre au CNRS comme attaché, puis chargé de recherche (1984–1993). Docteur d'État (1993), il est nommé professeur des universités à Reims (1993–2004). À partir de 1989, maître de conférences puis professeur à l'Institut d'Études Politiques de Paris, il contribue par plusieurs enseignements au renouvellement du rôle de la géographie et des approches spatiales à différentes échelles dans les cursus de cet établissement. Il organise deux séminaires à l'École des Hautes Études en Sciences Sociales (EHESS). Il a été professeur (2000–2002) à l'Institut des hautes études d'aménagement et de développement du territoire (IHÉDAT). En 2004, il a été nommé professeur ordinaire à l'École polytechnique fédérale de Lausanne (ÉPFL). Auteur, seul ou en collaboration, de : *Le Monde: espaces et systèmes*. Paris, 1992. *Europe: une géographie*. Paris, 1997. *Le tournant géographique*. Paris, 1999. *Dictionnaire de la géographie et de l'espace des sociétés*. Paris, 2003. *Les sens du mouvement*. Paris, 2004. – Adresse : EPFL ENAC INTER CHOROS, BP 2245, Station 16, 1015 Lausanne, Suisse.

Il n'est pas facile de décrire le paradis.

Car le *Wissenschaftskolleg* est bien un paradis. Un paradis d'aujourd'hui, fait par les humains pour les humains. Où le contact avec l'Autre, compagnon ou hôte, est tout simplement et fondamentalement synonyme de bienveillance. Où l'immortalité se conquiert par

le seul pouvoir des œuvres. Où l'on agit, où l'on se remue, où le décor bouge avec ceux qui y bougent. Un lieu auquel la liberté et l'égalité des individus ouverts sur le monde constituent un horizon crédible, capable de prendre le pas sur les communautés repliées. Un lieu où l'éthique peut espérer l'emporter sur la morale. Une tour de Babel modeste et déterminée, où tous parlent la langue de chacun.

Malgré tout, il n'est pas si facile de décrire le paradis pour la même raison qu'il n'est pas si facile d'y vivre. Le monde extérieur y devient une excroissance de nos désirs, de nos plaisirs, de nos volontés, de nos efforts, de nos rencontres, et on en vient à ne plus être capable de démêler le dedans et le dehors. Le *Wiko* ? C'est moi pendant un an, dit le *fellow*, et il est ce faisant simplement honnête.

Dans la conclusion des *Villes invisibles*, Italo Calvino nous invite à chercher « au sein de l'enfer, ce qui n'est pas l'enfer. » Peut-être convient-il de reprendre la méthode, en l'inversant : qu'est-ce qui, dans le paradis du *Wiko*, n'est pas le paradis ?

Il y a d'abord le *mardi*. Avec le cours d'allemand et le séminaire, suivi du repas en commun, le mardi a un parfum de purgatoire, tout simplement parce qu'il ressemble au monde d'ici-bas. Il faut se lever tôt et avancer durant six heures sur les rails de la contrainte. Pas de recours possible. Seul le destin peut accorder un répit : lorsque la professeure d'allemand était malade, j'ai retrouvé le plaisir fou, dont j'avais oublié la puissance, d'un événement similaire, déjà vécu à l'école ou au lycée. Alors même que ces cours d'allemand m'ont toujours comblé – notamment en me laissant croire, grâce à l'habileté généreuse de nos enseignantes, que j'étais proche de maîtriser cette langue –, j'ai ressenti cette incroyable sensation de détente qui se produit lorsque soudain on peut se déprendre du rôle que l'on avait eu tant de mal, dans la salle de bains ou à la table du petit-déjeuner, à endosser.

Et s'il en est ainsi, s'il en faut si peu pour nous faire basculer dans un système structuré par des obligations et par les conséquences de ces obligations, c'est que nous sommes vulnérables. Nous ne sommes pas encore prêts pour le paradis, nous sommes sujets à des rechutes inquiétantes, il nous faut une formation complémentaire dont l'objectif serait (humblement) de nous réconcilier avec le monde, de nous faire baisser la garde face aux événements dont nous ne sommes que partiellement acteurs.

Cette vulnérabilité se manifeste aussi dans la gestion du temps. En disposant d'un temps libre (provisoirement) infini, le *fellow* découvre presque toujours une réalité terrible : le temps n'est pas « euclidien » ; si on l'étale, il rapetisse. D'abord, tout simplement parce qu'on prend le *temps de traîner*, activité fort utile à la fomentation de la créativité. Pouvoir se penser pensant est un luxe qu'on ressent soudain comme une nécessité absolue. Mais aussi parce

qu'on se met à *faire bien* tout ce qu'on faisait déjà en temps ordinaire, mais mal. Ici, je retrouve un passage de Theodor Adorno sur la naissance de l'École de Vienne, où il explique que ces révolutionnaires-musiciens se voyaient aussi comme de bons artisans, reprenant et polissant sans cesse leur ouvrage avec pour référence le goût (viennois) du travail bien fait.

J'ai perçu cela et, au bout du compte, la déception s'est inversée. Je n'ai bien sûr pas fait tout ce que je voulais faire, mais le peu que j'ai fait me paraît plus solide, plus prometteur de travaux à venir que je ne l'imaginai. Non seulement j'ai avancé mon travail de recherche et de mise en forme sur la ville et l'urbanité, mais j'ai pu aussi explorer, à travers le texte et l'image, les florissantes frontières entre la science et la fiction – un exercice pour moi presque impossible en période « normale ». Le « syndrome du mardi » nous fait approcher son contraire : le temps réinventé.

Il y a ensuite le *Dienstagskolloquium*. Mettez ensemble quarante intellectuels qui ont tous des choses à dire et que la discussion sur les sujets les plus divers passionne. Donnez la parole à l'un deux. Vous attendez à coup sûr des étincelles, de la pyrotechnie même, pourquoi pas ? Vous risquez d'être un peu surpris. L'intervenant lit sagement un texte (même s'il parle dans sa langue maternelle) qui rapporte des phénomènes curieux ou des expériences étranges. Il s'offre quelques menues excursions vers des réflexions plus générales mais l'on doit souvent attendre la phase des questions pour réussir à comprendre en quoi cet exposé aurait pu nous concerner vraiment. C'est que, sauf exception, l'orateur a un autre souci en tête qui exige toute sa concentration : terminer son exposé avant midi. Sans doute instruit par la jurisprudence du *Weißwurst*, qui veut que, si par malheur la sublime saucisse entendait sonner le carillon, elle perdrait soudain toute valeur gustative, le droit coutumier du *Wiko* stipule que, passée cette heure fatidique, les idées les plus percutantes du *fellow* seront immédiatement transformées en un brouet indigeste et automatiquement effacées du procès-verbal.

Dans un groupe de chercheurs aussi divers que celui d'une « classe » du *Wiko*, il existe pourtant des lignes de partage fortes et souples, favorables à la *disputatio* : naturalisme réductionniste ou logiques sociales, structuralisme ou théorie des acteurs, constructivisme réaliste ou déconstructivisme radical, culturalisme ou universalisme, philosophie analytique ou critique littéraire, néo-modernisme ou post-modernisme ... Le marché était, cette année, très ouvert. Comme ces points de vue ont été presque toujours défendus par des porte-drapeaux compétents, qui, en outre, ne prenaient aucun risque pour leur carrière à le mettre en avant, on aurait pu s'attendre à des joutes stimulantes. Ce fut assez rarement le cas. Pour certains, par roulement, le *Kolloquium* fut même l'occasion d'une petite sieste.



Y aurait-il, dans ce formalisme, un écho funeste entre ce qui reste de l'ancien *Wiķo*, très protocolaire, nous a-t-on dit, et un zeste de conformisme du monde universitaire anglo-saxon (qui, pour des raisons linguistiques, domine inévitablement ici), où l'esprit de tolérance peut aller jusqu'à imposer un consensus de façade peu propice au choc des idées ? On se prend à rêver d'un paradis un peu moins circonspect, où les controverses explicites remplaceraient les règles intériorisées.

Mais on se dit bien vite que tout cela n'est, au fond, pas très grave : le *Dienstagskolloquium* n'est pas tout le *Wiķo* et il se passe bien des choses ailleurs, à table, au concert, dans les groupes de travail ou, désormais, dans les parties de baby-foot. Et j'ai fini par comprendre que, au-delà de la productivité du système, c'est toute une *éthique du retrait* que le *Wiķo* met ici en œuvre : l'important, c'est votre travail personnel, dit-il aux *fellows* ; le reste est un rituel par lequel il faut passer, comme le dîner du jeudi ou les conférences du mercredi. L'image d'un centre un peu fragile entouré de périphéries foisonnantes donne une impression un peu trouble mais globalement apaisante : n'est-il pas rassurant que tout n'y soit pas parfait ? Que, avec ses coutumes un peu désuètes mais dépourvues de malignité, l'institution montre qu'elle peut et doit, tout autant que les *fellows*, progresser, qu'elle n'écrasera donc pas ses invités de sa perfection ? Se trouve ainsi écarté l'un des dangers qui guettent tous les paradis : la certitude d'être le paradis.

Il y a enfin *Grunewald* – et nous abordons là un sujet autrement sérieux. Dans ce Capoue de l'Ouest profond, on rencontre, en vraie grandeur, un exemple de *paradis réellement existant* : de nombreuses Maserati, peu de cafés ; beaucoup d'arbres, peu d'humains. Est-ce là un cadre monacal permettant de travailler loin de la mondanité bruyante, pour le seul plaisir des rencontres que la vie de cloître engendre ? À l'expérience on peut en douter, car la ville est là quand même, que tout et tous, le *Wiķo* lui-même avec une force de proposition inégalable, nous invitent à découvrir et à fréquenter. Mais quand nous allons à Mitte, à Kreuzberg ou même sur le Ku'damm, nous disons que *nous allons à Berlin* : c'est accessible mais c'est loin.

Un véritable isolement pourrait être un parti acceptable : il y a de grosses fermes accueillantes dans le Brandebourg et le Mecklembourg. Dans une perspective un peu différente, l'idée de retrouver l'esprit de ces petites villes telles Heidelberg ou Weimar, qui ont tant fait pour la culture allemande et mondiale, pourrait se défendre. Si, au contraire, c'est Berlin-la-métropole que l'on veut, alors il faut l'assumer et ce ne sont certes pas les visages clos des caissières du sinistre *Konsum* de Grunewald qui peuvent faire l'affaire alors que, partout ailleurs dans la métropole, l'amabilité décontractée nous offre sa caresse subtile.

Dans une ville extraordinairement riche, mais qui souffre d'un certain manque de densité, l'exploitation des ressources de l'urbanité demande un peu plus de temps et un peu plus de muscle qu'ailleurs. Si l'on ajoute le handicap de la position marginale de Grunewald, cela devient une mission délicate.

J'ai souffert de ne pas être assez berlinois, de ne pas être assez contraint de parler allemand avec les passants ou les boulangers, de devoir faire un acte volontaire (et même volontariste, lorsque, pendant des mois, le cordon ombilical du S-Bahn était coupé) de ce que j'aurais voulu être une imprégnation passive mais radicale. Ce manque ne m'a pas poussé vers les gens du *Wiko* ou vers mon travail : il a engendré chez moi une paradoxale *Fernweh* dirigée vers Berlin alors même que, vu de loin, on pouvait dire que j'y étais.

J'aimais déjà ce qui est le plus urbain dans l'urbain, je suis maintenant convaincu de ceci : si l'on cherche à établir un cadre de travail efficace et dynamique, quelles que soient les préférences personnelles qu'on puisse avoir à propos de tel ou tel genre d'urbanité, il faut choisir clairement entre le vide et le plein et rejeter les zones intermédiaires, qui cumulent les inconvénients des deux options bien plus que leurs avantages. J'imagine un *Wiko* qui se frotterait à Berlin – comme on frotte du pain à l'ail –, à la gouaille humaniste de cette ville debout.

Le *Wissenschaftskolleg zu Berlin* est une magnifique synecdoque d'Europe et de Monde. Il est un lieu de parole cosmopolite qui donne espoir aux citoyens que nous tentons d'être aussi. Babel, ma belle, sois plus belle encore en n'ayant plus peur de ton ombre, cette belle ombre portée qui est aussi ta force.



## VOM SPAZIEREN IM GRUNEWALD STEFAN LITWIN

---

Geboren 1960 in Mexiko-Stadt. Studierte Klavier, Komposition und Interpretation in den USA und der Schweiz. Zu seinen Lehrern gehören Jürg Wytenbach, John Lessard, Walter Levin und Charles Rosen. Wichtige Anregungen durch Herbert Brün. Promotion 1993 an der State University of New York at Stony Brook. Seit 1992 Professor an der Hochschule für Musik Saar. Internationale Konzerttätigkeit. Auftritte mit bedeutenden Orchestern und Dirigenten, u. a. Christoph von Dohnányi, Michael Gielen und Marek Janowski. Kammermusik mit Partnern wie Aurèle Nicolet, Christian Tetzlaff, Irvine Arditti, Gustav Rivinius, Jörg Widmann, LaSalle-Quartett, Arditti-Quartett. Liederabende mit Roland Hermann, Henry Herford, Claudia Barainsky, Yaron Windmüller und Salome Kammer. Besonderes Engagement für zeitgenössische Musik. Zahlreiche Uraufführungen. Zusammenarbeit mit Komponisten wie Luigi Nono, Luciano Berio, Hans Zender, Herbert Brün, Frederic Rzewski, Johannes Kalitzke und Michael Gielen. CD-, Fernseh- und Rundfunkproduktionen in Europa und den USA. Neuere Kompositionen: „Sonata y destrucciones“ (1998); „Lyon 1943 (Pièce de résistance)“ (1999); „Rein oder unrein?“ (Satire, 2001); „Thoreau’s Nightmare“ (2003); „Allende, 11. September 1973“ (2004). – Adresse: Rungestraße 17, 10179 Berlin.

Berlin. Die Stadt, in welche mein Großvater 1905 mit seiner Familie aus Lodz gezogen war, um den Pogromen zu entfliehen. Sie wurde seine Heimat. Hier wurde er zu einem anerkannten Geschäftsmann, der 1917 vom Kaiser nach Schweden entsandt wurde, um mit der neuen Sowjetregierung geheime Friedensverhandlungen zu führen. Später, in der Weimarer Republik, wurde er zu einem Vertrauten Gustav Stresemanns. Die Litwins

lebten damals in einer noch heute erhaltenen Wohnung am Hohenzollerndamm und besaßen einige Jahre ein Schloss im kleinen, nahe Oranienburg gelegenen Städtchen Schwante. Mein Vater, jüngster Sohn der Familie, arbeitete seit Ende der 20er-Jahre als Journalist bei der *Vossischen Zeitung*. 1936 erfolgte die Emigration. London, San Francisco, Los Angeles, Costa Rica und Mexiko waren die Städte, wo die Familienmitglieder, bis auf eine Tochter, die nicht überlebte, Zuflucht fanden. Sie alle verloren ihre deutsche Staatsbürgerschaft und nahmen jene des Gastlandes an. Keiner fand je nach Berlin zurück. Erhalten blieb also lediglich ein Bild der zurückgelassenen Stadt, vermischt mit Berichten jener, die entweder in alliierter Uniform oder als Besucher für kurze Zeit zurückgereist waren. Eine in Emigrantenkreisen verbreitete Nostalgie, verstärkt wohl durch die bittere Realität der Zerstörung und Teilung, vermittelte mir als Heranwachsendem das Gefühl, mit dem „alten“ Berlin verbunden zu sein, ja es geradezu zu kennen, auch ohne jemals deutschen Boden betreten zu haben. Erst Mitte der 80er-Jahre kam ich für Konzerte in die Heimatstadt meiner Familie. Es folgten regelmäßige Besuche, wonach sich mein ererbtes Berlin-Bild allmählich in ein reales, selber erfahrenes zu wandeln begann. Mein Vater hat diese „Rückkehr“ seines Sohnes nicht mehr erlebt, wie auch das Jahr 1989 nicht, das wiederum so viel veränderte. Nach dem Fall der Mauer wurde das Schloss Schwante aufgesucht. Außerordentlich, dieses Gebäude, das ich nur aus einem vergilbten Fotoalbum her kannte, erhalten zu finden, wenngleich in verwaorlostem Zustand. Bewegender noch: Einem im Ruhestand lebenden Hausmeister des Schlosses zu begegnen, der sich an meinen Großvater erinnern konnte. Die Berliner Litwins hatte es demnach wirklich gegeben.

Allein vor diesem Hintergrund versprach die Einladung, ein Jahr am Wissenschaftskolleg zu verbringen, eine besondere Zeit zu werden. Am 3. Oktober, zufälliger- aber auch sinnigerweise der Tag der deutschen Einheit, reiste ich an. Als ein in Mexiko geborener, in der Schweiz aufgewachsener und viele Jahre in den USA und Belgien niedergelassener eingebürgerter Deutscher hatte ich mich leicht deplatziert gefühlt, wo immer ich auch gerade gewohnt hatte. An jenem Ort ankommend, wo mehrere Generationen meiner Familie gewirkt hatten, empfand ich nun zum ersten Male etwas wie Zugehörigkeit. Das verworrene Bild meiner Herkunft wurde als ein kohärentes Ganzes, als ein Netz komplexerer Zusammenhänge greifbar, ohne dass sich, wie bisher, ein Gefühl von Verlust einstellte. Ich hatte an jenen Ort zurückgefunden, an dem lange vor meiner Geburt die Kausalkette meiner Biographie angesetzt hatte. Jetzt veränderte sich mein Ausblick, und mit festem Boden unter den Füßen mutierte ich vom Wanderer zum Spaziergänger, der endlich fühlend, wo

er hingehört, selbst nach ausgedehnten Ausflügen immer stets nach Hause zurückkehrt. Dies allein ist ein Geschenk, wofür ich dem Wissenschaftskolleg zu danken habe. Das Zusammenleben mit den Fellows sollte mir aber noch viel mehr geben.

Bekanntlich bietet der Grunewald dem passionierten Spaziergänger reichlich Möglichkeit, seiner Leidenschaft nachzugehen und mannigfaltige Eindrücke zu sammeln. Ebenso das Wissenschaftskolleg dem Fellow, denn nicht wissend, welche Speisen und Tischgenossen er jeweils antreffen wird, kann er darauf vertrauen, dabei stets Bereicherndes zu finden. Die täglichen Mahlzeiten und ihre Ausflüge in das geistige Umfeld der Natur- und Geisteswissenschaften haben etwas von jenem „richtigen“ Spazieren, das Henry David Thoreau der Lebenskunst gleichstellte und als Elixier empfahl. Es war mir als Anhänger des neuenglischen Transzendentalisten demnach eine Selbstverständlichkeit, mich auf neue, unbekannte Wege zu begeben und auch die übrigen Fellows zu Spaziergängen in mein Revier einzuladen, weshalb ich gleich zu Beginn des Jahres dem von Dieter Grimm erbrachten Vorschlag, am Kolleg regelmäßig Hauskonzerte zu veranstalten, mit Freude nachkam und mit Musik von Charles Ives begann.

Er schreibe keine Werke für „Sissies“, und man müsse lernen, eine Dissonanz hinzunehmen wie ein Mann, zitierte ich aus den Memos des amerikanischen Pioniers. Dies hatte im Hause unmittelbare Folgen. Einige Fellows bekannten sich nun offen zur Gruppe der unverbesserlichen Konsonanzanbeter, eine Herausforderung, aus diesen Weichlingen im Laufe des Jahres doch noch abgehärtete Hörer zu machen. Ich kann nicht behaupten, dass die Aufgabe leicht gewesen wäre, aber mit einigem Stolz kann ich berichten, dass John Rieser, einer der besonders trotzigsten Repräsentanten seiner Gruppe, im Frühjahr eine Aufnahme von Schönbergs Klavierstücken von mir erbat, durch wiederholtes Hören seine Abneigung dagegen allmählich überwand und mir letzten Endes eingestand, dass er die Musik nun doch nicht mehr so abstoßend fände, ja, sie teils sogar recht „schön“ sei. Immerhin! Offenbar war sein Spazierweg ein langer, steiler Berghang gewesen, der sich aber durch den besonderen Ausblick am Gipfel als lohnend erwies. Die anderen „Schlappohren“ – ein weiterer Terminus von Ives –, also Fellows, die Johns Konsonanzliebe, jedoch nicht seine wissenschaftliche Experimentierfreude teilten, werde ich hier nicht bloßstellen, um ihren Ruf nicht zu schädigen. An ihrer statt sollen aber einige heroische Kämpfer des gegenüberliegenden Lagers hervorgehoben werden.

Quentin Skinner, beispielsweise, scheute sich keine Sekunde lang, die vorgegebenen musikalischen Spazierwege zu begehen, mochten sie noch so steil und holprig sein. Im Gegenteil, je herausfordernder die Musik war, desto begeisterter hörte er zu. Sein unermüd-

licher Intellekt und sein geradezu universelles Wissen wie auch eine erstaunliche musikalische Bildung beschleunigten das Tempo unserer Tischgespräche vom gemütlichen Schlendern zum Joggen, wobei er aus dem Gedächtnis einzelne Motive (auch Nebenstimmen) aus unzähligen Werken sowohl singen als auch die genaue Instrumentierung benennen konnte und so manch einen professionellen Musiker in den Schatten stellte. Nicht weniger fruchtbar und abenteuerlich waren jene unzähligen Meilen, die ich gemeinsam mit Amnon Raz-Krakotzkin zurücklegte. (Es braucht nicht weiter erklärt zu werden, warum man mit einem Spitznamen wie „Nono“ natürlich nur der Dissonanzenpartei angehören kann.) Seine Neugier und einzigartige Kommunikationsgabe gepaart mit der Fähigkeit, durch überraschende Umkehrungen gängiger Argumentationsmuster eingefrorenes schematisches Denken zu durchbrechen, zwangen einen immerfort Schritt zu halten, und unter dem Druck seiner unnachgiebig menschlichen Wärme blieb mein ursprüngliches kompositorisches Arbeitsvorhaben auf der Strecke.

Geprägt durch das Schicksal meiner Eltern hatte ich vorgehabt, ein episches Gedicht des jiddischen Dichters Yitzakh Katzenelson als Grundlage einer Komposition für das Trio Accanto zu verwenden. Nun lernte ich durch Nono und seine nicht minder charismatische Frau Ronit Chacham ihre, für mich neue Perspektive kennen, verbrachte somit erst einmal Wochen damit zu, den Schock zu überwinden und die politisch aktuelle Bedeutung meiner europäisch-jüdischen Identität zu reflektieren. Ich entschied, den Katzenelson-Text vorerst wegzulegen und komponierte stattdessen „Allende, 11. September 1973“, ein Stück für Klarinette, Cello und sprechenden Pianisten. Das Trio, basierend auf Salvador Allendes Abschiedsrede am Tage des Coups, erklang nach der Uraufführung beim Heidelberger Frühling ein zweites Mal im Rahmen einer Ausstellung von Arbeiten Alexander Polzins am Wissenschaftskolleg. Ohne den Ansporn meiner israelischen Freunde wäre es wohl nie entstanden. Auch Dominique Pestre – ein Avantgardist *par excellence*, war er doch als Hörer, wie er mir versicherte, umgekehrt, nämlich von der Neuen Musik zur alten gekommen – und mein Villa Jaffé-Mitbewohner und Küchenpartner Jim Hunt hatten zur Entstehung des Stücks einiges beigetragen, kreisten doch unsere gemeinsamen geistigen Ausflüge nicht nur um das soziale Leben der Wespen, sondern auch um Walter Benjamins geschichtsphilosophische Thesen und um die Notwendigkeit, angesichts der Vereinnahmung des 11. September 2001 durch die Bush-Regierung kompositorisch gegen das Vergessen anzugehen.

Aber zurück zur Dissonanztherapie: Stephen Greenblatt unterstützte mein Bestreben, die Fellows musikalisch abzuhärten, indem er in einem eindrucksvollen Abendkollo-

quium über Shakespeares Hamlet eine Parallele zog und von der unaufgelösten Dissonanz als eine dem Theaterstück innewohnende Tendenz sprach. Die Wege zweier aus unterschiedlichen Richtungen herannahender Spaziergänger hatten sich gekreuzt. Jetzt hielten sie kurz inne und reichten einander die Hand. Die Begegnung bescherte mir außerdem einen unvergesslichen Nachmittag, als wir auf meine Bitte hin Lord Byrons „Ode to Napoleon Buonaparte“ – ein Text, der mich aufgrund von Schönbergs Vertonung beschäftigte – gemeinsam analysierten. Stephens Exegese war aber keineswegs ein gemüthlicher Ausflug in höhere Regionen der englischen Literatur. Nein! Sie glich viel eher einem Spurt, der mich schlicht außer Atem brachte und keuchend im Staub zurückließ. Ein ebenso trainierter Sprinter ist Klaus Reichert, mit dem sich eine schon Jahre zuvor in Frankfurt begonnene Freundschaft während des Aufenthaltes am Kolleg wunderbar vertiefte. Diesem Virtuosen der Übersetzung verdanke ich unzählige Anregungen im Umgang mit musikalischen Texten. Kaum eine Veranstaltung oder Arbeitsgruppe, bei welcher man ihn nicht antraf und heftig mitdiskutieren sah. Unvergesslich sein Referat über Schönbergs Bibelverständnis anlässlich eines Symposions zu „Moses und Aron“ an der Staatsoper unter den Linden. Als ich gegen Ende des Jahres schließlich den Mut fasste, mein Katzenelson-Projekt wieder aufleben zu lassen, bat ich ihn um Hilfe bei der Übersetzung des Jiddischen ins Deutsche. Mit Ronit, die sich unserem Vorhaben anschloss, erlebte ich, wie er sich spielerisch zwischen möglichen Textauslegungen hin und her bewegte, dabei immer engere Kreise schlug und aus allen möglichen Wissensquellen schöpfte, bis das Pendel der Erkenntnis über der schlüssigsten Lösung endlich zum Stillstand gelangte.

Zu den treuen Teilnehmern des musikalischen Erziehungsprojektes und Anhängern der emanzipierten Dissonanz gehörten natürlich viele andere. Aus Platzmangel können hier nur einige genannt werden: Rudolf Wagner und Cathy Yeh, die mir neue, spannende Einblicke in die chinesische Kulturgeschichte gewährten; David Poeppel, ein vielsprachiger Globetrotter wie ich und seine Frau Amy, die durch ihren Humor dem Leben am Kolleg eine herrliche Leichtigkeit verliehen; Stefan Wild, der die „Freuden und Leiden“, mit einer Psychotherapeutin verheiratet zu sein, mit mir teilte; Beate Rössler, die mit ihrer kräftigen und schönen Singstimme während einer Weihnachtsfeier alle anderen Choristen niedermähte, wobei protokolliert werden muss, dass Quentin Skinner und Susan James ihr harte Konkurrenz lieferten und letzten Endes nur mit leichtem Abstand auf Platz zwei rangierten; Egon Flaig und Bernhard Jussen, mit denen ich gleich zu Beginn des Jahres in lebhaftes Diskussionen über die Beziehung von Musik und Geschichte verfiel; Gil Anidjar, ein anderer von weit her erschienener Wanderer, dessen Kompromisslosigkeit mich tief

beeindruckte; Sarah Shettleworth, die mit ihrer Offenheit so viel zur positiven Atmosphäre unter den Fellows beitrug; Robert Pippin, der mich nach einem Hauskonzert, in welchem ich Schönbergs Musik als dialektische Synthese des Gegensatzes Wagner - Brahms dargestellt hatte, zu einem Hegelianer erklärte und mich weihevoll in seinen illustren Kreis aufnahm; Susan James und Ramie Targoff, deren brillante Kolloquia mich besonders ansprachen; Yehuda Elkana, der, viel zu selten, aber zumindest regelmäßig, wie ein Komet ins Kolleg kam, unsere Umgebung dabei stark erleuchtete und einen hellen Schweif am Horizont hinterließ, wenn er wieder wegfuhr; Tom Lacqueur, der das Cellospiel hingebungsvoll pflegte, aber bedauernswerter Weise ebenfalls nur kurz am Kolleg verweilte und mir so eine gemeinsame Aufführung der „Drei kleinen Stücke op. 11“ von Anton Webern schuldig blieb.

Was würde wohl aus weitläufigen Spazierwegen durch Wald und Feld ohne die Pflege eines hingebungsvollen Försters? Reinhart Meyer-Kalkus ermöglichte den Fellows durch seine unermüdliche Fürsorge einen reibungslosen Gang durch das geistige Terrain des Grunewalds. Mit einer beneidenswerten Bildung, psychologischer Finesse und einer Musikkenntnis, die jener Quentin Skinners in nichts nachsteht, begleitete er unsere täglichen Ausflüge, wies vom Weg abgekommene Spaziergänger freundlich die Richtung und holte auch einmal gänzlich Verirrte aus dem Gestrüpp wieder auf den ursprünglichen Pfad zurück. In meinem Fall hatte seine Betreuung nachhaltige Folgen. Ich las Heinrich von Kleist und Goethe, lernte, was eine Aposepse ist, und diskutierte mit ihm endlos über den Begriff des Pathos, ein Austausch, zu welchem ein später in unserer Herberge einkehrender Wandersmann, Jörg Widmann, ebenfalls einiges beizusteuern hatte. (Was für ein Gewinn, als sich Letzterer mit mir solidarisiert die Wiko-Sissies mit eifrigen Diskussionen und Konzerten seinerseits zu bearbeiten begann!)

Aber auch der Gang ins Berliner Umfeld beschied mir wundervolle Begegnungen mit alten und neuen Freunden. Unter ihnen: Michael und Helga Gielen; Heinz-Klaus Metzger und Rainer Riehn; Manni Brün; Maxim Dessau; Axel Bauni; Ursula Klein, die mich als erste für Aufnahmen beim damaligen SFB nach Berlin geholt hatte; Martin Demmler; Reinhold Brinkmann; Hermann Danuser, mit dem mich die Tradition der Savoff-Schule eng verbindet; Albrecht Wellmer, der mir beim gemeinsamen Partiturlesen einen neuen Zugang zur hermeneutischen Analyse verschaffte; Isabelle Lorenz, die mich noch aus Cincinnati kennend sogleich in ihre Familie einschloss; Vinko Globokar und Heike Hoffmann, die mich in die Kunst des Pilzesammelns einführten und mir so auch den kulinarischen Nutzen des Spazierens vermittelten.



Es wäre zweifelsohne unfair, wenn ich zum Schluss nicht eingestehen würde, dass auch ich eine gewisse Scheu vor Dissonanzen habe, und zwar vor solchen, die unfreiwillig entstehen. Dies geschah, als sich einige Fellows und ihre Partner zusammenfanden, um für die Abschlussfeier Lieder aus der Dreigroschenoper umzudichten und einzustudieren. Um nicht missverstanden zu werden: Viertel- und Achtelton-Reibungen haben durchaus ihren Reiz, aber für ein Seminar mit Ashis Nandy, der uns in die Geheimnisse der indischen Musik hätte einweihen können, blieb keine Zeit. So beharrte ich auf der alten westeuropäischen Tradition der Teilung der Oktave in zwölf gleichwertige Intervalle und erreichte mit einigem Fleiß, dass unsere Gesangstruppe schließlich doch noch einen durchaus ansehnlichen Eindruck bei der gemeinsamen Feier hinterlassen konnte. Dem hierbei nicht anwesenden Leser lässt sich schwer vermitteln, mit welchem Elan die Sänger ihre Aufgabe erfüllten. Ihnen zum Dank, wie auch dem gesamten Forstamt an der Wallotstraße, dessen unermüdliche Mitarbeiter das Jahr im Grunewalder Waldhaus zu einem unvergesslichen Erlebnis für uns alle werden ließen, sei hier das Lied abgedruckt, das die Trauer über unseren unvermeidbaren Abschied zum Ausdruck bringt.

# Ballade der scheidenden Fellows

(Frei nach Bertolt Brecht)

Text: Stefan Litwin  
Musik: Kurt Weill

**Tango-Tempo** *p*

Fellows

1. In ei - ner Zeit, die  
2. In je - ner Zeit, die

**Tango-Tempo** *p*

Klavier

4

Fellows

jetzt ver - gan - gen ist, leb - ten wir  
jetzt ver - gan - gen scheint, wa - ren wir

Klav.

7

Fellows

hier zu - sam - men, kö - nig - lich.  
Freun - de, al - le froh ver - eint.

Klav.

10

Fellows 

Die Zeit liegt fern, wie hin - ter ei - nem  
Nun ist's vor - bei, wie sehr tut uns das

Klav. 

13

Fellows 

Rauch. Leid! Manch gu - tes Es - - sen und  
Wir müs - sen fort - - sen

Klav. 

16

Fellows 

nähr - te un - ser'n Bauch. Es geht auch  
sind noch nicht be - reit. Wir wol - len

Klav. 

19

Fellows 

an - ders, doch so geht es auch.  
blei - ben auf e - wi - ge Zeit!

Klav. 

22 *mf*

Fellows *v*

Und war es Dien - stag, kro - chen wir aus un - ser'm  
 Und wenn Herr Grimm dann sagt: "Ich kann Sie zwar ver

Klav.

24 *v*

Fellows *v*

Bett, und lie - fen zum Kol - lo - qui - um, das war sehr nett, und wenn es  
 steh'n, a - ber Sie müs - sen lei - der, ja, Sie müs - sen geh'n," dann sa - gen

Klav.

27 *v*

Fellows *v*

Streit gab wäh - rend ei - ner Dis - kus - sion, dann wuss - ten  
 wir: "Herr Rek - tor, bit - te, bit - te, nein! Wir woll'n doch

Klav.

29 *f*

Fellows *v*

wir, das Es - sen war - tet un - ten schon. So hiel - ten  
 al - le jetzt ein Perm' - nent Fel - low sein!" Denn es war

Klav. *f*

31

Fellows

wir's ein gu - tes schö - nes Jahr in dem Kol -  
 so ein wun - der - ba - res Jahr in dem Kol -

Klav.

35

Fellows

leg, wo un - ser Haus - halt war.  
 leg, wo un - ser Haus - halt war.

Klav.

39

Fellows

Klav.

43

Fellows

Klav.

47

Fellows

Klav.

51

Fellows

*p*

3. Es hilft nichts mehr, wir müs - sen trotz - dem

Klav.

*p*

55

Fellows

geh'n, wenn wir es kaum auch wer - den ü - ber -

Klav.

59

Fellows

steh'n. Ein neu - er Jahr - gang wird dann kom - men

Klav.

63

Fellows

an, der wird sehr schwer für die Ver-wal-tung

Klav.

67

Fellows

sein. *p* Es gibt auch an - d're,

Klav.

70

Fellows

*f* doch kei - nen wie uns! *mf* Und wenn der

Klav.

73

Fellows

Staff sich dann he - rum - schlagen muss mit al - lem neu - en bü - ro - kra - ti - schen

Klav.

76

Fellows

Stuss, wird man sich den - ken: "Bes - ser wa - ren die

Klav.

78

Fellows

al - ten. Ach, hät - ten wir sie doch nur hier be - hal - ten!" Denn oh - ne

Klav.

81

Fellows

uns gibt's kein so gu - tes Jahr in dem Kol -

Klav.

85

Fellows

leg, wo un - sere Hei - mat war!

Klav.

*p*



89

Fellows

Klav.

93

Fellows

Klav.

97

Fellows

Klav.

100

Fellows

Klav.

*pp*



## CROSS-CULTURAL AND CROSS-NATIONAL VENTURES ASHIS NANDY

---

Ashis Nandy was born in 1937. He has worked for more than thirty-five years on two diametrically opposite domains of social existence – human potentialities and human destructiveness. The oscillations between these two domains have defined much of his intellectual life. Even in his ongoing study of genocide in South Asia, the work for which he came to Wissenschaftskolleg, the emphasis is not only on human destructiveness, but also on the resistance offered by ordinary people to organised machine violence and ethnonationalism. This has also brought him close to social movements and non-state political actors grappling with issues of peace, human rights, environment, and cultural survival. Originally trained as a sociologist and clinical psychologist, Nandy is also known for his work in political cultures and future studies. However, he has tried hard during the last two decades to allow his work to be contaminated by the categories, worldviews and styles of social criticism that emerge from – or could be built upon – vernacular subjectivities. Some of his books are *The Intimate Enemy: Loss and Recovery of Self Under Colonialism* (1983). *An Ambiguous Journey to the City: the Village and Other Odd Ruins of the Self in the Indian Imagination* (2001). *Traditions, Tyranny, and Utopias: Essays in the Politics of Awareness* (1987). – Address: Centre for the Study of Developing Societies, 29 Rajpur Road, 110 054 Delhi, India.

The three months I have spent in the Wissenschaftskolleg have been memorable in many ways. However, I shall remember with especial warmth the new friends and future collaborators in cross-cultural and cross-national ventures I discovered.

I had originally thought of the Wissenschaftskolleg as an escape or respite from the chaotic life I live at the borders of academic and public life and as a place where I would com-

plete at least a rough draft of my projected book on genocide in South Asia during 1946–48. I had been working on the subject for nearly eight years and the sheer grimness of the subject had begun to get at me. A quiet place with a good library, a few unknown faces with whom to exchange occasional pleasantries, a few polite intellectual encounters, and I thought I would get three uninterrupted months to concentrate on the manuscript that has been waiting for a while to be written. I had packed my books, notes and data files with that goal in mind.

It did not exactly go that way. The overall ambience of the Kolleg looked easy-paced at the beginning and the administration exceedingly polite and helpful. That ambience was underwritten by the sheer beauty and the elegance of the institution. But then, it turned out to be only a small part of the story. The Wissenschaftskolleg produced for my benefit a highly diverse group of Fellows and some rather exciting persons of whose existence I was not aware. (For instance, few would deny that a central figure of the intellectual culture of the Kolleg during 2003/04 was not an academic, but a professional musician and composer, Stefan Litwin.) As result, the conversations were sometimes exhilarating. The library service turned out to be not merely good but terribly efficient and disturbingly seductive; to my utter discomfiture, the library staff could produce for me virtually any book I asked for. A former Fellow of the Wissenschaftskolleg, presently a visiting Fellow at the research centre at Delhi where I work, had warned me about this but I had not taken him seriously. After a while it became obvious to me that I was being left with no excuse for not producing the manuscript I had promised to the Wissenschaftskolleg and to myself.

It was my singular good fortune to meet, during the very first week, a number of Fellows interested in what one could roughly call the politics of knowledge. The subject has been at the heart of my research concerns for many years, cutting across my changing research interests. Asked to name my discipline, I have often tried to get out of the difficulty by describing myself as a political psychologist, one who studies the psychology of politics while being aware of the politics of psychology. A sizeable section of the Fellows during the year seemed sensitive to this issue. Fortunately for me, many of them turned out to be members of a smokers' cabal that had a daily post-lunch session in the club room where ideas were tossed about with more fervour and less discretion than in the formal colloquia on Tuesdays. The stars of the cabal – from Dominique Pestre and Amnon Raz-Krakotzkin to Ines Županov and Gil Anidjar – were irreverent towards everyone everywhere, whether in the Wissenschaftskolleg or outside. Raz-Krakotzkin alias Nono was usually the presiding deity, determined to flout all contemporary fashions in the knowledge industry. He not

only acted as the banker of cigarettes but invariably ended up making provocative formulations that ended in spirited exchanges and spicy *ad hominem* arguments from someone or other. The occasional voices of sanity and propriety who joined the group – the likes of Ousmane Kane, Beate Rössler and Pascal Grosse – could hardly contain the free associations of these fascinating unconventional thinkers and scholars who cared two hoots for political correctness and accepted academic wisdom and conventions. These brief post-lunch meetings quickly became my introduction to the collegiate self of the Wissenschaftskolleg.

Like all institutions with diverse disciplinary representation, I also met Fellows whose intellectual concerns could fascinate me only from a distance. However, I soon found out that one could safely make sense of their work in one's own way, though privately. Thus, Raghavendra Gadagkar, the environmental biologist at the Wissenschaftskolleg, who along with his charming environmentalist wife Vijayageeta did so much to make our stay comfortable and, indeed, introduced us to the life of the Kolleg, one day described at some length the theft of his briefcase. He lamented not so much the money and other valuables that might have been there in the briefcase, but the sizeable collection of invaluable, live, experimental ants he was carrying in it. I did not have the heart to tell him that I worried for days about the poor thief who, after a day of hard work, must have been rather surprised by his booty. I wondered if the thief had a family and imagined how embarrassing it must have been to open the briefcase in front of his family or girlfriend and spill the ants on the floor.

I came to work on genocides at the Wissenschaftskolleg. Arguably, Germany is in many ways the best place to study genocides, South Asia the worst. In Germany you do not have to explain to anyone why you are studying such a dismal subject. Nor do you have to elaborate on its scholarly or political-cultural relevance. The volume of work produced on the German tragedy of the 1940s is enormous and the influence of this work cuts across scholarly specialisations and cultural and national boundaries. The books on the subject are easily available. In addition, at the Wissenschaftskolleg there is a steady presence of scholars whose research interests demand some awareness of Germany of the 1930s and 1940s. Indeed, I found to my astonishment that I did not have to justify even my usual heavy emphasis on the political-cultural and the psychological, to the exclusion of the social and the historical. The study of genocides from psychoanalytic and cultural anthropological points of view is now part of German academic tradition.

In South Asia, once I am outside the university circuit, I am repeatedly asked in a censorious tone if my work would not stoke ugly memories and deepen inter-religious fissures. South Asians forget not only because they are unable to mourn, but also because they try to forget as a normative statement or a moral gesture. Forgetfulness is linked not so much to a slogan such as “never again” but to slogans such as “forgiveness” and “live and let live”. The refusal to mourn openly also probably hides a well-developed concern with what may be called “starting life again” by presupposing – through a tremendous act of will – that the slate has been wiped clean. Many respondents we have interviewed for our study have learnt to mourn in private and their families collude with the silence. Though since the mid-1990s a slow trickle of social studies of the genocide of 1946–48 has begun, they have been almost all done by second-generation witnesses, who have not seen the violence but lived with its presence throughout life. As a result, there are only scraps of data and empirical explorations on which one could build. In addition, in South Asia you have to justify to your fellow intellectuals at every step why you emphasise the cultural and the psychological at the expense of the historical and the social. To many South Asians, the emphasis itself seems a trifle obscene and a moral compromise with evil.

However, it is also possible to easily reverse one’s position and claim that Germany is the most difficult country in which to study a genocide and South Asia, particularly India, the most promising. In Germany, studies of the European holocaust tend to provide *the* reference point of all studies of genocides and, for that matter, mass violence in general. There may be conflicting interpretations of the huge mass of data, collected over a period of fifty years, but during these years these interpretations have supplied a broad, if tacit framework within which most studies of genocides are now fitted. Even when there are closer parallels at hand, most African and Asian scholars of genocide fall back upon this framework and on the scholars who have created a space for the Jewish holocaust to be remembered as the paradigmatic human experience of mass violence.

The genocide I have studied, on the other hand, was more open-ended in many ways and allowed a greater play of liminalities. First of all, there is the question whether it can be called genocide at all. Could it have been an exaggerated, pathological version of a tribal feud or of sacrificial ritual? Or was it also an assembly-line violence of the kind which modern nation-states, often wedded to a theory of progress or to a historically determined civilisational mission, have customarily produced as a by-product of nation-building or state-formation? Or can all genocides be plotted on a three-dimensional space where they are simultaneously all three – sacrifice, feud and vivisection – to different degrees? Is that

why in 1946–48, the evidence of grassroots resistance to the violence and help given and received across religious boundaries is so great? As I leave the Wissenschaftskolleg, I have still not found answers to these questions. I hope to find them at some point. In the meanwhile, my thanks to all those who have pushed me to rethink my intellectual framework.



OUTSIDE IN: A VIEW FROM THE  
EXTENDED PRESENT  
HELGA NOWOTNY

---

Helga Nowotny has recently returned to Vienna after eight years as Professor of Philosophy and Social Studies of Science at ETH Zurich. She has also been Director of Collegium Helveticum and Founding Director of “Society in Science: The Branco Weiss Fellowship”, based at ETH Zurich. She has published widely in social studies of science and technology, while maintaining an active interest in science policy. Currently she is a Fellow at the Science Center Vienna and Chair of EURAB, the European Research Advisory Board of the European Commission. She was a Fellow at the Wissenschaftskolleg in its first year, 1981/82. – Address: Wissenschaftszentrum Wien, Strozzigasse 10/16, 1080 Vienna, Austria.

Returning to Wiko after a period of more than twenty years elicits very special feelings – although I have to qualify from the beginning what “returning” means. As a Fellow of the first year 1981/82, an *Ur-Fellow*, if you wish, I have had the privilege over many years to witness Wiko’s growth and impressive maturation. It has kept the beauty of its optimal size, the grace of the impressive competence and unique friendliness of its staff and the wisdom of remaining with its “core business”, as management jargon would put it these days. As a former Permanent Fellow of Collegium Budapest, the sister institution founded through the initiative of Wolf Lepenies in 1992, I had become intimately familiar with the working of an Institute of Advanced Study. My involvement with Collegium Budapest in the initial five-year period and later as President of its Scientific Advisory Board was all the more exciting, since it took place in the creative turmoil of Central and Eastern Europe after the fall of communism. When the enlargement of the European Union to its present

twenty-five member states was celebrated in Berlin, as in other capitals of the EU on May 1<sup>st</sup>, I felt indeed that a historical circle had been closed.

Although every Institute of Advanced Study is different in its own way, bearing the imprint of the time of its creation and the circumstances that brought it about, Wiko is widely recognised as embodying in an exemplary way the spirit and soul, intellectual depth and scientific scope, the innovativeness and the dynamic evolution of an idea. While it is encouraging to see that similar institutions are presently proliferating, especially at hard-pressed universities that seek a space for reflection, Wiko, as a prime “breeding ground of ideas” can guide and inspire others while setting standards that are hard to match.

When I returned this year as a guest of the Rector, I had also been invited to come as a member of the project group “Science and the Public”, a theme that has been central to my research agenda for some years. In a sense, it felt like coming “home”, when home is represented by the lively and joyful atmosphere which Wiko offers, together with its legendary library services and other amenities that make the dream of any academic come true. Memories of the first year came back, which had been a pioneer year – and it was impressive to realise from the daily routine, the unwritten rules, the trust in the self-organising capacity of the Fellows, how Wiko had selectively extended its scientific scope and never ceased to reach ever higher levels of excellence.

Following what I had written in *Eigenzeit*, I was able to transform my short stay of three months into a kind of extended present. A two-weekly rhythm allowed me to spend as much time at Wiko as possible, while tending to my other obligations which I could not relinquish in the meantime, one at ETH Zurich building up “Society in Science: The Branco Weiss Fellowship” and the other as Chair of EURAB, the European Research Advisory Board to the European Commission. Of course, there was a price that had to be paid for such a temporally dense arrangement. I had to get accustomed to the feeling of constantly missing a Tuesday Colloquium and other exciting events that took place in my absence. But I was fortunate to be readily and graciously briefed by my co-Fellows over breakfast and during mealtime, all of whom turned out to be highly perceptive, sharp-witted and yet compassionate, constructive critics of each other. Why is it not possible, I kept thinking, for life at European universities to come closer to such a mutually encouraging atmosphere, instead of dissipating our intellectual energies in negative deprecation of others?

Three remarkable features stood out for me in this year. As every connoisseur of wine knows, the quality of the harvest, the mixture of flavours and colours, differs from year to year, due to factors which are as difficult to predict as to control, even if the wine producer



follows the best cultivating practices. The combination of soil and sunshine, of hard work, good timing and fortune, does not lend itself easily to replication. This *Jahrgang* at Wiko, I am happy to report, turned out to be a truly exceptional and splendid vintage! The mixture of Fellows just seemed to have the right kind of diversity – of age and reputation, of personalities and cultural background, of intellectual passion and human curiosity, combined with genuine intellectual respect for each other and the readiness to listen and learn. For a long time I had not attended such excellent presentations as the Tuesday Colloquia turned out to be, followed by equally intense and informed discussion. I was also pleasantly surprised to see many more women at Wiko (not to mention the first year), which was partly due to the policy of integrating spouses. Spontaneously, the idea arose to present the Wiko with a collectively compiled list of women candidates – who, I am sure, will not sink to the bottom in the selection process like the sediment of a good wine, but rather turn other vintages into such a product.

The remarkable intellectual curiosity and generosity of this *Jahrgang* was also shown to me personally, when I used my privilege of inviting as my guests four Branco Weiss Fellows. They were all young post-docs in the life sciences who had been awarded a fellowship of up to five years to pursue their scientific careers in much greater freedom than usual while experimenting in their personal way how to integrate a societal dimension into their scientific work. The visit turned out to be a great success, seen from their perspective. For these open-minded and talented young scientists who came straight out of their laboratories or fieldwork, even the brief experience of the intellectually exciting atmosphere at Wiko and the rewarding conversations with Wiko Fellows that I had been able to arrange proved to be overwhelming. I truly wish that Wiko will find ways in the future to tap into this reservoir of talent and openness in the natural sciences, by acquainting young researchers in this crucial stage of their scientific career with the mode of thought and knowledge of the humanities and social sciences – and vice versa – although, since as young scientists they cannot afford to stay away from their laboratory for a longer period, the length of time spent at Wiko will have to be a relatively brief one.

The second outstanding feature came as a complete surprise. Although I had been aware of the list of illustrious names of outstanding composers of modern music at Wiko, I was completely enchanted and moved by the place that had been accorded to music, and especially to modern music. To have Stefan Litwin and Jörg Widmann around made all the more of a difference, since it was not only their presence as first-class musicians, but also their communicative skills and overflowing enthusiasm that made it seem so easy to ex-

perience music as a way of life. Thank you Stefan, thank you Jörg, for this unexpected and cherished, long-lasting gift.

The third feature is related to the work that brought me to Wiko in the first place. The project group “Science and the Public” started to meet on a regular basis when I arrived. Together with Eberhard Schmidt-Assmann (another “returnee” to Wiko), Helmuth Schulze-Fielitz and Hans-Heinrich Trute, all of them coming from law, and Dominique Pestre as a historian of science, we started to explore the common ground we could find and build upon further. Our focus became the changing nature of public science, to which we could relate some of our common concerns and bring our distinctive approaches. In a panel discussion, moderated by Dieter Grimm, we presented preliminary findings to a wider public. What had started as a tentative exploration between law on one side and the history of science and STS (science and technology studies) on the other, evolved into a book project which will be published early next year under the title “The Public Nature of Science Under Assault: Markets, Politics, Science and the Law”. Unplanned in this form, it is more than serendipity. It shows the cunning of Wiko at work. Yet, there was another, personal side to this endeavour. Not since my early biographical beginnings, which were in law, have I enjoyed so much seeing the legal mind at work in its best, constructive form. And although the temporal distance remained what it was, it was yet another form of “return” for me.

Every stay at Wiko is filled with stories of productive distractions, of digressions and interruptions, of hidden or indirect pathways that nobody had intended to take. This holds true – once more – for my return to Wiko. Ripeness is all, as Shakespeare said, and the maturation of ideas and projects takes its time. My next project, on innovation and modes of thinking the future, received some unexpected inputs. My return to Wiko confirmed the vitality of an idea and of the institution that incorporates it for me – may it live on in the same spirit, for many more years to come.



ENCHANTÉ, PIPAL AVENUE  
PÁL NYÍRI

---

Born in 1972 in Budapest. Undergraduate studies of chemistry in Moscow, Budapest, and New Jersey; graduate training in Asian studies in Oregon; Ph.D. (History) in Moscow; research fellowships in Oxford and Budapest. Areas of interest: human mobility (particularly migration and tourism) and the cultural politics surrounding its management and containment. Ethnographic fieldwork among Chinese migrants in several European countries, as well as in China and Russia. Publications: *Scenic Spots: The Construction of the Chinese Tourist Site and the Question of Cultural Authority* (forthcoming). *China Inside Out*, with Joana Breidenbach (2004). *Transnational Chinese: Fujianese Migrants in Europe*, with Frank N. Pieke, Mette Thunø and Antonella Ceccagno (2004). *Globalising Chinese Migration*, with Igor R. Saveliev (2002). – Address: Macquarie University, Anthropology Department, C3A, Room 629, NSW 2109, Australia.

I don't recall which of the Kolleg's administrators it was who told us on one of the first days that a Fellow is successful if he leaves Wiko having accomplished a different project than the one he had come there for. This insistence on productive serendipity struck me as a sound criterion. Did my stay measure up to it?

Just staying among smart people, day after day, recharges a person's energies and restores his inner balance enormously. It is singularly satisfying to review the dinner tables around oneself and reflect on the many ways in which people can be interesting. These benefits of "spontaneous conviviality" – as Yehuda Elkana calls it – would have made me happy at the Wissenschaftskolleg regardless of output. But the year has, as it were, been

the most productive I have had – due in equal measure to the resources provided by the Kolleg and to the serendipitous encounters.

After over a decade of research on international migration from China that seemed to have produced all of the new insights I had been capable of, I came to the Wissenschaftskolleg looking for a new intellectual paradigm and determined to produce something new and important. I brought with me an ill-defined bundle of ideas relating to the emergence of tourism among non-western populations. I brought along field material from new tourist sites in China and Russia, sensing that the way they are created and consumed somehow does not fit established western ways of being a tourist and hoping that uncovering the cultural politics that account for these differences would tell me something about the contemporary ways of being Chinese or Russian. What the output of this thinking process should be was not entirely clear, but a couple of articles that I could then use as a starting point to reframe my previous research on migration seemed the most likely outcome.

Yet by winter, I found myself, to my amazement, writing a book on the creation of the Chinese tourist site. What drove me in this direction was, first of all, the unlimited access to literature – including, thanks to the impressive collection of the Berlin Staatsbibliothek, more Chinese-language sources than I have ever had on my shelf. This abundance of sources directed me towards a more historically grounded method than I had employed in my previous research, opening up a perspective on the connection between contemporary processes and the premodern view of Chinese travel and even enabling me to reconstruct premodern travellers' views of the very site I had been working on, in the north of Sichuan Province. Since my own skill at dealing with classical Chinese sources had rusted considerably, I was fortunate to benefit from the presence at the Kolleg of two outstanding Sinologists, Rudolf Wagner and his wife Catherine Vance Yeh. Rudolf's fluency in both the classical and the contemporary Chinese context, Cathy's sensitivity to the politics of Chinese language and visuality, and their inspiring and generous personalities were a great asset.

As I was writing, I became increasingly conscious of the questions about space that my research raised. I maintained that the tourist site in China – the “scenic spot” – was a bounded and standardized enclave. But how to describe the sense of standardization? What spatial markers characterize ways of constructing and consuming the scenic spot? The presence of human geographer Jacques Lévy, with his interest in urban space, got me started on a new line of thought, which I hope to explore further in my next book.

A great deal of stimulation came from regular meetings with the Cultural Mobility working group. Its launch was accompanied by a great deal of anguish regarding the compatibility of terms between its five “permanent” members (Greenblatt, Guentcheva, Paul, Županov, and myself), coming as we did from a wide variety of fields, ranging from 16<sup>th</sup>-century English literature to contemporary Chinese migration. Though the sense of pressure to develop a set of common terms or, better, a common theoretical framework never relented, we realized that we would accomplish much if we could only convey our shared optics of society – making the scrutiny of the small, the mobile and the transient the centerpiece of sociocultural inquiry – to the mainstreams of our respective fields. This gradually took the shape of a book, now in progress. In the process, I gained just what I wanted: an outside view of my own intellectual baggage and new tools and confidence to reconsider it. (Talking at the Tuesday seminar, with its rare luxury of getting the critical attention of a select audience outside one’s field, was equally instrumental in this process.) What is more, I experienced many times of genuine intellectual fellowship, many of affection, and even some of true friendship. It is not easy for intellectuals – especially Europeans; Americans are better at this – to admit to actually enjoying conviviality that is, ultimately, stage-managed; yet, I suspect, more did so at heart than cared to advertise it.

Speaking of friendship, Berlin provided me with a year of intense collaboration also with my long-time co-author, Joana Breidenbach, who read my manuscript several times as it was getting longer. Meanwhile, Joana, who had participated in some of the fieldwork in China, completed her own book, in a rather different genre, a reflection on being an anthropologist and a mother who travels with another – in her narrative somewhat manic – anthropologist to research travellers. During the year, Joana and I also developed, for Viadrina University in Frankfurt (Oder), an online course for students of public policy on how to deal with “expertise” in the social sciences – a project that echoed the concerns of another thematic group at the Kolleg, that on Science and the Public.

Before I came to Berlin, I had decided that I would be staying off campus. The decision resulted from the combination of a misunderstanding about housing arrangements, having chanced upon the perfect flat, and the desire to be in the midst of the city that, I knew, was becoming one of the prime destinations of Chinese tourists in the wake of the signing of an agreement between China and Germany just before my arrival. I was determined not to miss out on either the organized or the “spontaneous conviviality”, but I also planned to cruise some more with Chinese tour groups along Pipal Avenue – as one Chinese guidebook chose to call the Unter den Linden – as part of my work on mapping the Chinese

tourists' Europe. In the event, though the number of Chinese tourists soared as predicted, writing and conviviality left no time for following them. Still, driving to work every day only blocks away from where my grandparents once lived, I took in the reassuring optimism of Europe's homeliest capital – the model postsocialist city – and its disarming desire for diversity. The American chapel where my grandfather, a citizen of socialist Hungary, dodged authority to participate in a performance of Händel's *Messiah* probably no longer exists, but I am glad I could recall him by introducing to my Fellows an aria from Halévy's *Juive* that I had once heard from him. The story of the sacrilegious desire to marry a Jewess must have resonated with him personally, for it was just for that reason that he had been forced to leave Berlin for the first time.

Oh, and it got written, the new and important book. By the time I was leaving, I received the first – positive – reader's report on *Scenic Spots* from the University of Washington Press.



## HAUPTWEG UND NEBENWEGE HEIKE PAUL

---

Geboren 1968 in Koblenz/Rhein. Studium der Amerikanistik, Anglistik und Politikwissenschaft in Frankfurt/Main und Seattle. Promotion und Habilitation an der Universität Leipzig. Diverse Forschungsaufenthalte in den USA, u. a. Post-Doc an der Harvard University. Veröffentlichungen u. a.: *Mapping Migration: Women's Writing and the American Immigrant Experience from the 1950s to the 1990s* (1999). *Differenzen in der Geschlechterdifferenz – Differences Within Gender Studies*, herausgegeben mit Kati Röttger (1999). *Amerikanische Populärkultur in Deutschland: Case Studies in Cultural Transfer Past and Present*, herausgegeben mit Katja Kanzler (2002). *Kulturkontakt und racial presences: Afro-Amerikaner und die deutsche Amerika-Literatur, 1815–1914* (2004). – Adresse: Institut für Anglistik und Amerikanistik, Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, Bismarckstr. 1, 91054 Erlangen.

Meine Anreise an das Wissenschaftskolleg im Oktober 2003 war kurz: von Leipzig nach Berlin fährt man knapp zwei Stunden. Aber dennoch lagen Welten zwischen meinem universitären Arbeitsalltag in Leipzig und den paradiesischen Zuständen am Wissenschaftskolleg. Eine Ahnung davon erhielt ich vor der Fahrt bei einem Telefonat zur Klärung organisatorischer Details. Auf meine zaghaft hervorgebrachten Sonderwünsche entgegnete eine Mitarbeiterin des Kollegs: „Frau Paul, wir sind da, um Ihre Wünsche zu erfüllen.“ An diesen Satz habe ich mich oft erinnert – beschreibt er doch die idealen Arbeitsbedingungen am Kolleg recht genau.

Mit dem Titel eines Gemäldes von Paul Klee charakterisiert der Berliner Heinz Berggruen seine Lebensgeschichte: „Hauptweg und Nebenwege“. Berggruens Kunstsammlung

und seine Bücher habe ich in Berlin kennen und schätzen gelernt, und bei einer Bilanz über die vergangenen Monate kommen sie mir wieder in den Sinn. Viele Aspekte meiner Kollegenerfahrung lassen sich ebenfalls unter diesem Titel zusammenfassen.

Mein Hauptweg in diesem Jahr am Kolleg war meine Habilitationsschrift, die sich mit Begegnungen von Deutschen und Afro-Amerikanern im 19. Jahrhundert befasst. Dieses Projekt habe ich abgeschlossen. Auf dem letzten Stück dieses Hauptweges haben mich die Kommentare und Anregungen meiner Mit-Fellows begleitet. Fragen und Glückwünsche bekam ich auch nach jeder überwundenen Hürde des Habilitationsverfahrens an der Universität Leipzig – Vortrag, Kolloquium, Lehrprobe. In der Zeit am Wissenschaftskolleg wurde das Manuskript zum Buch und wird 2005 erscheinen.

Aber ich bin in diesem Jahr auch auf viele Nebenwege gelockt worden, von denen ich noch nicht weiß, wo sie mich hinführen werden. Die Gespräche mit anderen Fellows, die Dienstagskolloquien, Abendvorträge, Konferenzen und Seminare am Wiko eröffneten mir neue Perspektiven. Die Aussicht auf „freie“ Zeit fern des akademischen Alltags relativierte sich schnell. In aller Ruhe lesen, denken, schreiben war nicht meine Kollegenerfahrung, dazu war das Angebot zu groß, gab es zu viel zu entdecken und zu lernen. Als Fellow, der zumindest in Deutschland noch zum akademischen „Nachwuchs“ zählt, habe ich mich allen Einflüssen gerne ausgesetzt.

Im Rahmen der Cultural Mobility-Gruppe um Stephen Greenblatt, zu der Rossitza Guentcheva, Pál Nyíri, Ines Županov und ich gehörten, haben wir versucht, aus unseren unterschiedlichen literaturwissenschaftlichen, historischen und anthropologischen Projekten Synergieeffekte zu generieren. Dies führte zu einem gemeinsamen Projekt zu „Mobility Studies“, das unsere Zusammenarbeit über das Jahr in Berlin hinaus verlängern wird. Anregend war auch eine Tagung zu „Religious Mobility in Political Landscapes 1600–1800“, die Ines Županov und ich organisierten und auf der Fellows und Gäste Facetten religiöser Mobilität in der frühen Neuzeit diskutierten. Kolonialgeschichte, Wissenschaftsgeschichte, Literaturwissenschaft und Religionswissenschaft und Religionsgeschichte – die zwischen den einzelnen Bereichen hervortretenden Verknüpfungen waren vielfältig und komplex. Auch hier ist eine Buchpublikation in Arbeit. Ines Županov war nicht nur Mit-Fellow und *cultural mobilizer*, sondern auch meine Nachbarin in der Villa Walther. Ihr verdanke ich mehr als nur wissenschaftlichen Austausch.

Erwähnen möchte ich auch die „political philosophy reading group“ um Susan James und Beate Rössler, in die ich mich als Nicht-Philosophin „eingeschlichen“ habe. Ohne unmittelbaren Zweck habe ich Hunderte von Seiten Jürgen Habermas, Axel Honneth, Nancy



Fraser, Moira Gatens u. a. gelesen. Das war Genuss und ein Luxus. Und natürlich haben mir unsere Diskussionen um Normativität, Universalismus, Gleichheit und Anerkennung dann doch für meine eigenen, an feministischen, postkolonialen und multikulturellen Ansätzen geschulten Arbeiten neue Impulse gegeben.

Meine Situation am Kolleg war untypisch – wenn es die typische überhaupt gibt. Ich kam mit einem Baby an das Wissenschaftskolleg. Der kleine Arthur wurde Tag für Tag von seinem Vater betreut, während seine Mutter zwischen Königsallee und Wallotstraße hin- und herpendelte. Lange Spaziergänge – denn anfänglich schlief er nur in seinem Wagen bei ständiger Bewegung – haben uns immer wieder über die Haupt- und Nebenwege des Grunewalds geführt. Dank Arthur haben wir das riesige Areal ausgiebig ergründet. Auf diesen Wegen durch den üppigen, lauschigen Wald, mit dem schlafenden Baby im Kinderwagen, kamen mir häufig die besten Ideen.

Aber gelegentlich schien das Mutter- *und* Fellowdasein auch ein Balanceakt. Erfahrene *mother-scholars* (Beate Rössler, Susan James, Ines Županov) haben mir versichert, dass dies immer so bleiben wird.

Am Ende des Kollegjahres hat mein Sohn seinen ersten Geburtstag gefeiert. An seinen Fortschritten gemessen, fallen die eigenen wissenschaftlichen Leistungen bescheiden aus – neue Arten der Fortbewegung habe ich nicht gelernt, ebenso wenig neue Formen der Kommunikation. Dennoch möchte ich konstatieren, dass es für mich eine sehr schöne Zeit war, die mich vielen lieb gewonnenen Menschen nahe gebracht hat, von deren Anregungen ich noch lange zehren werde. Vermutlich sollte es einen weiteren Abschlussbericht geben: In ein paar Jahren ließe sich sicher besser bilanzieren, welche Aus- und Nebenwirkungen mein Wiko-Jahr hatte – jetzt, inmitten von Kartons und Umzugsvorbereitungen, kommt für mich diese Art des Rückblicks viel zu früh.



TECHNOSCIENCE, MARCHÉ, ÉTAT,  
SOCIÉTÉ CIVILE ET CHOIX POLITIQUE :  
RÉGIMES DE PRODUCTION ET DE  
RÉGULATION DES SAVOIRS DANS  
L'HISTOIRE ET AUJOURD'HUI  
DOMINIQUE PESTRE

---

Dominique Pestre est physicien d'origine et historien. Il est directeur d'études à l'EHESS (Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales) et dirige le Centre Alexandre Koyré à Paris. Il a travaillé sur l'histoire des sciences physiques au XXe siècle, notamment sur la situation française, sur le CERN et sur la guerre froide. Dans ce domaine, il a publié deux ouvrages personnels, les deux premiers volumes de *History of CERN* (avec John Krige) et dirigé plusieurs livres collectifs dont *Science in the XXth Century* (avec John Krige) et *Les sciences pour la guerre* (avec Amy Dahan, en 2004). Il a aussi beaucoup publié sur l'historiographie des sciences et des techniques depuis la seconde guerre mondiale, sur les diverses manières de parler des sciences en histoire, philosophie et sociologie. Dans ce domaine, son dernier livre s'intitule *Heinrich Hertz, l'administration de la preuve* (PUF, 2002). Plus récemment, il a publié sur les modifications drastiques qu'a connues la pratique des sciences dans les dernières décennies. – Adresse: Centre Alexandre Koyré, Pavillon Chevreul, Museum National d'Histoire Naturelle, 57 rue Cuvier, 75005 Paris, France.

La qualité et la force d'une institution de savoir résident dans la capacité qu'elle a de faire converger les personnes adéquates, d'accroître l'intensité des rencontres et d'aider à l'émergence de nouveaux arrangements intellectuels et humains. Il est certain qu'aucune institution n'aura jamais la possibilité de se substituer aux individus et d'agir à leur place, mais la manière dont ces derniers agencent leurs mondes et en inventent de nouveaux dépend de façon centrale de ce à quoi les institutions les confrontent – intellectuellement, socialement, anthropologiquement. L'apparition du neuf n'est jamais prévisible, un irréductible radical lui est attaché – mais il s'enracine toujours dans des moments et des lieux, comme dans des

échanges nombreux à l'alchimie inconnue mais décisive. Pour toute institution, savoir anticiper ces moments est donc crucial.

Si l'organisation des bonnes rencontres doit constituer le critère de réussite d'une institution – et si mon cas personnel peut être retenu pour parler du Wissenschaftskolleg, une présomption qui trouve sa maigre excuse dans l'exercice de style qui est celui de ce « compte-rendu » – alors le Wissenschaftskolleg a fonctionné cette année comme une institution parfaite. Il l'a été pour des raisons structurelles, pourrait-on dire – mais ce point est bien connu : un système de bibliothèque dont rêve tout universitaire, rapide, efficace – tous les livres du monde à portée de main ; un service informatique et un service de traduction attentifs et tous deux de grande qualité ; et plus généralement, un suivi, un « accompagnement » du corps du chercheur, un chercheur que le Wissenschaftskolleg loge, nourrit et soigne avec la plus extrême perfection – une situation qui mériterait d'ailleurs qu'on s'interroge sur l'importance de ces « techniciens invisibles » qui sont la condition du bonheur et de la « créativité » de l'universitaire, sur l'importance décisive du « staff » et de ses fonctions. J'ajouterais un dernier élément : l'incitation constante à la rencontre, souple et ferme à la fois – par la présence dans les mêmes lieux, par le séminaire du mardi et, bien sûr, par la prise en commun des repas, par le devoir vivre ensemble. En bref, un cadre « bio-politique » (si je puis à nouveau détourner une expression classique), un cadre d'absolu velours dans une main de fer (certes très doux) – pour le bien des *fellows*, et de la science bien sûr !

Le Wissenschaftskolleg a aussi été une institution parfaite pour des raisons peut-être propres au « cru 2003–2004 », à la qualité des *fellows* de cette année – un choix à imputer aussi à l'institution. Initialement, j'avais choisi de travailler à un article historiographique. Intitulé *Thirty years of science studies ; Knowledge, society and the political*, cet article explorait les principales questions que les *science studies* ont abordées au cours des trois dernières décennies, les propositions qu'elles ont faites – mais surtout ce qui a fondé leurs prises de position intellectuelles. Dans ce texte, je cherchais à placer les *social studies of knowledge* dans un cadre plus large, à repérer les similitudes avec les changements qui ont marqué l'anthropologie, l'histoire et la sociologie, à définir les relations entre ces changements paradigmatiques et les modifications de l'ordre social et politique. Ce travail était terminé à l'automne, mais sa lecture par plusieurs fellows (dont « nono » et Gil Anidjar) m'a conduit à l'étendre, à saisir des enjeux nouveaux et à envisager la tenue d'un atelier de travail l'an prochain, en collaboration avec Amnon Raz-Krakotzkin. Son objet devrait être de comprendre si la plupart des analyses des sciences sociales depuis les années 1970 n'ont pas

d'abord visé la description d'un monde en voie de disparition, avec des outils adaptés à ce moment – oubliant par là-même l'émergence d'un nouveau régime de régulation politique et sociale dans les trois dernières décennies, un régime nous prenant en quelque sorte à revers et pour lequel nos outils sont mal adaptés. En bref, un *workshop* entre spécialistes de champs de savoir très divers afin de saisir ce qui nous a paradigmatiquement uni pendant trente ans – dans un certain aveuglement peut-être.

Dès le mois d'octobre, j'ai aussi travaillé avec d'autres fellows – Zhiyuan Cui, Peter Hall, Susan James, Heike Paul, Beate Rössler – dans le cadre d'un groupe de lecture consacré à la philosophie politique contemporaine et à ses questions. Mes travaux ayant progressivement glissé de l'histoire et de l'analyse épistémologique des sciences à leur place dans des régimes de production et de régulation du social, une meilleure connaissance de la philosophie politique s'imposait à moi comme nécessaire et urgente. Ces échanges m'ont conduit à écrire un second texte portant sur la « co-transformation » de la techno-science et de la mondialisation durant les trois dernières décennies. Prenant appui sur un livre terminé juste avant mon arrivée à Berlin (*Science, argent et politique, un essai d'interprétation*, publié en France par l'INRA), il s'agissait d'en étendre la visée et de construire un cadre d'analyse pouvant nous aider à mieux saisir le futur et ses options. Prenant notamment appui sur Ricoeur et Walzer, Boltanski, Thévenot et Chiapello, l'idée était de dresser une cartographie des *cités de justice* en oeuvre depuis la fin des années 1960, de repérer leurs mutations et de définir les différentes formes de régulation des techno-sciences industrielles proposées par le social. Commenté par de nombreux fellows du Wissenschaftskolleg, ce texte est devenu pour moi un cadre de travail heuristiquement puissant dont la première version sera publiée au tout début de 2005 par Springer, dans le cadre d'un livre collectif préparé au Wissenschaftskolleg avec Helga Nowotny, Eberhard Schmidt-Assman, Helmuth Schulze-Fielitz et Hans Heinrich Trute. Son titre devrait être *The public nature of science under assault : Markets, politics, science and the law*.

Cette immersion dans un cadre de réflexion beaucoup plus large que celui des seules *Science Studies* m'a finalement conduit à concevoir un dernier texte. Prenant appui sur l'extrême variété des positions et attitudes présentes au Wissenschaftskolleg cette année, et grâce aux infinies discussions induites par les règles de l'institution (puis-je encore citer Pascal Grosse, Ashis Nandy, Robert Pippin et Quentin Skinner ?), je me suis retrouvé construisant une critique très globale du domaine STS (*Science, Technology, Society*). Reprenant les thématiques les plus fortes qui structurent ce champ aujourd'hui – autour de l'organisation de l'expertise, de la démocratie dialogique, de la notion de gouvernance, du principe

de développement durable, etc. – j’ai suggéré que nous étions peut-être devenus trop iréniques et inattentifs à la manière dont nos propositions sont instrumentalisées par l’univers des affaires et de la politique. Non que les propositions que nous avons faites depuis deux décennies soient sans intérêt. Au contraire, elles accompagnent un approfondissement et une différenciation croissante des formes d’*accountability* et elles aident à les systématiser. Il se pourrait toutefois que, dans ce mouvement, nos capacités critiques se soient émoussées et que le temps soit venu de redéfinir le rôle des intellectuels dans la cité.

On l’aura compris – et sans difficulté : le séjour berlinois qui fut le mien au cours de cette année 2003–2004 a été une occasion unique et fructueuse. Il est arrivé au moment le plus idoine de mon évolution intellectuelle et a permis une mutation que j’espère heureuse. Que tous mes collègues d’une année soit donc remerciés. Que le Wissenschaftskolleg le soit tout autant. Que le *staff*, enfin, le soit infiniment.



THE VIEW FROM THE NINETEENTH  
CENTURY  
ROBERT PIPPIN

---

Robert B. Pippin is the Raymond W. and Martha Hilpert Gruner Distinguished Service Professor in the Committee on Social Thought, the Department of Philosophy and the College at the University of Chicago. He is the author of several books on German Idealism and on theories of modernity and modernization. These include: *Kant's Theory of Form*, *Hegel's Idealism: The Satisfactions of Self-Consciousness* and *Modernism as a Philosophical Problem*. He has also published on issues in political philosophy, theories of self-consciousness, the nature of conceptual change, and the problem of freedom. His latest book was *Henry James and Modern Moral Life* (A German translation appeared in 2004: *Moral und Moderne: Die Welt von Henry James*, Fink-Verlag). A collection of his recent German essays, *Die Verwirklichung der Freiheit*, appeared in early 2005 with Campus Verlag. He is a former Alexander von Humboldt scholar and a winner of the Mellon Distinguished Achievement Award. – Address: Committee on Social Thought, University of Chicago, 1130 East 59th Street, Chicago, IL 60637, USA.

I doubt that any new Fellow of the Wissenschaftskolleg is well prepared for the most interesting and complicated aspect of residence here. I'm sure all prepare well for the research program, have a schedule in mind, and if they come with a family, try to prepare for those issues, too. But, aside from the four or five other Institutes for Advanced Study, there is no other setting in modern academic life in which forty or so adults live in such close quarters for most of a year, a good percentage in the same apartment buildings, eating lunches four days a week and dinner once a week, gathering every Tuesday for a one-hour paper and an hour of discussion, attending some Wednesday and Sunday colloquia, par-

ticipating in outings and private dinners, and so forth. So unless one has had a stay at another research institute, there is little to prepare one for such a close experience with so many strangers. I am in two departments in Chicago and an associate of a third, and after twelve years there I have seen a good deal more of some Wiko Fellows than I have of several colleagues in those departments – put together. For an American, the first associations are with the summer camps of one's youth. I don't know many people who have gone on vacation cruises, but I gather the experience is similar. (Although the Wiko "tour directors" and "cultural events organizers" are a good deal classier.)

Aside from the fascinating group dynamics this all gives rise to, such togetherness also obviously leads to a great many conversations across disciplinary boundaries and requires of each Fellow a willingness to try to explain his or her interests to "non-specialists". There are real benefits to such attempts and such exposure. I now know a good deal more than I ever thought I would about medieval semantics, India, European political economy, wasps, birds, spatial cognition, the neurology of speech recognition, how the meaning of cultural objects can change when they move about into other traditions, the social function and control of science, the role of politics in Renaissance painting, John Donne, the history of Zionism, translations of the Koran, Shakespeare's life, why Proudhon might be important to contemporary China, the role of newspapers in China, the problem of "periodization" in modern European history, "cerebral citizenship", Senegalese transmigrants in America, and a good deal more of value in my own discipline, about Spinoza, Aristotle, and political philosophy. On the other hand, I only know about "fifty minutes worth" more about these topics. That is valuable, but in my experience real inter- or transdisciplinary exchange works best when people from different fields are working on the same or similar problem, as in the many valuable working groups formed at Wiko. For me, the value of these general exchanges in this sort of close, daily contact was that it gave one a chance to understand the importance or significance of a research project to a particular person with a particular life history and perspective, within a particular national academy, why an issue might inspire the kind of dedication and sacrifice necessary for research. (Or in a few cases, what research on "auto pilot" looks like without such a commitment and why things might have ended up that way.) It gave me a lot to think about.

I came to Berlin to finish a very large project on the nineteenth-century German philosopher G. W. F. Hegel. I have been working on the project off and on for twelve years and cannot seem to tame the beast. But I decided to try to finish up some other projects first. (This was probably not a good idea. As usual, none of these other projects turned out to be

minor or easy to complete.) One was a paper on Theodor Adorno for a conference in the fall in Frankfurt. Reaction to that paper was so spirited, and for the most part hostile, that, while I was of course all the more convinced that I was right, I decided to revise the paper extensively for the published version, which will appear in a Suhrkamp collection in 2005. Another was a collection of recent essays of mine, *The Persistence of Subjectivity: On the Kantian Aftermath*. I had planned such a collection for a while and decided to use the late fall and early winter to organize the collection and to write the long, introductory essay. The collection has essays on Gadamer, Adorno, Heidegger, McDowell, Arendt, Manfred Frank, romanticism, Leo Strauss, abstractionism in art history, civility, and Proust. When it was sent out for review by Cambridge University Press, I received some very valuable feedback and re-wrote several sections of several papers and the entire introduction. That collection is now finished and will appear in late 2005. I have also for some time now owed a publisher an introductory essay for a collection of my essays in German, *Die Verwirklichung der Freiheit*. I had to work quite extensively with an editor in Frankfurt to make sure the essays were uniform in terminology, references, primary works cited, and so forth. This turned out to be a bit of a nightmare, and used up quite a chunk of time. But it's done and will also appear in 2005, with Campus Verlag. I also finished up reviewing the final text of a translation of my book on Henry James, which Fink-Verlag published in the middle of the year as *Moral und Moderne: Die Welt von Henry James*.

One of the projects I am working on concerns the status of "ideals" or "values" other than moral or ethical or political values. I am especially interested in aesthetic ideals, and more particularly in the historical fate of the beautiful in the development of visual modernism, what role such an ideal played (or largely did not play) in the great turn in European art away from figurative representation and then eventually away from the notion of "art" as such. One of the interpretations of the development of European modernism I most admire is that of Michael Fried, an art historian at Johns Hopkins. I was invited to a conference in Paris on Fried's work, so in the late winter I wrote a paper called "Authenticity in Painting: Remarks on Michael Fried's Art History" and presented it at this conference. I profited a good deal while working on this paper from conversations with Fellows and staff at Wiko. The paper will appear in 2005 in the journal *Critical Inquiry*.

The University of Chicago has a very nice tradition each year. A faculty committee is elected and this committee decides on one faculty member to invite to give a lecture to the entire University community. This is the "Ryerson Lecture" and it is a great honor to be asked. Its endowment allows for a large dinner to be given by the President of the Univer-



sity after the talk for former lecturers, invited faculty, and officers of the university. I was asked to give the lecture in 2003/04 and wrote the lecture throughout the winter and returned to Chicago and presented it in April. It was a grand if intimidating experience, since I had to make the ideas accessible (and interesting!) to a very large audience that ranged from freshmen to faculty to University trustees. The lecture, “Bourgeois Philosophy: On the Problem of Leading a Free Life”, concerned a question I have been puzzling about for some time. At just the moment in the nineteenth century when Western European societies, for all of their visible flaws, seemed to start paying off the Enlightenment’s promissory notes, reducing human misery by the application of its new science and technology, increasing the authority of appeals to reason in life, reducing the divisive public role of religion, extending the revolutionary claim of individual natural rights to an ever wider class of subjects, accelerating the extension of natural scientific explanation, and more and more actually gaining what Descartes so boldly promised, the “mastery of nature”, it also seemed that many of the best, most creative minds produced within and as products of such societies rose up in protest, even despair at the social organization and norms that also made all of this possible. Beginning with romanticism and continuing in “modernism”, in painting, literature, and music, as well as philosophy, bourgeois modernity as a whole became not only a great problem but also a very confusing, largely distasteful fate. It is as if the sorts of achievements that bourgeois philosophers like Locke and Hegel, however different, had thought would count as monumental human accomplishments – the end of sectarian, religious war, the creation of some zone of privacy or domestic intimacy, health, equality under the law, rights protection, relative security and so forth – now, to many of great intelligence and imagination, were not being exactly rejected, but were, simply, somehow not *enough*. This dissatisfaction is so extreme that although much of European modernism was inspired by a revolutionary consciousness and a hope for a rapid acceleration of the modern trajectory, it is also not an exaggeration to say that such aspirations were increasingly overshadowed by something darker, something like a high culture “bourgeois self-hatred”. I would like to understand better such questions as: what sort of a *philosophical* problem is that (if it is)? How adequate is a philosophical response that simply says: this legion of the dissatisfied are simply wrong; it *is* “enough”? Or that we just need *more* of all that, or its more *extensive* realization? This lecture was an attempt to frame such a problem properly.

During this visit to Chicago, some members of the philosophy department had arranged for a rather grueling six-hour marathon seminar, which largely focused on my work on Hegel and the work of a philosopher whom I regard as one of the four or five most im-

portant working today, John McDowell, who has been making more reference to Hegel lately as a way of posing his own problems and some of his claims. I had written a paper about McDowell before and he had responded in print. I used this occasion to write up a lengthy “response to his response”, which was included in the papers for this seminar. This encounter was one of the most interesting of my philosophical life. The paper will be reprinted in the collection mentioned above, as will my response to his response.

I also had agreed some time ago to give four lectures in Paris next November, one of the “conferences” hosted by the Collège de France. The lectures concern the philosophical psychology of Friedrich Nietzsche and argue that the French reception of Nietzsche after the war has been essentially greatly distorted by the influence of Heidegger and that a great deal of Nietzsche becomes both clearer and more persuasive when we see him as located in the only intellectual tradition he referred to in enthusiastically positive terms, “the French moralists” of the sixteenth and seventeenth century, especially Pascal and La Rochefoucauld (Nietzsche blames Christianity, not Pascal, for Pascal’s Jansenism) and by a huge margin, Montaigne. I try to show in these lectures, “Nietzsche, moraliste français: La conception nietzschéenne d’une psychologie philosophique”, what Nietzsche’s claims look like and how they might be defended if he is understood in a “Montaignean” light. The lectures will be published next year as a book with this title by the Parisian publisher, Odile Jacob. Since I have not had to speak French in such an intimidating, grand context for some time (i. e., ever), I also made use of the Wiko year to “récupérer” my spoken French, working a couple of hours a week with an excellent tutor that Christine von Arnim found for me.

All of which brings me back to the Hegel book. My book is about Hegel’s “practical philosophy”. By practical philosophy, most philosophers nowadays would mean an account of the distinct sorts of events for which we may appropriately demand reasons or justifications from subjects whom we take to be responsible for such events occurring. As it is sometimes put, to focus appropriately on that issue we also need to ask for a broad delimitation of the normative domain (whatever is done “for reasons”, purposively, where reference to such reasons is essential in understanding what was done), and so are asking about the possibility that there *are* these distinct sorts of events, actions (things done for reasons). Within his comprehensive practical philosophy, the heart of Hegel’s answer to the last kind of question consists in a *theory of freedom*, the basic features of which are well known, but which also comes with presuppositions and implications that either resist attempts at interpretive clarity or, if clarified, have seemed quite objectionable. The theory has it that free-

dom consists in being in a certain reflective and deliberative relation to oneself, which itself is only possible, so it is argued, if one is also in certain (ultimately institutional, norm-governed) relations to others. Finally, these relational states of individual-mindedness and common like-mindedness are argued to be constitutive of freedom because they are *rational*. My purpose in the book is to offer an interpretation and a limited defense of such claims. (It is quite a controversial claim, because Hegel is very pointedly not counting as a condition of such free activity the capacity to cause actions “spontaneously”, not insisting that a condition of responsible action is that “I could have acted otherwise.”) Like other books, there are a couple of “core” chapters in this book where the basic claim and the intuitive objections are discussed and on which all the rest depends. I gave one of those chapters as a lecture at a few universities in Germany and a few in the States in 2003/04, and I believe I have solved, finally, the most difficult problems (although I have had such a wish-fulfilling fantasy before).

Berlin was an especially valuable place for me to continue working on such a project, not only because one can visit Hegel’s grave here, sit at the *Schreibtisch* that he used, and, I guess, feel his spirit in the air, but because there is in this area a very strong collection of academics with interests in Hegel, and there was also a visiting American Hegelian scholar (and old friend), Terry Pinkard (the author of the finest biography on Hegel) in Berlin as a Humboldt Prize winner. The German academics kindly organized a “working group” that met biweekly to discuss several chapters of my work in progress and related literature on the problem of freedom in German idealism. There were professors, assistants, and students there from Humboldt University, Free University, Potsdam, and Leipzig. The discussions were lively, extraordinarily well-informed and very helpful.

I also had the pleasure of giving a Mittwochskolloquium at Wiko (on Hegel’s theory of freedom) and a Dienstagskolloquium on the problem of the self and self-knowledge in Proust.



## A HARD TITLE IS GOOD TO FIND DAVID POEPPEL

---

Born in Freiburg, Germany in 1964, raised in Munich. Education: survived Maximiliansgymnasium Munich, Abitur 1984. Studied Philosophy at Bowdoin College (USA) 1984–86, then moved to MIT. Undergraduate degree from MIT in 1989, Ph.D. in 1995 (Cognitive Neuroscience). Married Amy Mitchell in 1992 and had son #1 (Alex) in 1994. Post-doc at the University of California at San Francisco 1995–97. Had son #2 (Andrew) in California. Since 1998 on the faculty in the Department of Linguistics and the Department of Biology at the University of Maryland College Park. Son #3 (Luke) in Washington in 2000. Since 2000 also Adjunct Professor at the Kanazawa Institute of Technology, Japan. Daimler-Chrysler Berlin Prize 2004. The research attempts to link theoretically motivated concepts from linguistics and psycholinguistics with biologically realistic mechanisms. Examples of tolerable papers on these issues in the journals *Language* (vol. 69, 1993), *Brain & Language* (vol. 55, 1996), *Trends in Cognitive Sciences* (vol. 4, 2000), *Cognition* (e. g. vol. 89, 2003; vol. 92, 2004), *Speech Communication* (vol. 41, 2003). – Address: Department of Linguistics, University of Maryland, 1401 Marie Mount Hall, College Park MD 20742 USA. E-mail: dpoeppel@deans.umd.edu. Web: [www.ling.umd.edu/poeppel](http://www.ling.umd.edu/poeppel).

### Introduction

From the first moment on, our interaction with the Wissenschaftskolleg and its staff was great. We were determined to spend a year in Berlin, but for no good reason whatsoever we were late with literally every necessary administrative preparation. The Kolleg administration, primarily Joachim Nettelbeck and Andreas Edel, were incredibly *angenehm* and

helpful, quick, understanding, unbureaucratic and uncomplicated. With their efficient support (and with Martin Garstecki, who helped us get our international travel organised within a day, I think), we managed to get the entire family to Germany in the middle of August, 2003.

The intensity of our first few weeks in Berlin and at the Kolleg is difficult to convey. We arrived (all five of us plus our large dog) a few days before the Berlin schools started and immediately had to prepare our boys for the joys of the Grundschule Grunewald. The kids spoke very little German and hadn't the vaguest idea of what was going on. (An attribute of schools here that is hard to wrap one's mind around: the class schedule changes almost every day. "Die erste Stunde fällt morgen aus. Heute fällt die zweite Stunde aus, aber nur für die Drittklässler. Morgen haben die Erstklässler nur drei Stunden." usw. And it is up to the parents to figure out who has to be where, when.) Luckily, the fabulous and bizarre Villa Walther (when will we next live in a building with creepy cement gargoyles looking into our bedrooms??) is close to the school, so you can go back and forth easily. While in the first month this compromised my ability to work with any regularity, it contributed to my deep understanding of Delbrückstraße. After a few weeks of chaos, we began to have some sense of schedule, and the kids became functional. Now, after a year in the public school system in Berlin, they are native speakers of German (i.e., they insult each other in German, using a vocabulary that is, I hope, specific to Berlin playgrounds).

While the kids were learning how to swear and fight in German, Amy was taking the intensive German class, learning where to put the separable particle in a conditional *Nebensatz*. The class in the Villa Jaffé was clearly the major social glue of the year. My office in Villa Jaffé was directly next to the classroom. I have never heard such laughter and fun in a grammar class – and I teach in a linguistics department. It sounded like so much fun that I considered taking the class myself even though I am German. The sounds of Dominique, Nono, Ronnit, Peter, Rossitza, Ousman, Quentin, Amy and the others goofing around and laughing were really infectious. Habt Ihr eigentlich auch Deutsch gelernt?

In my spectacular office (*note to self*: my office was the nicest office I ever had or will ever have; send mail to Grimm and Nettelbeck begging to please, please take me back ...), I focused on three areas of work, two intentional and one accidental. Intentionally, I planned to work on a series of papers based on research in my lab having to do with the neural representation and processing of speech and language. Also intentionally, and in collaboration with several colleagues from the Physikalisch-Technische Bundesanstalt (PTB) in Berlin, I planned a magnetoencephalography (MEG) brain imaging experiment,

a study in which I was able to convince several of my colleagues to participate (Jim, Dominique, Beate – thank you again). This hands-on experimental work was fun and resulted in some papers on the cortical encoding of sound frequency. Unintentionally, I began to think more seriously about interdisciplinarity, especially in my own domain of research, and I began writing a series of pieces with my colleague David Embick from the University of Pennsylvania.

An intense introduction to the interdisciplinary atmosphere of the Kolleg was my Diens-tagskolloquium. I drew the shortest straw and so had to go first in mid-October. As is customary in the sciences, I gave an (inexcusably looong; sorry, fellow Fellows ...) PowerPoint presentation. Among the standard range of reactions (some people thought it was cool, others presumably hated it but had the good taste not to say that to my face), one response was very surprising to me and highlighted the profound differences between disciplinary styles. Specifically, some colleagues were deeply critical about the use of PowerPoint as a presentation medium. The argument was that if one uses PowerPoint to present one's work, the ideas themselves must be – in the worst case – shallow. Let me say, in defence of scientists all over the universe, that using such a medium is practical and effective; so please, dear humanists, social scientists and reading-from-a-manuscript-fans across the academic fields, be tolerant of our approach to conveying information, as we are of yours. Ours just happens to be more unshackled from the words on the paper.

For better or for worse, being at the Kolleg transports one back to stereotypical social situations from high school or boarding school. We fall into our old student roles, and so at the Kolleg, too, are represented (1) the know-it-all geeks, (2) the timid rule followers, (3) the shushers, (4) the stoners, (5) the jocks, (6) the people making snarky comments from the last row, (7) the earnest students wanting to absorb everything, with no irony, and so on. I found this funny, charming, and disturbing.

## Materials and Methods

I worked on three types of projects and three approaches were used. (1) When writing the papers on speech and language, based on experimental results from my Maryland lab, I used a lot of hard disk space and my laptop. I sat in the Villa Jaffé and plugged away, occasionally chit-chatting with Wolf Lepenies about basketball. (2) The brain imaging experiments were performed at the PTB at Ernst-Reuter-Platz, using a whole-head 96-channel biomagnetometer. As far as I can tell, the PTB has the best magnetically shielded environ-

ment in the world, permitting us to make interpretable measurements on single trials from the human auditory cortex. Happily, the experimental collaboration we began then is continuing; a new series of recordings has begun in the fall of 2004. (3) My unintended work – so ein Thema wollte ich eigentlich gar nicht bearbeiten – happened during the colloquia (I took more notes on these ideas than on others' talks, I'm sorry to say), during the lunches (I tried to listen and learn while eating too much practically every day), by reading the Feuilleton of the German newspapers (especially the discussion on free will and what the neurosciences have to say about it. *Note to self*: nothing), and by talking to my colleague Dave Embick on the phone every now and then. I began to think about this question: in my field, are there examples reflecting serious, substantive interdisciplinary cross-fertilization, or are we just doing what amounts to cross-sterilization? What are the preconditions for real interdisciplinary insight and explanation? Some of these issues became the topic of my evening lecture in March. Of course, one crucial methodological ingredient for the entire year, lubricating both throats and minds, was the copious red wine we drank (regular Friday morning hangover) as well as the excellent coffee we had day and night.

## Results

From the publish-or-perish perspective (the deans'-eye view), it was a terrific year. (1) *Speech and language papers*. With my colleague Greg Hickok from UC Irvine, I finished two articles on the functional anatomy of language for the journal *Cognition* (Poeppl, D. and G. Hickok, 2004; Hickok, G. and D. Poeppl, 2004) and we edited a special issue of *Cognition* (vol. 92, issues 1–2). The main focus of our joint work has been to update the classical brain-language model, which is based on linguistically naïve left-hemisphere imperialism. Three papers on MEG and fMRI brain-imaging studies of auditory processing were submitted (Luo et al., *NeuroImage*; Chait et al., *Neuron*; Boemio et al., *Nature Neuroscience*) and papers on word structure and processing were completed (Beretta et al., in press, *Cognitive Brain Research*; Fiorentino and Poeppl, submitted). Finally, a new line of research on auditory-visual integration in speech began showing results (Wassenhove et al., in press, *PNAS*; Grant et al., in press, *Speech Communication*; Wassenhove et al., submitted, *J Cog Neurosci*). (2) *Berlin experimental results*. The work at the PTB yielded a paper about using latency variation to encode frequency (or perhaps pitch) in auditory cortex (Salajegheh et al., 2004, *NeuroImage*) and we are continuing research with our Berlin colleagues. (3) *Interdisciplinarity*. In two articles (Poeppl and Embick, in press; Embick and Poeppl,

in press) we pick apart what the problems and prospects for real work are. Two of the obstacles in the way of successfully linking hypotheses between the language sciences and neurobiology are what we call (i) the granularity mismatch problem and (ii) the incommensurability problem. In short, these concepts deal with the challenge of how the “alphabets” of linguistics and biology might be linked. We argue in favour of computational models of a certain type. I gave an evening lecture in March partly on these issues (my first or second public lecture in German, so a little hard going, but fun), and John Rieser (prospectively) and Pascal Grosse (retrospectively) gave me extremely valuable comments that have shaped my own perspective on things.

To fulfil the natural scientist obligation to show some numerical data, I summarize some of the results here – in the form of Top (*ungefähr*) Ten lists.

*Top Ten Things I will remember, in no particular order.* (1) Playing Ping-Pong, especially with Horst Bredekamp, whose excellent footwork is noteworthy. (2) Thursday night dinners, enriched by wine and Rosemary Taylor’s and Robert Pippin’s stories. (3) Regular *Schnaps* in my office with Jim Hunt. (4) Stefan Litwin’s *erste Sahne* lecture-recitals. (5) The kitchen scene at the goodbye party in July. (6) That Thai restaurant that we went to with Stefanie Heraeus and Bernhard Jussen. (7) The tripartite structure of the typical German professor’s colloquium question. (8) The quality of physical space (my office, the Wallotstrasse 19 lounge, Berlin) and mental space (staff, Fellows, Berlin) afforded one by the Kolleg. (9) The attorney cohort. Extremely funny (Fellows and administration alike) and extremely understated. (10) Heike Paul’s and Jim Hunt’s laughter. (11) Reinhart Meyer-Kalkus’ breadth (and height and depth) of interest and enthusiasm for virtually every topic. (12) The fantastic tour of the Reichstag and its art (Danke, Helmuth Schulze-Fielitz).

*Top five things I would rather not remember.* (1) Too many trips to give lectures. Biggest mistake I made ... (2) Too many reviews/referee reports for journals that I agreed to do. Just say no. (3) Too many rejections of my work, and the ensuing time-consuming arguments with reviewers. (4) Injuring my son Andrew’s face and breaking my arm in a bike crash. (5) The rain. (6) Turning 40.

## Discussion

The time and space for work – and play – at the Kolleg constitute such a unique privilege that one cannot help but get stuff done. I suspect I will not have such a productive year for a long time. The range of things made available, from brilliant lectures (Susan James’, say)



to utter schlock, is immensely motivating. What impressed me most about the Kolleg, aside from my fellow Fellows, was the successfully conveyed attitude that the central focus of everyone is the work of the Fellows, each of whose projects is important, worthwhile, and interesting. How is this accomplished? It is because everyone from the Weiße Villa (Gesine Bottomley, Christine von Arnim) to the administration to the support staff (Daniela Wendlandt, Christian Schmitz, and the essential Frau Klöhn and Frau Speder, *zum Beispiel*) makes you feel that your work and success are crucial. And they bring to this difficult social task just the right mixture of respect and irreverence.



ALS NEU-BERLINER AM  
WISSENSCHAFTSKOLLEG  
CHRISTOF RAPP

---

Geboren 1964. Abitur 1984 in Rottweil. Studium der Philosophie, Gräzistik, Wissenschaftstheorie und Logik an den Universitäten Tübingen und München. Promotion 1993 in München, 1993–2000 Wissenschaftlicher Assistent in Tübingen, Habilitation 2000, danach Gastprofessur in Berkeley, University of California, 2001 Heisenbergstipendiat der DFG bis zur Berufung an die Humboldt-Universität zu Berlin auf den Lehrstuhl für Philosophie der Antike und Gegenwart. Seit 2001 Erster Vorsitzender der *Gesellschaft für antike Philosophie* (GANPH) und Mitherausgeber der *Zeitschrift für philosophische Forschung*. Seit 2004 Direktor des Instituts für Philosophie an der Humboldt-Universität zu Berlin. Publikationen: *Identität, Persistenz und Substantialität* (1995). *Aristoteles: Die Substanzbücher der Metaphysik* (1996). *Vorsokratiker* (1997). *Aristoteles zur Einführung* (2001). *Aristoteles, Rhetorik: Übersetzung, Einleitung und Kommentar* (2002). *Wörterbuch der antiken Philosophie* (2002). *Aristoteles, Topik: Übersetzung, Einleitung und Kommentar* (2004). Adresse: Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Philosophie, Unter den Linden 6, 10099 Berlin. E-Mail: RappC@philosophie.hu-berlin.de.

Ich kam ans Wissenschaftskolleg, um zusammen mit Christoph Horn wesentliche Teile einer Neuübersetzung und Kommentierung von Aristoteles' *Metaphysik* anzufertigen. Die Einladung erfolgte im Jahr 2001 etwa zur selben Zeit, zu der ich auch einen Ruf an die Humboldt-Universität zu Berlin erhielt. Weil das Wissenschaftskolleg grundsätzlich keine Berliner Professoren als Fellows ernennt, andererseits aber die geplante Kooperation nicht gefährdet werden sollte, fanden Wissenschaftskolleg und Humboldt-Universität ein Arrangement, bei dem ich als „Gast des Rektors“ eingeladen wurde und die Humboldt-

Universität mir mit einer großzügigen Reduktion der Lehrverpflichtungen entgegenkam, so dass ich für ein Jahr fast alle Vorzüge eines Wiko-Fellows genießen konnte.

Auf diese Weise kam ich jeden Morgen aus Reinickendorf, wo ich seit zwei Jahren mit meiner Familie wohne, in den Grunewald und konnte eingehend den Kontrast zwischen der Provinzialität des Berliner Nordens und der Internationalität des Wiko-Alltags studieren. Noch beeindruckender waren die „Dreieckstage“, an denen ich im Laufe des Tages für Seminare und Sitzungen zur Humboldt-Universität nach Mitte weiterreiste: Überfüllte Sprechstunden und gestresste Kollegen führten mir dort regelmäßig vor Augen, was für ein schätzenswertes Gut die freie Forschungszeit ist, wie sie einem am Wiko gewährt wird.

Das Doppelleben als Berliner am Wiko hatte Vor- und Nachteile: Aus wissenschaftlicher Sicht kam mir vor allem entgegen, dass ich auch am Wiko auf die Unterstützung durch meine Mitarbeiter und Doktoranden nicht verzichten musste; von der ersten Woche an legten wir ihnen unsere neuen Übersetzungen vor, die dann in gemeinsamen Sitzungen diskutiert und dabei oft auch zerpfückt wurden. Viele wichtige Einsichten meinerseits waren erst das Ergebnis dieser Sitzungen. Eine solche Arbeitsatmosphäre setzt selbstverständlich eine beträchtliche Spezialisierung der Teilnehmer und eine eingespielte Diskussionskultur voraus, weswegen ich an anderen Orten nicht so leicht einen adäquaten Ersatz für diese Instanz gefunden hätte. Natürlich hatte diese Konstellation auch Nachteile; wenn man am Ort bleibt, regelmäßig Seminare gibt und sein Büro aufsucht, bedarf es einer guten Portion Skrupellosigkeit, um sich wirklich von allen Verpflichtungen frei zu halten: hier mal eine Prüfung, da mal eine Sitzung, dann wieder eine Abstimmung, bei der eine Stimme zum Quorum fehlt, usw.; in der Regel funktionierte das ganz gut, auch wenn ich dadurch längst nicht alle Veranstaltungen am Wiko besuchen konnte. Erst in den letzten zwei bis drei Wochen des Arbeitsjahres, als zum Üblichen auch noch Gutachtertermine, die Begehung eines Sonderforschungsbereiches, die Durchführung einer Tagung und anderes hinzukam, hatte ich das Gefühl, endgültig von meinen Berliner Verpflichtungen eingeholt worden zu sein.

Bringt man Vertreter beliebiger Fächer zusammen, um über beliebige Themen zu reden, heißt das „interdisziplinärer Diskurs“. Das Interdisziplinäre ist anregend, innovativ, aufgeschlossen und daher besonders förderungswürdig; seit der Studienstiftungszeit und ihrer verordneten Interdisziplinarität hege ich starke Zweifel an dieser Einschätzung des Interdisziplinären, denn wer kennt nicht die interdisziplinären Runden, in denen man sich entweder systematisch missversteht oder ins Allgemein-Belanglose abgleitet? Nach dem

Wiko-Jahr sehe ich das differenzierter. 1. Auch die Beteiligung am interdisziplinären Gespräch erfordert eine besondere Kompetenz; ob man selbst von einem solchen Dialog profitiert oder zu ihm beiträgt, hängt auch von dieser Kompetenz ab. Am Wiko hat man die Gelegenheit, sie zu vertiefen oder zu erwerben. 2. Die Darstellung von Forschungsergebnissen vor fachfremden Kollegen stellt nicht nur eine Übung in Präsentationstechniken dar, sondern kann auch dazu beitragen, die Gedanken selbst zu klären. Nach dem Wiko-Jahr sehe ich zumindest meine Arbeitsweise in einem anderen Licht. 3. Das Gelingen der interdisziplinären Verständigung setzt in jedem Fall Teilnehmer voraus, die souverän genug sind, um von den Denkgewohnheiten des eigenen Fachs abzusehen und sich die Fragestellungen anderer Fächer zu Eigen zu machen. Dass man am Wissenschaftskolleg zahlreichen Fellows begegnen kann, die diese Voraussetzung erfüllen, war für mich die große Überraschung. 4. Trotz dieser günstigen Ausgangssituation sind die Diskussionen im Dienstagskolloquium nicht immer dazu geeignet, Vorbehalte gegenüber interdisziplinären Diskussionen zu entkräften. Das Spektrum an möglichen Sprechhandlungen ist weiter als ich es von philosophischen Fachdiskursen kenne; es geht nicht nur darum, die Aussagen des Vortrags zu prüfen und zu kritisieren, man kann sich auch aufregen, enttäuschen, Episoden aus dem Leben erzählen, Beispiele seines enzyklopädischen Wissens geben usw. Dennoch ist das Dienstagskolloquium sicherlich eine notwendige Übung, wenn man über das Niveau der Tischgespräche hinauskommen möchte. Nur sollte man dieses Forum dem akademischen Diskurs im engeren Sinn vorbehalten. Politische Debatten und kulturverständigende Praktiken gehören zu einem ganz anderen Genre. Was im innerakademischen Diskurs erlaubt, sogar geboten ist, ist in anderen Bereichen undenkbar und umgekehrt wird auch die wissenschaftliche Diskussion nicht besser, wenn man sie mit außerakademischen Interessen befrachtet. Die Vermischung der Gattungen bringt nur die Spielregeln durcheinander. 5. Interdisziplinäre Begegnungen enden – auch am Wiko – regelmäßig mit der These von den zwei Diskussionskulturen, der naturwissenschaftlichen einerseits und der geistes- und sozialwissenschaftlichen andererseits. Mag sein, dass einige Unterschiede tatsächlich entlang dieser Grenzlinie verlaufen (stehen/sitzen, frei vortragen/ablesen, mit/ohne Medienunterstützung). Andere Phänomene hingegen, die man mit der These von den zwei Kulturen zu erklären pflegt, operieren mit einem irreführenden Bild der nicht-naturwissenschaftlichen Disziplinen: Wenn ein geisteswissenschaftlicher Vortrag keine identifizierbare These enthält, wenn er die Verifikationsbedingungen für das Gesagte im Dunkeln lässt oder wenn eine solche Präsentation zwar allerlei Wissens- und Bedenkenswertes, jedoch kein wirkliches Forschungsprojekt entfaltet, dann hat das nichts

mit dem Unterschied zwischen den beiden Kulturen, sondern allenfalls mit einem eigenwilligen Verständnis der *humanities* zu tun.

Die Arbeit an meinem eigenen Projekt verlief etwas anders, als ich mir das vorgestellt hatte. Weil ich über das Thema schon öfters gearbeitet hatte, war ich mit der Erwartung ans Wissenschaftskolleg gekommen, ich könnte die Kommentierung der Bücher *Metaphysik Z* und *H* einfach so „runtertippen“. Beim Übersetzen der relevanten Texte erwies sich vieles dann doch als problematischer. Außerdem rückte für mich, nicht zuletzt durch die enge Zusammenarbeit mit Christoph Horn, immer mehr die Frage nach einem Zusammenhang zwischen den verschiedenen Teilen der *Metaphysik* in den Mittelpunkt. Dies alles führte schon in den ersten Wochen dazu, dass ich einige der Interpretationsannahmen, mit denen ich begonnen hatte, als unbefriedigend empfand. Ich verlegte mich deshalb zunächst aufs Übersetzen und die Erörterung von Detailproblemen. Erst allmählich und dank mehrerer Vorträge, zu denen ich mich verpflichtet hatte, fand ich einen Interpretationsrahmen, von dem ich jetzt denke, dass er erlaubt, möglichst viele Teile der *Metaphysik* zu integrieren. Dass wir in dieser Phase, von der Möglichkeit Gebrauch machen konnten, Kollegen als Fellow-Gäste ans Wissenschaftskolleg einzuladen, war eine unschätzbare Hilfe. Überhaupt gehörten die langen Diskussion, die wir mit unseren Gästen André Laks und Alan Code führen konnten, zu den schönsten Erfahrungen des letzten Jahres.



## FROM JERUSALEM TO BERLIN – AND BACK

AMNON RAZ-KRAKOTZKIN (NONO)

---

Born in 1958 in Jerusalem, Amnon Raz-Krakotzkin is a lecturer in Jewish History at the Ben-Gurion University of the Negev. His research concerns Jewish-Christian relations and Israeli historical consciousness. He received his Ph.D. in 1996 from Tel Aviv University for a dissertation entitled “The Nationalist Portrayal of the Exile, Zionist Historiography, and Medieval Jewry”. Recommended Reading: “Censorship, Editing, and the Reshaping of Jewish Identity: The Catholic Church and Hebrew Literature in the Sixteenth Century.” In *Hebraica Veritas? Christian Hebraists, Jews and the Study of Judaism in Early Modern Europe*, edited by A. Coudret and J. Shoulson (2003). “Historisches Bewusstsein und historische Verantwortung.” In *Historiker-Streit in Israel*, edited by B. Schäfer (2000). “Geschichte, Nationalismus, Eingedenken.” In *Jüdische Geschichtsschreibung heute: Themen, Positionen, Kontroversen*, edited by M. Brenner and D. Myers (2002). “A National Colonial Theology: Religion, Orientalism and the Construction of the Secular in Zionist Discourse.” *Tel Aviver Jahrbuch für Deutsche Geschichte* 30 (2002). – Address: Department of History, Ben-Gurion University, P.O. Box 653, 84105 Beer Sheva, Israel.

It would be misleading and reductive to evaluate and summarize one’s year as a Fellow at the Wissenschaftskolleg in terms of productivity. Indeed, the Kolleg provides the privileged Fellows with the extraordinary conditions to advance their research and the staff creates the atmosphere as if there is nothing more important than your work. It is a shame not to take advantage of the unique opportunity.

Yet what made the experience of the year at Wiko so intense and shaking is of course the interaction with different people and through them the encounter with different prob-

lems, fields of knowledge, and creativity. It is not only that I have been enriched and stimulated by so many colleagues and made so many new friends; it is the new perspectives that have been opened and the need to rethink your attitudes toward central problems. It is also the feeling that you belong to a project beyond yourself, a feeling that by accepting the privileges, you also take a responsibility and participate in a continuous attempt to find new directions, to open new critical approaches, and to establish new dialogues.

I can't mention the names of all those, Fellows, staff, guests and others, who influenced and stimulated me during this year, out of fear of failing to give all the credits, as well as out of fear of being too sentimental. I took with me so many friends, so many treasures, so many good memories.

I used the year of the fellowship to advance two different projects, and in each of them I was able to gain much and realize the opportunities provided by the Kolleg: The first project was an English version of a book on 16<sup>th</sup>-century Catholic censorship of Hebrew books, which was evidently improved by the help of the library team, the kind of help that extended far beyond merely finding rare books. The friendship of other Fellows associated with related fields was a unique opportunity to examine some of my ideas.

The second project that occupied me during the year was a book entitled "Exile and Binationalism", a critique of several aspects of Zionist historical consciousness. Working on this topic in Berlin, at the Wissenschaftskolleg, gave my study yet another dimension. My critique of Zionism was inspired by two prominent German Jewish intellectuals, two Berliners who were associated with Wiko. The one, Gershom Scholem, was *der Erste Fellow* of the Kolleg. The other, his friend Walter Benjamin, whose association is indirect but still significant: his parents lived on the same street in which most of us lived, Delbrückstraße, where he himself stayed for a while. Both of them reflect one aspect that I felt in the Kolleg, the notion of responsibility.

I felt particularly privileged to dedicate my lecture at the Kolleg to Scholem, in the same place where he gave his last lecture, shortly before his death, 22 years earlier: "Die Stellung der Kabbala in der europäischen Geistesgeschichte", that was published in the first volume of the Wissenschaftskolleg Jahrbuch (1981/82), dedicated to his memory. Scholem, the great scholar of Jewish mysticism, one of the most important Jewish intellectuals of the twentieth century, immigrated *From Berlin to Jerusalem* (the title of his autobiography), and spent the last months of his life again in Berlin, in the Wissenschaftskolleg.

Scholem had an important role in shaping my own intellectual direction, and my attitude towards him is complex. His approach is a main target of my critique of Zionism, but

he also provides us with the most stimulating insights. Scholem can be considered one of those who participated in the construction of the Zionist myth and at the same time as one of its critics. Therefore, to a certain extent, criticizing him means following some of his own ideas. Moreover I find his earlier political texts, his support of a bi-national arrangement, still relevant for the present, although in a very different reality.

To talk about him at the Kolleg was thus an opportunity to realize the notion of continuity involved in the critical act, particularly when trying to propose alternative directions and visions.

In my critique of Scholem, I followed Benjamin's theses on the history of philosophy (*Über den Begriff der Geschichte*), arguing that this famous text receives another dimension when applied to Zionist historical consciousness and particularly the Zionist attitude of Scholem. It is not Benjamin against Scholem – since both of them shaped their approaches to history simultaneously, in a process of intensive dialogue expressed in their correspondence.

Reading Benjamin's theses once again in Berlin, particularly in Grunewald, gave them yet another dimension. For me, it was a kind of a guide that integrated many aspects of the experience of Berlin: thinking of the past as well as of the present:

[Thesis n. 8] The tradition of the oppressed teaches us that the “state of emergency” in which we live is not the exception but the rule. We must attain to a conception of history that is in keeping with this insight. Then we shall clearly realize that it is our task to bring about a real state of emergency, and this will improve our position in the struggle against Fascism. One reason why Fascism has a chance is that in the name of progress its opponents treat it as a historical norm. The current amazement that the things we are experiencing are “still” possible in the twentieth century is not philosophical. This amazement is not the beginning of knowledge – unless it is the knowledge that the view of history which gives rise to it is untenable.

The tradition of the oppressed teaches *us*, writes Benjamin in 1940, shortly before he put an end to his life, but who are “we”? Generally, us, those who live after the catastrophe. At least in one sense, he speaks to us directly, to the temporal residents of wealthy Grunewald, of *Villa Walter*, at the corner of Delbrückstraße. It is this “us” that embodies for me the notion of responsibility, which is part of being a Fellow in the Kolleg, part of the mul-



tifaceted experience of wonderful Berlin, with all the memories and associations it carries with it.

The text was written before the Holocaust, but it gains another dimension after the extermination of European Jewry, within the delicate and complicated discussion of the exceptionality of the genocide of the Jews. It should not be read simplistically as an argument against the uniqueness of the Holocaust. One cannot ignore it when we read it at the corner of Erdenerstraße, where Jews were taken from buses and tracks and walked toward the Grunewald Bahn, from where they were transported. However, Benjamin's texts warn against different uses of this notion of "exceptionality", the way it suppresses the "tradition of the oppressed". From this perspective, it is the rule. It is for us in Grunewald, Delbrückstraße, Erdenerstraße, to remember it.

The insistence on exceptionality finally reproduces the same values that made the catastrophe possible, preserves the view of the Holocaust as an accident in the history of progress, preserves the exceptionality of Germany. It can be seen in the unfortunate decision to erect in Berlin a monument dedicated exclusively to the Jewish victims; this follows paradoxically the same logic of separation between victims.

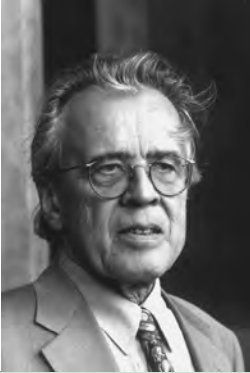
For me and Ronit, Benjamin's notion of remembrance (*Gedenken*) was a guide in the exciting experience in Berlin, its pasts and presents, in our thoughts of Berlin and Jerusalem. I found this notion reflected in many dimensions of the Kolleg, and it manifests it's the Kolleg's complex mission: on the one hand, a European institution whose aim is certainly to contribute to the culture of Europe, based on a sense of responsibility toward the past, but which at the same time addresses questions of the present, implicitly carrying Benjamin's will in the attempt to integrate different discussions concerning the history and culture of the West together with the initiation of a continuous critical debate.

We came to Berlin from Jerusalem, and we have already returned to Jerusalem, to a country in a permanent state of emergency – in which we Israelis *also* experience in the last years a state of emergency, following terror attacks that turned to be a prominent aspect of Palestinian resistance to occupation. It is in this state that Benjamin's thesis receives its meaning, reminding us that from the Palestinian point of view, the state of emergency is not the exception but the rule. This is for me the main link between Berlin and Jerusalem.

In Berlin and from Berlin, all these reflections receive a new dimension and wider perspective. I was privileged to be a member of the working group "Jewish Islamic Hermeneutics", to learn and think together with stimulating people I had never met before, to try

to find together alternative approaches both to the current dominant anti-Islamic sentiments and to fundamentalism.

All these notions, belonging to the European tradition and at the same time its critique could find their expression in Stefan Litwin's concerts – from his exceptional interpretation of Schubert, to his own piece entitled “September 11”, based on the last speech of Allende, September 11, 1973. Stephan's series of lectures and concerts were no doubt the focus of the various interactions and experiences of the year.



MONATE IN TUSCULUM  
KLAUS REICHERT

---

Klaus Reichert, 1938 geboren, studierte Philosophie und verschiedene Sprachen in Marburg, London, Berlin, Gießen und Frankfurt. Von 1964 bis 1968 war er Lektor in den Verlagen Insel und Suhrkamp in Frankfurt. Danach wandte er sich wieder der Literaturwissenschaft zu, promovierte über Lewis Carroll („Theorie des Unsinn“), gab nebenher die Frankfurter Ausgabe der Werke von James Joyce heraus. Von 1975 bis 2003 war er o. Professor an der Universität Frankfurt, lehrte aber auch in Italien und den USA. Seit 1993 leitet er das von ihm gegründete interdisziplinäre Zentrum zur Erforschung der Frühen Neuzeit. Seit 2002 ist er Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. Außer als Literaturwissenschaftler arbeitet er als Übersetzer, Essayist, Herausgeber und Lyriker. Seine Arbeitsschwerpunkte sind die Shakespeare-Zeit (zuletzt erschien *Der fremde Shakespeare*, 1998), die klassische Moderne (zuletzt: *Weltalltag der Epoche: Zu Joyce*, 2004), die Übersetzungstheorie und -geschichte (zuletzt: *Die unendliche Aufgabe: Zum Übersetzen*, 2003). Er ist der Herausgeber der Werke von Virginia Woolf, Friederike Mayröcker und H. C. Artmann. – Adresse: Stettenstraße 54, 60322 Frankfurt/Main.

Ich durfte sieben Monate lang im Wissenschaftskolleg sein, von Januar bis Juli 2004. Ich hatte mir eine solche paradisische, herausgeschnittene Zeit lange gewünscht, jetzt, spät im Leben, sollte sie sich ereignen. Ich freute mich auf die Wiederbegegnung mit alten Freunden oder Bekannten – Stefan Litwin, Stephen Greenblatt, Quentin Skinner, Horst Bredekamp, und später, im April, würde noch Kurt Flasch dazukommen –, freute mich auf das Kennenlernen vieler neuer Heroinnen und Heroen. Ich hatte zwei Projekte im Gepäck: eine „Geschichte des Schweigens“ weiterzuschreiben, zu der es einige Vorar-

beiten gab, zweitens, einigermaßen dreist, eine Neuübersetzung des Buches Hiob zu versuchen.

Gleich beim ersten Mittagessen saß ich neben dem Althistoriker Egon Flaig, der unvermittelt auf mein erstes Thema zusteuerte: „Kennen Sie die ‚Choephoren‘ des Aischylos?“ Ich murmelte ein unentschlossenes „Ja“. „Wissen Sie, dass darin eine Schweigefigur vorkommt?“ Darauf konnte ich entschieden mit „Nein!“ antworten, und Egon Flaig erzählte von dem Freund des Orest, Pylades, der während des ganzen Stücks stumm auf der Bühne steht, weshalb er von der Regie meist gestrichen wird. Aber Orest, dieser erste Hamlet, wendet sich einmal, ein einziges Mal, an Pylades und fragt ihn, was er tun solle, worauf der Freund, dieses eine Mal, sagt, er müsse tun, was der Gott befahl (nämlich die Mutter töten). Damit wird schlagartig klar, welche Rolle Pylades verkörpert: er ist die ganze Spiel-dauer über die stumme Anwesenheit des Orakels. Dadurch wird die Schweigerolle zum übermächtigen, übermenschlichen Widerpart des hin- und hergrübelnden Zauderers. Das war für mein Projekt, das Schweigen als Ursprung und Abgrund des Sprechens in Literatur, Kunst und Musik zu erkunden, ein verheißungsvoller Beginn.

Leider hatte ich die Rechnung ohne den Wirt, d. h. meinen Terminkalender, gemacht. Altlasten (ein Vorwort zu einem eigenen Joyce-Buch, Nachworte, Vorträge, Prüfungen in Frankfurt) wollten abgetragen werden, neue Verpflichtungen kamen hinzu: in die Debatte um die verkorkste Rechtschreibreform schien noch einmal Bewegung zu kommen, in die ich mich als Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung einzuschalten hatte; die Frühjahrstagung der Deutschen Akademie in St. Petersburg war vorzubereiten (bei der es gelang, den erstaunlichen Isidor Levin, den ich im Wiko kennengelernt hatte, mit dem Gundolf-Preis für deutsche Kultur im Ausland auszuzeichnen), die Herbsttagung zum Thema „Wohin treibt das Theater?“ war zu planen; unseligerweise jährte sich auch noch im Juni der Bloomsday zum hundertsten Mal, und Sigrid Löffler ließ sich nicht ausreden, von mir den Hauptartikel über den *Ulysses* für *Literaturen* geschrieben zu bekommen. Der Rektor Dieter Grimm verpflichtete mich, Ende Februar den monatlichen öffentlichen Vortrag zu halten: „Was heißt übersetzen?“ Als ich meinte, ich könne ein mir so vertrautes Thema aus dem Ärmel schütteln, wurde mir bedeutet (nicht von Dieter Grimm): „Aber es muss exzellent sein!“ Also setzte ich mich hin und arbeitete den Vortrag aus, der auch als Beitrag zum Jahresthema „Cultural Mobility“ gedacht war.

Das Wiko selbst hatte natürlich seine strukturellen Beanspruchungen. Es gab den unausgesprochenen Druck, zu den Dienstagskolloquien zu erscheinen und vor allem mitzudiskutieren („Ach, Sie waren heute nicht im Kolloquium?!“). Beim ersten Kolloquium fiel

mir während der Diskussion nach drei Minuten etwas ein und ich meldete mich, wobei ich erfuhr, der Zwanzigste auf der Liste zu sein. Das heißt, man hatte sich sofort, vielleicht schon während des Vortrags, zu melden, um den *Claim*-Pfahl einzurammen, ob man eine Frage hatte oder nicht (die würde dann schon kommen). Die Fragen, die dann kamen, waren von deutscher Seite, wie zu erwarten, keine Fragen, sondern Gegenreferate, in zögerndem, aber Platz greifendem Englisch vorgetragen, deren Botschaft manchmal nichts weiter sagte als Richards III. „I am I.“ Als älteres Semester hält man sich aus diesen Duftmarkierungskompetitionen nach einiger Zeit aus dem Spiel und geht vor dem Ende wieder an die Arbeit, falls sich nicht in der Zwischenzeit E-Mails und Anrufe auf dem Anrufbeantworter angestaut haben. (Von der engelsgeduldigen Petra Sonnenberg, die meine Begriffsstützigkeiten elegant ignorierte, hatte ich das E-mailen gelernt, dessen Lese- und Antwortspiel am Ende mehr als halbe Tage wegfraß.) Aber die Vorträge in den Kolloquien waren in der Regel außerordentlich spannend, gerade dann, wenn ein Thema zur Sprache kam, von dem ich nichts verstand – Naturwissenschaftliches, Juristisches, Ökonomisches.

Das Gleiche galt übrigens für die Mittagessen, vor denen ich mich zunächst fürchtete, weil ich wegen Ermüdungsfolgelasten zu Hause nie zu Mittag aß. Aber diese Mittagessen entpuppten sich als unerwartete Inspirationsquellen. Es war fast gleichgültig, neben wem man saß, man war gleich mitten im Gespräch – über die Thesen des Kolloquiums, die jetzt ungeschützt diskutiert wurden, über das, woran einer gerade arbeitete – Soziologie der Wespen in Zentralafrika, Vokalisierung des Koran, Zionismus und Antizionismus, Aufklärung im Mittelalter, Urheberrecht –, man hatte komplexe Winzigkeiten der Welt am Tisch, die man dann auf einmal zu verstehen glaubte, wenigstens die, gegenüber den Unübersichtlichkeiten der übrigen Welt.

Zu den Mittagessen erschienen auch Gäste. Einmal kam ein älterer untersetzter Herr auf mich zu, den ich nicht gleich erkannte und der mich liebevoll umarmte. Es war Rabbi Albert Friedlaender, mit dem ich in den 60er-Jahren befreundet gewesen war und den ich damals mit Paul Celan bekannt gemacht hatte. Wir waren sofort mitten im Gespräch, als hätten wir uns nicht Jahrzehnte nicht gesehen, über unsere alten Themen: Celan, Buber und Rosenzweig, Leo Baeck, das Reformjudentum, Übersetzungsfragen. Albert wusste von meinem Schweigeprojekt und fragte: „Kennst du die Stelle, als Aarons älteste Söhne, seine ausgewählten Nachfolger, beim Opfern am Altar von Gott im Blitz erschlagen werden, da heißt es: ‚Und Aaron schwieg‘. Was heißt das?“ Ich sah Albert Friedlaender zuletzt beim Treffen der Alt-Fellows Anfang Juli, zu dem ein Kolloquium über das Hören vor-

bereitet worden war. Ich sprach über die Diskrepanz zwischen gelesenem und gehörtem Text am Beispiel von *Finnegans Wake*. Albert Friedlaender mischte sich ein und sprach über den ‚Hörtext‘ der Bibel-Übersetzung von Buber und Rosenzweig. Später übergab er mir ein Akrostichon-Sonett, das er über meinen Namen geschrieben hatte. Es „handelte“ von Celan als unserem ‚Abendstern‘ und endete mit den Worten „After death, we live again“. Fünf Tage später starb er an einem Herzriss.

Ich glaube, das Geheimnis des Erfolgs des Wiko liegt im Beiläufigen, Spontanen, Nicht-Planbaren. Zufällig fand sich eine Gruppe zusammen, um gemeinsam *De natura rerum* des Lukrez zu lesen. Selten habe ich so erhellende, in Textarbeit fundierte Gespräche erlebt, samt einem gelegentlich aufflammenden Streit darüber, ob der philosophische ‚Gedanke‘, die ‚Lehre‘, oder ob die poetische Form, der Bilder- und Episodenreichtum ins Zentrum der Aufmerksamkeit gehörten. Eine andere Gruppe, unter Leitung von Reinhart Meyer-Kalkus, Stefan Litwin und Regula Rapp, bereitete einen Workshop zu Schönbergs *Moses und Aron* in der Staatsoper vor. Ich versuchte dabei, Schönbergs Gottesbestimmungen aus dem Luthertum herzuleiten, also zu zeigen, dass sie keine Fundierung im hebräischen Text der Bibel hatten. Amnon Raz-Krakotzkin („Nono“) sprach in flammenden Worten über Schönbergs militanten Zionismus am Beispiel des Dramas „Der biblische Weg“.

Die Zeit in diesem Tusculum war so reich an Anregungen, Inspirationen, Gedanken- und Gefühlsdurchwirbelungen, dass ich kaum weiß, was ich davon aufzählen soll – die Gesprächskonzerte mit Stefan Litwin und Jörg Widmann, die täglichen Gespräche mit meinem Büronachbarn Reinhart Meyer-Kalkus, mit Frau von Arnim, mit den Fellows, von denen ich manche leider erst gegen Ende ‚entdeckte‘. Es war eine Überfülle, und am liebsten wäre ich gleich dageblieben.

Und der ‚Ertrag‘? Berge von Materialien, Notizen, Ausarbeitungen für mein Schweige-Buch, ein Herumprobieren am Hiob, an dessen Unverständlichkeiten ich vorläufig scheiterte. Dafür nahm ich ein anderes Projekt wieder vor, das mich seit Jahren begleitet hatte: eine Prosaübersetzung der Sonette Shakespeares, die alles in eine rhythmisierte Prosa herüberholen wollte, was üblicherweise dem Reimzwang und der metrischen Regulierung geopfert wurde – ein schwierigeres Unterfangen, als ich anfangs ahnte. Etwa 40 Sonette hatte ich über die Jahre unter Qualen übersetzt – die restlichen 114 kamen im Grunewald wie in einem Rausch. Wenigstens die konnte ich also nach Hause tragen. Sie werden im Frühjahr 2005 erscheinen.



WANDERING WIKO AND BERLIN  
JOHN J. RIESER

---

John Rieser was born in 1949 in Pittsburg, Pennsylvania. He received his B.A. from Harvard College in 1971 and his Ph.D. University of Minnesota in 1978, after teaching secondary sciences and mathematics in Botswana for two years. He is Professor in Vanderbilt University's Department of Psychology and Human Development, rising through the ranks beginning in 1978 and serving as Department Chair from 1995–2000. He was visiting scientist for extended periods at EPHE/CNRS, Paris 1986, and at the University of Minnesota 1993, 2001. Rieser's research focuses on how motor information is integrated with spatial imagery so that people come to know the changes in their perspective that result from their own actions when they locomote by foot and when they manipulate objects by hand. This research is directly relevant to how people who are blind or sighted can learn to find their way from place to place. And it has implications for the design of computer-based virtual reality systems, for how children and adults understand fiction, for how young children learn how hard to throw a ball of a given weight to reach a target of a given distance, and for what college students need to practice in order to understand scientific events such as the billions-year-old plate tectonic events that formed Lake Superior and the Alps. – Address: Department of Psychology and Human Development, Vanderbilt University, Peabody 512, 230 Appleton Place, Nashville, TN 37203, USA.

Berlin and Wiko are wonderful places to live and work. I spent the year on my own, while my wife Karen worked to establish a large new project concerning children and families back home in Nashville, my son Michael started his first year of graduate work in geology at the University of Minnesota, and my daughter Kate started her first year of college at

Harvard. In retrospect I would make the same choice again in a second, even given the developmental challenges of wife, son, and daughter, as well as the chronic frailties of my 90-year-old mother and the acute challenges of a leukemic doctoral student. In many ways, each of us were “freshmen” in our respective realms, finding exciting chances to explore new circumstances, learn new things, make new friends, and do some work. After hearing my descriptions of life and work at Wiko, Kate put it most poignantly when she noted that living at Wiko, with its chances to read and explore and learn new things at the Tuesday Colloquia, sounded like being a freshman in college except “they treat you special at Wiko, Dad”. And indeed it was special, combining the chance to explore the culture of Berlin with colleagues from near and far, while nurtured by staff serving us with administrative skill, library skill, computer skill, editing skill, and culinary skill.

In terms of work, I had the special good fortune to join with Ken Cheng, Janellen Huttenlocher, and Sara Shettleworth as a group focused on spatial cognition and its development, both for what I learned and for friendships forged during our semi-regular seminars and meals. Through the year we hammered away at identifying different ways that spatial information could be integrated into coherent representations of the world. Who could have guessed that we as a group would join forces with Horst Bredekamp to read Leibniz’s *Monadology* to check its relevance to contemporary epistemologies, especially the emphasis on the dynamics of modern cognitive psychology. Or that Peter Huttenlocher would provide tutorials on his work on brain plasticity? And although I had hoped for chances to explore Berlin’s operas and orchestras with good friends, who could have guessed how much we would learn from composer-pianist Stefan Litwin’s lecture-performances at Wiko?

The Tuesday Colloquia were special. In a few cases they were relevant to my own work, but in every case they provided food for thought and a chance to think about new things. Some were frustrating, because I could not follow the logical structure of some of the arguments made by Fellows from fields that were more literary or historical or philosophical than mine. In Wiko’s setting, however, I was led to wonder where I had missed the speaker’s point, whereas in ordinary academic settings I would have been prone to wondering where the speaker had missed the point.

My research is about the mind and the ways that experiences shape what we find relatively easy or relatively difficult to think about. I accomplished some of my goals, but not others. I gave colloquia in Jena, Zurich, Munich, Tuebingen, Berkeley, Paris, and Vancouver. I published three papers, wrote drafts of three papers, and haven’t finished three



others. I will not use this memoir as a chance to summarize these papers, but I will use it as a chance to summarize four other projects. The first is I finished my portions of a committee-based book-length report to the National Academies of Sciences entitled *Learning to Think Spatially*. The report was written by a group consisting of physical scientists and cognitive scientists who considered what kinds of thinking were needed to learn topics in geology, astronomy, and how teaching might be organized to help students understand on deeper and more general levels. Much of what is learned in the academic domains involves remembering and thinking about spatial arrangements of things as diverse as the atoms in a molecule, the locations of battlefields in a war, and the trajectories of moving bodies. And it involves understanding how these arrangements change dynamically with time – so people can visualize when, for example, molecules rotate to combine with other molecules, how HIV traveled an early path following the highways of East Africa, when troops change the position of their fortifications to counter advancing forces, and when warm air masses collide with cool ones to create storms. My portions were focused on the question of how people can learn to use visual and non-visual forms of imagery to remember such spatial arrangements and understand dynamic changes in spatial arrangement.

A second project I completed was introductory writing and editing (with Jeffrey Lockman and Charles Nelson) a volume entitled *Action as an Organizer of Learning and Development* (Erlbaum Press, 2005). This volume grew out of meetings to honor Professors Herbert L. Pick and Anne D. Pick, who visited Wiko during the winter of 2004. A central concept of the volume is that in many ways children are universal novices, such that the learning involved when adults work to become experts in a given topical domain is governed by the same processes as in children's learning of most domains. Whereas novices and younger children alike tend not to know what exactly they need to remember and think about, experts tend to know exactly what needs to be considered and to emphasize the different facts in ways that lead them to effective solutions to their problems. How is it that adults acquiring expertise and children during development figure out how to weight different forms of information in ways that will optimize success? This question forms a core of the volume. The question was inspired in part by the scientific studies of the members of the spatial cognition group, namely of: J. Huttenlocher on how human adults make decisions, of Shettleworth on how pigeons and rats learn to find food after being disoriented, of Cheng on how bees and ants find their way home to their nest after foraging for food, and of my work on how adults maintain their dynamic spatial orientation.

The third project consisted of a scientific workshop held at Vanderbilt and funded by the National Institutes of Health that will culminate in a volume entitled *Blindness, Brain Plasticity and Spatial Function*, edited together with Professors Daniel Ashmead, Ford Ebner, and Ann Corn (Erlbaum Press, forthcoming, 2006). At Wiko I wrote drafts of several chapters, some chapter authors completed their chapters, and others are continuing to work. The book's aim is to integrate recent findings from the brain sciences and cognitive sciences about the spatial functioning of persons with severely impaired vision and blindness and to consider the implications for education and rehabilitative engineering. We intend "spatial functioning" to include learning and performance related to perceiving, manipulating, and understanding objects as well as environments. Consider three main topics. One consists of research from animal models and human brain imaging, suggesting that the occipital cortex of people with vision impairment from birth is recruited in tactile and auditory processing to a greater degree than it is for sighted people who wear blindfolds. This is an example of experience-dependent brain plasticity of relatively low levels of brain functioning. Its implications relate to questions older than Molyneux's (1636) question about what, exactly, people who lose vision early in life could see if their vision were to be restored, and bridge to this year's cutting-edge sciences. A second area consists of demonstrations that non-visual information can, in some cases, substitute neatly for visual information in the control of some tasks. The questions are whether and to what degree people who cannot "see" by eye can learn to "see" by listening or touching. And the third area consists of demonstrations that visual input relatively early in life may facilitate the development of some types of non-visual spatial functioning (but not others) stemming from auditory, tactual, and motor input.

The fourth and final project is a book to be co-authored with Herbert Pick. It is tentatively entitled "The organization of perception and action". I wish I had made more progress in writing this volume. I spent my time thinking and reading recent research, and especially reading some of the historical context of the modern works. The library staff were more help than I can acknowledge in securing obtaining copies of pieces that are not widely available dating from the seventeenth century. The book, like the other works, focuses on ways in which everyday life involves adapting the features of action to fit with the immediate and future surroundings and with varying environmental circumstances. The changes in environmental circumstances that people encounter come in many forms. Some occur as a result of the snow and wind that occur with variations in weather. How is it, we ask, that people adjust their actions to accommodate to such variations? Other changing

circumstances occur in the ground surface – from grass to water to ice to concrete. How is it, we ask, that people adjust their locomotion to the slipperiness of the ground surface? And still others occur as a result of using various tools. However it happens, people adjust the forces and directions of their specific actions for variations in their local circumstances. When they do adjust a particular action to fit a particular tool or set of circumstances, the adjustments sometime generalize to other actions to use the same tool or fit the same circumstances, and yet other times there is no transfer of learning. How is it, we ask, that learning to adjust the linear and angular forces of one limb system can transfer to quite different limb systems? The second major thesis of this book is that transfer of such adjustments follows a functional organization – that is, “learning to adjust” does not follow a particular limb system, but instead it follows all limb systems brought to bear on the same functional goals with the same type of perceptual outcome.

*Summary.* What will I miss the most from my year at Wiko? It will not be long bike rides to the Käthe-Kollwitz-Museum, KaDeWe, Pergamon and beyond, rides where I felt safe while riding in heavy traffic because Berliners pay attention while looking in their rear-view mirrors. It will not be spotting wild boar nor hundreds of well-behaved dogs while roaming the Grunewald. It won't be *Rigoletto* at the Komische Oper, certainly not *Idemeneo* at the Staatsoper, nor even *Madame Butterfly* at the Deutsche Oper. It might be the chance for fresh friendships with warm and thoughtful individuals. It might be support from thoughtful, kind, and promising staff members. It will be the diversity of intellectual life.



DOCH EIN NICHT-ENTFREMDETES  
LEBEN?  
BEATE RÖSSLER

---

Professorin der Philosophie, Universität Amsterdam. Geboren 1958 in Heidelberg. Studium der Philosophie, evangelischen Theologie und Germanistik in Tübingen, Göttingen, London, Oxford und Berlin. Promotion 1988 an der FU Berlin; wissenschaftliche Mitarbeiterin an der FU Berlin. Hochschulassistentin an der Universität Bremen; seit 1997 in Amsterdam. Veröffentlichungen: *Der Wert des Privaten* (2001; englische Übersetzung 2004, Polity). „Problems with Autonomy.“ *Hypatia* 17, 4 (2002). Hrsg.: *Privacies: Philosophical Evaluations* (2004). – Adresse: Faculteit der Geesteswetenschappen – Afdeling Wijsbegeerte, Universiteit van Amsterdam, Nieuwe Doelenstraat 15, 1012 CP Amsterdam, The Netherlands.

Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, wenn man über Probleme des entfremdeten Lebens, der Konsumkritik, über eine Theorie der Arbeit und generell über Probleme der Gesellschaftskritik unter Bedingungen nachdenkt, die idealer schlicht nicht sein könnten. Nicht nur aus diesem Grund hat mein Projekt Drehungen und Wendungen erfahren, die ich nicht voraussehen konnte, als ich im letzten Herbst mit vielen Plänen nach Berlin kam: Man kann gar nicht mit allem rechnen, was einen hier erwartet.

Man rechnet zum Beispiel nicht damit, wie perfekt tatsächlich die Arbeits- und Lebensbedingungen am Wissenschaftskolleg sind: dazu gehört vor allem das Gefühl, vollständig umsorgt zu sein und in all den kleinen Katastrophen des Alltags – ein dringend notwendiges Buch, ein Computerabsturz, ein überlaufender Badezimmerabfluss – unmittelbar freundliche, verständnisvolle und routinierte Hilfe und Unterstützung zu erhalten, von den Bibliothekarinnen und deren nicht enden wollender Geduld ebenso wie von den Computerexperten und keineswegs zuletzt von dem immer im richtigen Moment erschei-

nenden Herrn Riedel (der in Katastrophenfällen auch selbstlos als Schlüsseldienst zur Verfügung steht).

Man rechnet, zweitens, jedoch auch nicht damit, was es für die eigene Arbeit bedeutet, plötzlich wirklich Zeit zum Lesen und Nachdenken zu haben. Denn es ist ja keineswegs so, dass Ruhe und Zeit notwendigerweise zur ungebremsten Produktion in Form von immer mehr Kapiteln oder Aufsätzen führen muss. Bei mir hat die unverhoffte Ruhe zunächst und vor allem dazu geführt, dass ich in vielen Hinsichten meines Projektes verunsichert wurde. Die plötzliche Distanz, aus der sich Probleme darstellen, die man schon für gelöst, ja für geschrieben hielt, lässt sie nicht nur in einem unbarmherzig klaren Licht, sondern auch in einer Sperrigkeit erscheinen, die man, unter dem normalen Druck des alltäglichen eingebundenen Lebens lieber gar nicht erst wahrnimmt.

Meine Erfahrung ist: unter den unwirklichen, entlastenden Bedingungen eines Lebens am Wissenschaftskolleg gelingen Routinearbeiten ungleich viel schneller als am heimatischen Schreibtisch. Und Denk- oder Schreibarbeiten nehmen plötzlich viel mehr Zeit in Anspruch – die Zeit, die sie wohl eigentlich immer bräuchten, aber selten erhalten.

Zu den Routinearbeiten gehörte für mich zum Beispiel die redaktionelle, zum Teil auch (und dies weniger routiniert) inhaltliche Bearbeitung von ungefähr 70 Beiträgen, die ich als Mitherausgeberin des *Handbuchs für politische Philosophie und Sozialphilosophie* vorgenommen habe. Von kürzeren Personeneinträgen bis hin zu langen Artikeln über systematische Probleme der politischen Philosophie konnte ich viel Anregendes und Lehrreiches lesen – und auch (rigoros) redigieren.

Zu den Routinearbeiten zählte weiterhin die Korrektur der englischen Übersetzung meines Buches über das Private – auch dies war eine Arbeit, die sich unter den hiesigen Bedingungen als geradezu erfreulich und wider Erwarten rasch zu erledigen gestaltete.

Und zu diesen Routinearbeiten gehörten schließlich einige kleinere Beiträge zu aktuellen (politischen) Fragen.

Doch meine eigentliche Forschungsarbeit entwickelte sich, wie es sich gehört, zunächst eher schneckenhaft: mein Plan war gewesen, zu den Problemen der Gesellschaftskritik, mit denen ich mich beschäftige, zumindest ein historisches Kapitel über den Begriff der Kritik, ein methodologisches Kapitel über den Zusammenhang zwischen Kritik und Erfahrung, sowie drei Kapitel zu konkreten gesellschaftskritischen Themen – nämlich zum Problem der Arbeit, zum Problem der Konsumkritik und zur Rolle der Menschenrechte als Instrument von Gesellschaftskritik – fertig zu stellen. Dies ist mir nur unvollständig gelungen: zwei fertigen Kapiteln stehen eine Fülle unterschiedlicher *drafts*, Konzeptionen,

Notizen und Ideen gegenüber, die nun alle der Bearbeitung und Ausformulierung unter weniger idealen Umständen harren. Enttäuschend war und ist dies jedoch keineswegs: denn mit der Fülle dieses Materials und dieser Ideen, die hier entstehen konnten, werden sich die folgenden Kapitel und Aufsätze auch unter widrigeren Bedingungen unendlich viel leichter vollenden lassen.

Man kann, zum Dritten, vor allem nicht damit rechnen, wie interessant, stimulierend und überraschend die anderen Fellows sind, mit denen man ein Jahr lang – mehr oder weniger eng – zusammenlebt.

Wissenschaftlich hat mich sicherlich am meisten eine Arbeitsgruppe angeregt, die sich zu Beginn unseres Jahres spontan bildete und die das ganze Jahr lang hielt: mit Zhiyuan Cui, Peter Hall, Heike Paul, Dominique Pestre und Susan James lasen wir ganz unterschiedliche Texte aus der politischen Theorie, mit jeweils ganz unterschiedlichen Perspektiven und *background knowledges*: Wie hilfreich und überraschend, wie anregend und auch anstrengend interdisziplinäres Arbeiten sein kann, habe ich nie vorher so deutlich erfahren.

Im Juni konnten wir dann einige der Themen, die uns das Jahr über beschäftigt hatten, an einem Wochenende intensiv diskutieren, bei einer kleinen Konferenz, die Quentin Skinner, Susan James und ich gemeinsam organisiert hatten: Die Frage „Was ist politische Philosophie?“ stand unter den idealen Bedingungen des gastfreundlichen Kollegs im Mittelpunkt der ebenso kontroversen wie fruchtbaren Debatten mit auswärtigen und Berliner Gästen, allesamt Expertinnen und Experten auf dem Gebiet.

Doch neben diesen gab es unzählig viele andere anregende Gespräche: Nie wäre mir das 16. und 17. Jahrhundert auch nur halbwegs so lebendig geworden wie mit der Hilfe von Stephen Greenblatt, Ramie Targoff oder Quentin Skinner. Von niemandem konnte ich so viel lernen über Kant vs. Hegel (und zurück) wie von Robert Pippin. Nie zuvor habe ich so lange und immer wieder über Israel und Palästina und die Rolle Europas in diesem Konflikt debattiert – um nicht zu sagen: gestritten – wie mit Amnon Raz-Krakotzkin und Gil Anidjar. Ohne die beeindruckenden Gesprächskonzerte von Stefan Litwin wäre ich sicherlich weiterhin ein Schönberg-Banause geblieben. Und immer wenn ich zurückdenke an die vielen wunderbaren Opernbesuche, die wir in unterschiedlichen Fellow-Besetzungen genossen haben, werde ich auch an die anschließenden gemeinsamen Essen und Interpretationen denken, und daran, dass wir, dank Rosemary Taylor, tatsächlich immer pünktlich kamen.

Es ist ein ungeheures Privileg, mit so beeindruckenden und engagierten, ernsthaften und interessierten Forschern und Forscherinnen aus Delhi oder Chicago, aus Boston oder

Toronto, aus Heidelberg oder Washington ein Jahr lang in ständigem informellen Austausch zu leben; diese Konfrontationen werden das eigene Leben und Arbeiten weiterhin bestimmen, auf welcher hintersinnigen und indirekten Weise auch immer.



## ATYPICAL NORMALITY COSIMA RUGHINIȘ

---

Cosima Rughiniș is an assistant professor at the Department of Sociology and Social Work of Bucharest University, teaching “Explanation in Social Sciences” and “Ethics in Social Policy and Public Administration”. She has worked as a researcher and also as a consultant for international development organizations on issues related to social exclusion, especially in mono-industrial areas (mining regions, the Danube Delta) and Roma communities. She is the author of one book (*Uncomfortable Knowledge: Social Intervention in Disfavored Communities in Romania.* 2004) and several articles and chapters in collective volumes. – Address: Department of Sociology and Social Work, Bucharest University, Schitu Magureanu 9, Sector 5, Bucharest, Rumania.

Shortly after my arrival at Wiko, my friends at home asked me what is it that I have to do here, in Berlin. I answered that I must attend a seminar weekly, and that my other obligation was to take part in the common meal, every day. Of course, they laughed at me and my strange fellowship with no strings attached. It seemed to me bizarre, too, but still, quite natural.

Unlike them, I had had a similar experience before, at the New Europe College in Bucharest. Since then I had tried to position this type of fellowship on my mental map of academic institutions. Well, it was uncommon, but it was not strange, because it made sense. Then I recalled a friend coming back from a scholarship in Barcelona and telling us that there everything was normal, running smooth; with a sociological reflex I thought, then it must be quite abnormal from a Romanian perspective – and even from a global one. Normally, things do not run smoothly, but with bumps.



Indeed, normality has two meanings that often interact: the statistical meaning and the normative one. The reason for this ambivalence is that normality is rooted in expectations, while expectations are both a product of past experience and hopes of better times – hoping for the best, while expecting the worst.

Emile Durkheim has brought this dual meaning to the forefront of sociological understanding by his assertion that criminality is normal – or, more specifically, that certain levels of criminality are normal for a given type of society. He deployed the statistical definition, which contrasted deeply with the moral understanding of crimes as abnormal occurrences. He wrote: “There is no society that is not confronted with the problem of criminality. Its form changes; the acts thus characterized are not the same everywhere; but, everywhere and always, there have been men who have behaved in such a way as to draw upon themselves penal repression. There is, then, no phenomenon that represents more indisputably all the symptoms of normality, since it appears closely connected with the conditions of all collective life.”\*

Besides numbers, normality is rooted in rationality. If something contrasts with a rational arrangement, then it strikes us as absurd, unnatural. For example, it is common throughout the world for women to live longer than men. In the countries with the highest human development levels, with a life expectancy at birth of around 80 years (such as many Western European countries, Canada, Australia, Japan, Israel, Hong Kong and others), the difference between women and men is around five to six years, and the probability of reaching the age of 65 is around 90% for women and 84% for men. Is this normal, we may ask? Statistically speaking, it is as normal as it can be, with the vast majority of the world’s societies on the same side of the divide. Still, it is disconcerting, because it reflects a systematic difference in the living conditions of men and women – even in societies that struggle to give equal opportunities to every citizen. There are some countries, though, where the life expectancy of women and men is approximately the same, such as Bangladesh (61), Pakistan (61), Nepal (60) or Zambia (33). Paradoxically, this numerical equality reflects deep social inequalities in the life chances of men and women, which annihilate the advantage that women usually have in life expectancy.

In many other instances, there are social practices that are normal by virtue of their frequency, but abnormal by virtue of their interpretation. Instances of corruption strike us as

---

\* Simpson, George. *Emile Durkheim: Selections From His Work*. New York: Thomas Y. Crowell, 1963, p. 62 (from *The Rules of the Sociological Method*).

abnormal, even if they have been common for decades. Political compromises also induce contrariety, despite their institutionalization. In such cases, expectations refuse to conform to the statistical reality, and stick to higher standards.

Academic life is not exempted from such ambivalence. While criteria of academic performance and ethical norms in science are defined and shared, the degree to which they translate into practice is variable from one community to another and the gap between ideal and real is often noticeable and perceived as a distortion. For example: the pressure to conform to the expectations of the financing institution may bias the research in its agenda, in its interpretations, or even in its results. There is a widespread feeling, at least among my colleagues, that we are reading only a little fraction of what we should reasonably do. Communication among peers is fragmented, and it rarely extends across disciplinary borders. We are not aware of what our colleagues are working on – and sometimes the mutual ignorance becomes amazing even for ourselves. We know better what happens abroad than what happens in the neighboring universities. This list of holes in the texture of academic life can continue; most importantly, they are often not only departures from a theoretical ideal, but also from what we feel it could be achieved with reasonable effort – if only ... Nevertheless, while they are diagnosed as abnormalities, they may become, statistically speaking, normal, due to their continuity and, why not, tradition, in a specific academic context.

This “institutionalized abnormality” is, in a way, a sociological paradox, since it means that widespread practices fail to induce the corresponding expectations. One source of divergence is the daily frustration of making compromises that we would rather not make, the clear conflict between our will and rationality, on the one hand, and the external world, on the other. Still, a more powerful force for maintaining this state of perplexity in the face of highly frequent occurrences is the comparison with other social contexts, which opens our minds to the wide range of what could possibly be achieved.

The Wissenschaftskolleg, like the New Europe College, is such an institution that, by its daily functioning, challenges the routines of many academic organizations and thus maintains the level of perplexity at home. Still, in a somewhat mysterious way, it does not seem so strange while in residence – instead, it feels familiar. I have experienced my stay in Berlin as a period of unconditional professional support in many matters personal and all matters professional – the kind of relationship more common in the intimate circles of family and friends than in professional groups.

While the scientific community is theoretically defined as a community of equals, in which the binding force of authority is replaced by the logic of argument, this is rarely the

case in practice. At Wiko, the difference in authority usually associated with relationships of financial support has been replaced by horizontal ties of collegiality.

A research project is often pushed forward by several motivating factors – some intrinsic and some extrinsic. Wiko is an experiment in intrinsic motivation, since Fellows have a freedom that is very close to absolute in its negative dimension, and it is highly empowering in its positive dimension. Its Aladdin's-lamp type library is one obvious example.

Another challenge of the Wiko has been the diversity of research fields that it connects. Weekly seminars have been in competition with daily common meals and with workshops, in an attempt to put together different perspectives and skills. Seminars elicited divergent questions; meals elicited mutual curiosity.

Still, the most interesting feature about the Wiko environment has been the speed with which it became “normal”, even taken for granted. I remember that at one point during my fellowship I realized that the staff was not there during the weekends, as we were, because they were still working in the Kolleg as professionals, and they were not living there as Fellows. This distinction was blurred before, and it faded again. The organizational mechanisms were almost invisible, nothing close to the academic bureaucracy as I knew it from home.

Despite its statistical oddity, the Wiko climate has only rarely (in moments of reflection, usually in the companionship of other Fellows) elicited in me the feeling that it was abnormal. The institution followed so closely my needs, and the answers were so well fit, that they became camouflaged in my daily surrounding. From this point of view it resembled the holodeck in the Star Trek series: the landscape was deeply unusual, but with a persuasive feeling of “home”.



DER RICHTIGE UMGANG MIT  
FORSCHUNGSERGEBNISSEN  
EBERHARD SCHMIDT-ABMANN

---

Eberhard Schmidt-Abmann ist Professor für Öffentliches Recht an der Universität Heidelberg und Direktor des Instituts für deutsches und europäisches Verwaltungsrecht. Seine Interessen gelten allgemeinen Fragestellungen des Verfahrens- und Prozessrechts. Dabei stehen Grundprobleme der Steuerung gesellschaftlicher Prozesse durch Staat und Recht im Vordergrund. Das Grundkonzept findet sich in dem Buch *Das allgemeine Verwaltungsrecht als Ordnungsidee* (2. Auflage 2004). In diesem theoretischen Rahmen werden immer wieder auch Themen des Wissenschaftsrechts, insbesondere das Zusammenspiel von staatlichem Recht und wissenschaftseigener Standardsetzung und Selbstregulierung behandelt. Eine langjährige Tätigkeit als Gutachter der Deutschen Forschungsgemeinschaft und als Mitglied des Wissenschaftsrats (1993–99) ermöglichten Erfahrungen auf der praktischen Seite. Schmidt-Abmann ist Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. – Adresse: Juristische Fakultät, Friedrich-Ebert-Anlage 6–10, 69117 Heidelberg.

Sechs Jahre nach meiner Zeit als Fellow am Wissenschaftskolleg (1997/98) kehrte ich für einige Monate in das Haus in der Wallotstraße zurück. Erneut war es ein Thema des Wissenschaftsrechts, das mich beschäftigen sollte: „Der richtige Umgang mit Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung“. Publikation und Publizität oder Geheimhaltung und Nutzungsexklusivität stellen sich hier als Alternativen. Für die Frage des Verhältnisses von „Wissenschaft und Öffentlichkeit“ – das Generalthema des Schwerpunktes – ist das ein wichtiger Aspekt. Wissenschaft ist auf Öffentlichkeit angelegt. Ihre Forschungsergebnisse wollen veröffentlicht, ihre Wissensbestände dauerhaft öffentlich zugänglich sein. Die Pu-

blikation ist eine Voraussetzung, um gewonnene Erkenntnisse zu validieren, die Transparenz ein Mittel, um in der Gesellschaft Vertrauen zu generieren, der öffentliche Zugang die Basis, um gesellschaftlichen Wohlstand auch künftig zu sichern. Öffentlichkeit stellt sich so als eine wichtige Handlungsmaxime der Wissenschaft dar. – Aber ist das nicht ein Bild aus längst vergangener Zeit? Hat sich die Wissenschaft nicht seit langem Verhaltensweisen von Politik und Gesellschaft angepasst und dabei ihr auf Öffentlichkeit gegründetes Ethos verspielt? Solche Einwände gegen das Öffentlichkeitsparadigma lassen sich z. B. im Blick auf manche Praxen in der Pharmaforschung formulieren. Neuere Entwicklungen im Patent- und Urheberrecht indizieren zudem den massiven Versuch, auch Grundlagenwissen immer stärker von einem öffentlichen Gut in private Herrschaft zu überführen. Die Auswirkungen dieser Entwicklungen auf die Stellung der Wissenschaft in der Gesellschaft müssen systematisch bedacht werden. Hier gab es viele Anknüpfungspunkte für interessante Gespräche mit Helga Nowotny und Dominique Pestre. Hier bot Berlin als Wissenschaftsstandort vielfältige Gelegenheit, Erfahrungen im richtigen Umgang mit Forschungsergebnissen aus unterschiedlichen Fächerkulturen und Forschungsarten zu gewinnen. Was für die universitäre und für die öffentlich geförderte außeruniversitäre Forschung an Publizitätsstandards einleuchtet, kann nicht einfach auf die Forschungskoope-ration zwischen Universitäten und Wirtschaftsunternehmen oder auf die Industrieforschung selbst übertragen werden. Auf der anderen Seite gehören alle diese Formen zur Wissenschaft und wollen an deren Stellung im Gesellschaftssystem teilhaben. Wenn die Garantie der Wissenschaftsfreiheit allen zugute kommen soll, müssen alle sich an denjenigen Handlungsmaximen ausrichten, die Wissenschaft ausmachen sollen. *The Public Nature of Science Under Assault?*, Austausch mit Helmuth Schulze-Fielitz und Hans-Heinrich Trute über verfügbare Steuerungsansätze des Verfassungsrechts, fragt das Buch, das die Ergebnisse des Schwerpunktes „Wissenschaft und Öffentlichkeit“ zusammenfasst. Die Angriffe müssen durchaus nicht hingenommen werden. Der Zugang meiner Studie ist ein rechtswissenschaftlicher. Das Recht kann hier zu drei Erkenntnissen leiten: Zum einen ist es ein Seismograph. Seine vom Datenschutz bis zum Urheberrecht reichenden Einzelvorschriften stellen Wertungsentscheidungen im Konflikt zwischen Publizität und Geheimhaltung dar, die als im Wesentlichen akzeptiert angesehen werden können. Zum anderen bietet es einen Rahmen, innerhalb dessen das Ausbalancieren der beteiligten Interessen und die Möglichkeiten von Veränderungen beobachtet werden können. Zum dritten gibt es Orientierungspunkte: Das Verfassungsrecht gewährleistet Wissenschaftsfreiheit nicht nur als Individualrecht des einzelnen Forschers, über die Veröffentlichung seiner Ergeb-

nisse zu disponieren. Es enthält auch eine objektive Wertentscheidung für eine freie Wissenschaft, die sich ihrer Besonderheiten bewusst ist und diese durchhält. Dafür muss sich das staatliche Recht einsetzen. Den Erfolg eines höheren Maßes an Öffentlichkeit und öffentlicher Zugänglichkeit kann das freilich nur zu einem Teil sicherstellen. Ebenso wichtig ist es, dass in der Wissenschaft selbst ein Bewusstsein für Publizitätsstandards erhalten bleibt bzw. neu ausgebildet und als selbstverständliche Regel guter wissenschaftlicher Praxis anerkannt wird. Im Recht der Forschungs- und Lizenzverträge sind beide Seiten zusammengeführt.

Meine Studien zu den komplementären Steuerungsleistungen des staatlichen Rechts und der wissenschaftlichen Selbstregulierung haben mich während des Berliner Aufenthaltes in Rechtsgebiete, wie etwa das Patentrecht, geführt, die bisher nicht zu meinen Forschungsbereichen zählten. Ich habe erneut viel gelernt und wissenschaftlich und persönlich viele Anregungen erhalten – nicht zuletzt in den Frühstücksgesprächen mit Kurt Flasch, Joachim Nettelbeck und Stefan Wild.



DAS WIKO-JAHR ALS PROZESS  
REGULIERTER SELBSTREGULIERUNG  
HELMUTH SCHULZE-FIELITZ

---

Geboren 1947 in Goslar. Professor für Öffentliches Recht, Umweltrecht und Verwaltungswissenschaften, Bayerische Julius-Maximilians-Universität Würzburg. Studium der Rechts- und Sozialwissenschaften in Göttingen, Frankfurt und Marburg. Veröffentlichungen: *Der informale Verfassungsstaat* (1984). *Theorie und Praxis parlamentarischer Gesetzgebung* (1988). „Was macht die Qualität öffentlich-rechtlicher Forschung aus?“ *Jahrbuch des Öffentlichen Rechts der Gegenwart* 50 (2002). – Adresse: Juristische Fakultät, Julius-Maximilians-Universität Würzburg, Domerschulstraße 16, 97070 Würzburg.

Leider habe ich nichts „Besonderes“ zu berichten: Das Jahr am Wiko in Berlin ist wie „im Rausch“ vorübergegangen. Meine Frau und ich haben in einem Jahr mehr erlebt als in den drei Jahren zuvor: völlig neue wissenschaftliche und kulturelle Anregungen wie persönliche Begegnungen am und im Wiko; die Erneuerung und Bekräftigung privater Freundschaften mit vielen mittlerweile in Berlin ansässigen Menschen, die wir teilweise seit Jahrzehnten kennen; die unerschöpfliche Ausstrahlung der Stadt Berlin als Kulturzentrum; für mich persönlich eine (wieder) größere Nähe zu unserem jüngsten Sohn, bei dem die vorherige innere Abwehr wegen eines „erzwungenen“ einjährigen Schulbesuchs in Berlin sich deutlich ins Positive wandelte.

Wissenschaftlich habe ich persönlich genauso regelmäßig (oder unregelmäßig) gearbeitet wie seit Jahren (was man kritisch sehen kann); auch für mich gilt, was wie ein roter Faden die meisten individuellen Jahresbilanzen verbinden dürfte: Die eigene Projektplanung musste zeitlich immer wieder revidiert werden, doch das ist wahrlich keine Besonderheit nur des Wiko-Jahres. Im Ergebnis sind acht sehr unterschiedlich gewichtige Auf-

sätze und eine bestenfalls halbfertige Monografie entstanden. Die partielle zeitliche Entlastung von den Lehr- und Prüfungsverpflichtungen an meiner Heimatuniversität wurde zeitlich von den umzugsbedingten Umstellungsproblemen, Anregungen und Veranstaltungen am Wiko und in Berlin kompensiert. Deren indirekte Wirkungen lassen sich nur schwer schon jetzt am Ende dieses Jahres abschätzen.

Für nicht unmittelbar beteiligte Leser sind vielleicht Beobachtungen und Erfahrungen interessanter, wie der Alltag im Wiko als einem Internat für fortgeschrittene Wissenschaftler aus meiner subjektiven Perspektive „funktioniert“ (hat). Einerseits ist der Studienjahrgang eine sich sozial selbst regelnde Gruppe, andererseits ist er dabei vom Wiko-Staff und seinen Erwartungen beeinflusst – also ein System regulierter Selbstregulierung. Genannt seien vier praktisch bedeutsame Leitgesichtspunkte: Freundlichkeit, Hoffnungen und Erwartungen, Erwartungserwartungen, Privatisierung.

1. Mein erster nachhaltiger Eindruck verbindet sich mit einer andauernden Atmosphäre der verbindlich-unverbindlichen *Freundlichkeit* im persönlichen Umgang. Das gilt nicht nur für alle Mitarbeiter des Wiko gegenüber den Gästen auf Zeit (Gäbe es doch nur in Würzburg einen Hausmeister vom Schläge des Herrn Riedel!), sondern es charakterisiert auch den Umgang der Fellows und ihrer Partner untereinander, unabhängig von fachlicher Nähe, Lebensalter oder Nationalität (gefördert aber durch die Gemeinsamkeit einer Elternschaft mit gleichaltrigen Kindern vor Ort). Spiegelt die allgemeine Freundlichkeit nur das Selbstbewusstsein der wissenschaftlich und beruflich Erfolgreichen? Oder ist die neuartige Situation des sozialen Neuanfangs (namentlich für die Ausländer in der fremden deutschen Umgebung) die Ursache, oder ist der Grund nur der Zufall der Zusammensetzung gerade dieses Jahrgangs? Oder ist das alles nur Ausdruck der Dominanz des angelsächsischen akademischen Umgangs? Jedenfalls war jene Grundfreundlichkeit ein eindrucksvoller hintergründiger *basso continuo* des Studienjahres.

2. *Hoffnungen und Erwartungen* verbinden sich aus der Warte des Wiko an die Fellows – verallgemeinert: dass der Aufenthalt für sie alle so optimal verlaufen möge, wie die Wiko-Planung es nicht dem reinen Zufall überlassen will.

Solche Hoffnungen (weniger Erwartungen) finden z. B. Ausdruck in der Politik der Schwerpunktgruppenbildung. Einander nicht oder eher entfernt bekannte Wissenschaftler, die am selben Gegenstandsbereich interessiert zu sein scheinen, sollen sich bei ihrer fachlichen Arbeit anregen und ergänzen: Islamische und jüdische Hermeneutik, die Entwicklung der räumlichen Wahrnehmung, kulturelle Mobilität und das Verhältnis von Wissenschaft und Öffentlichkeit waren solche Schwerpunkte des Studienjahres 2003/04,



die offenkundig zu einer sehr unterschiedlich intensiven und erfolgreichen Zusammenarbeit führten, im Falle unserer überwiegend nur dreiköpfigen Gruppe zum Thema Wissenschaft und Öffentlichkeit zu einer eher weniger intensiven als sie anscheinend von den Wiko-Planern erhofft worden war. Was immer die Gründe gewesen sein mögen – es machte mich jedenfalls etwas befangen zu spüren, dass wir als Gruppe undefinierten Hoffnungen nicht entsprochen haben könnten, die auf mich wie Erwartungen gewirkt haben.

Andererseits verbinden sich Erwartungen (weniger bloße Hoffnungen) des Wiko an eine werbende Außendarstellung der Kollegiaten – etwa durch Berliner Vorträge oder Vorträge in Berlin, durch die Wahrnehmung der stiftungsgeförderten Möglichkeiten von seminarähnlichen Konferenzen mit Gästen von außerhalb, im Fall unserer Gruppe durch eine Podiumsdiskussion als Substitut, auch wenn deren sachliche Sinnhaftigkeit jenseits der öffentlichen Außendarstellung sich nicht jedem Beteiligten erschlossen hat. Solche zahlreichen schönen Optionen können die regulierende Wirkung von „goldenen Zügeln“ entfalten, weil solche Möglichkeiten zu Gunsten nur „privater“ inoffizieller Aktivitäten (wie etwa verschiedener Lektüreguppen) auszuschlagen einfach unvernünftig oder anmaßend wirken müsste. Sollte der gute Rat des Wissenschaftsrats zu deutlicherer Außenwirkung des Wiko sich nach innen objektiv in einer stärkeren Inpflichtnahme der Fellows niederschlagen? Oder sollte der gut gemeinte Rat eines Alt-Fellow („Lassen Sie sich ja nicht unter Druck setzen!“) mich zu stark für solche Aspekte sensibilisiert haben?

3. *Erwartungserwartungen* bestimmen die soziale Rollenfindung im Alltag als Fellow – von der richtigen Kleidung zu den unterschiedlichsten Anlässen bis hin zum Gebrauch nur des Vornamens im amerikanisch geprägten Wiko-Stil. Die Vielfalt der unterschiedlichen Verhaltens- und Selbstdarstellungsweisen am Beginn wandelten sich durch wechselseitige Lernprozesse von den Erwartungen Dritter und deren Erwartungen von den eigenen Erwartungen bald zu größerer Einheitlichkeit, unter Beibehaltung der Vielfalt unterschiedlicher akademischer und privater Stilformen. Das Dienstagskolloquium gibt reichlich Anschauungsmaterial: Wer meldet sich zuerst zu Wort, immer oder themenabhängig, von der Sache getrieben oder aus Pflichtgefühl oder aus sonstigen Motiven (Zitat eines Ko-Fellow: „Für mich ist das hier eine kompetitive Veranstaltung.“)? Immer lagen weit mehr Wortmeldungen vor als Diskussionszeit vorhanden war – muss man sich schon „auf Verdacht“ an der Diskussion beteiligen? Wenn die kollegiale Vorstellung der Person des Vortragenden zu lang gerät oder umgekehrt praktisch unterbleibt – (wie) wird das „sanktioniert“, indirekt durch Bemerkungen von Angehörigen des Wiko-Staff oder direkt per E-Mail durch die Fellow-Sprecher? Muss ein arrivierter Kollege, der zu lange (75 Minuten)

vortrag, auf eine Weise getadelt werden, dass er sich per E-Mails rundum zu entschuldigen veranlasst sieht? (Auch die Blumenwiese des Wiko wird mitunter von selbst hergestellten Rasenmähern bedroht.) Wer Probleme direkt und *ad personam* ohne weitschweifige Höflichkeitsgirlanden „auf den Punkt“ bringt – in welchem Ausmaß irritiert er die Welt des freundlichen Umgangs auch bei der (halb-)öffentlich, oft nur sehr indirekt geäußerten Kritik? Die Wiko-Welt ist wie ein Labor, in dem mikrosoziales Verhalten kritisch beobachtet werden kann, bis zum letzten Tag.

4. *Privatisierung* zielt auf einen – wachsenden – Prozess gemeinsamer nichtwissenschaftlicher Aktivitäten als Studienjahrgangsgruppe (in je unterschiedlicher Zusammensetzung), der nur noch teilweise vom Wiko selbst organisiert, unterstützt oder angeregt ist: gemeinsame Besuche von Ausstellungen, Museen, Theater- und Konzertveranstaltungen, Vernissagen, vom Reichstag, zuletzt wissenschaftliche Vorträge auch der *spouses* von Fellows. Die Vielfalt der Optionen und der damit verbundenen Erwartungen, wöchentlich nicht selten bis zu drei Veranstaltungen, mag vielleicht eine subtile Ausschlusswirkung für solche Kollegen entfaltet haben, die solche Extras nur sehr unregelmäßig oder gar nicht wahrnehmen wollten und/oder nicht ständig auch am Wochenende in Berlin lebten (also eher für Deutsche?). Wie auch immer dem gewesen sei: Für mich war das alles wie ein Film, den man auskostet im Wissen, bald wieder in die graue Routine des Provinzalltags einzutauchen.



LOST AND FOUND IN THE  
GRUNEWALD WITH THE  
SPATIAL COGNITION GROUP  
SARA J. SHETTLEWORTH

---

I was born in 1943 in Portland, Maine, and graduated from Swarthmore College in 1965 as a major in Psychology with minors in Mathematics and English; M.A. in Psychology at the University of Pennsylvania; Ph.D. University of Toronto, 1970, where I have been ever since, currently as Professor of Psychology and Zoology. I (finally) became a Canadian citizen in 2003. My research concerns learning and cognition in animals. Since beginning my Ph.D. research, my goal throughout experimental studies with various small mammals and birds has been to connect the psychology of animal cognition with evolution and ecology. Thus one might say that behind it all is an interest in the evolution of mind. This integrative approach was developed in a book, *Cognition, Evolution, and Behavior*, published by Oxford University Press in 1998. I have published over 80 peer-reviewed journal articles and book chapters and co-edited two books. I am on the editorial boards of three journals in my field. I was a Guggenheim Fellow in 1981 and a Visiting Fellow at Magdalen College, Oxford, in 1997 and in 2003 was elected as a Fellow of the Society of Experimental Psychologists. In Toronto, I am a Senior Fellow of Massey College, a graduate college with similar ideals of cross-disciplinary communication as the Wissenschaftskolleg. – Address: Department of Psychology, University of Toronto, 100 St. George St., Toronto, Ontario M5S 3G3, Canada.

In the six months of Fellow Colloquia during my time at the Wissenschaftskolleg, I don't think there was one that omitted to begin with thanks to the wonderful staff of Wiko for making our lives here so easy and so rewarding. The people who encouraged and helped us to come to Wiko in the first place were rarely mentioned, but I want to begin this ac-

count of my stay with profound thanks to Permanent Fellow Rüdiger Wehner, without whom I would never have even heard of the Wissenschaftskolleg, let alone been persuaded to spend nearly six months here. It was he who first suggested I consider coming to Berlin and then encouraged Ken Cheng and me to gather an interdisciplinary Spatial Cognition Focus Group to be here together. And so Ken and I, Janellen Huttenlocher, and John Rieser found ourselves spending regular afternoons in Ken's and John's spacious office in the Villa Jaffé explaining our research to each other, having long discussions with a succession of visitors, all of whom were generously and unquestioningly supported by Wiko, and ultimately, to our own surprise, embarking on a joint writing project.

The Spatial Cognition Focus Group made sense because not only do all creatures need to find their ways around in the world, there is increasing communication about to how they do it across biology and psychology and among researchers working with creatures as diverse as human babies, adults, ants, pigeons, and rats. Janellen and John study humans of all ages, Ken now studies mainly ants and honeybees, but in the past he has also studied my primary subjects, birds, and small mammals. Our discussions throughout the winter gradually revealed that an important theme cutting across all our specific interests is how creatures integrate the diverse sources of information that support wayfinding. For example, in some of my experiments with rats, the animals can normally find their way using both their internal sense of direction (dead reckoning) and visual landmarks. In Janellen Huttenlocher's experiments with college students, remembering where to place a dot on a circle is coded as two memories: what imagined quadrant of the circle it was in, and where exactly within that quadrant. Are diverse sources of spatial information always combined to improve performance, and if so how? What determines the different patterns that are found across species and situations? Some of the psychophysical experiments that John Rieser drew to our attention provide quantitative models of information integration, and we spent some time discussing how they suggest general principles. Notwithstanding that in formulating our proposal for the Focus Group we had firmly resisted encouragement to commit to a tangible joint project, we have begun work on an article exploring these issues and will continue developing it by e-mail and when we meet at two upcoming conferences.

The spatial metaphor of setting out in one direction (or no direction) and finishing up somewhere else serves equally as well for all my other experiences here as for the work of the Focus Group. In my own work, I arrived hoping that, apart from whatever collaboration with the group might bring, I would have time to come to grips with whether and how I would revise or rewrite my now 5+ year-old book on animal cognition, *Cognition*,

*Evolution, and Behavior*, or start another one. Instead, it took much longer that I had planned to lay the groundwork, in terms of analyzing and writing up the results of the last two to three years of experimental work in my lab. Five substantial empirical papers co-authored with post docs and students were completed and guided into the editorial process and a sixth is nearly ready. There were of course many distractions, and it was wonderful to be free from teaching and administration to be so distracted. There were exciting opportunities to visit labs in Berlin, Leipzig, and Zurich. The spatial group's Leibniz discussions with Horst Bredekamp, Fellow Colloquia, and chance to meet with numerous visitors like Helga Nowotny's young "science in society" fellows and the participants in Jim Hunt's social insect symposium were among the many occasions to think about issues and ideas I would never have time or stimulus to consider at home. Preparing my Colloquium, in which I presented to my co-Fellows some issues in contemporary research on animal minds, provided the stimulus to reread some of Darwin and, thanks to Christof Rapp, become acquainted with some of what Aristotle had to say about animal minds. All of this provoked me to start thinking about some aspects of my own research in a new way, and a visit by former Fellow and philosopher of science Sandra Mitchell later in the year was opportunity to pursue these ideas a bit more.

While spending my working hours considering how ants, rats, honeybees, and other creatures find their way around, I was regularly confronted at other times with all sorts of navigational problems myself. There was the hilarious occasion when Janellen Huttenlocher and I set out to find a cup of tea in the Villa Jaffé's basement kitchen and found ourselves not only lost but with Janellen trapped behind a locked door. And of setting out a little too late for a memorable performance of *La Traviata* at the Deutsche Oper, emerging from the Bismarckstraße underground, and heading off in exactly the wrong direction, disorientation and the unhelpfulness of landmarks in symmetrical environments being one of the topics the spatial group had been discussing. And there is no better evidence of error in the human sense of direction than getting so carried away with the pleasure of biking in the Grunewald that what seems to be the path back to the S-Bahn station turns out to be a trail emerging from the forest 5 km down the road toward Potsdam.

Quite apart from all the care and attention to every detail that the staff of the Wissenschaftskolleg lavishes on Fellows, I cannot imagine a more ideal setting. To be located where a walk in the Grunewald and an evening at the opera are both equally possible (and frequently indulged in) is truly paradise. Fondly remembered too will be Stefan Litwin's musical evenings, exploring the streets, museums, and restaurants of Berlin, lunches and

Thursday dinners, the walk to the *Hauptgebäude*, the extended family in the Villa Walther (thanks especially to John, Huttenlochers, and Curnoe-Chengs), and waking up to the sound of the ducks quacking happily when the ice finally left the lake.



## A FAREWELL TO BERLIN QUENTIN SKINNER

---

Quentin Skinner was born in 1940 and educated at the University of Cambridge. He became a Fellow of Christ's College Cambridge in 1962, a post he has held ever since. A member of the Institute for Advanced Study at Princeton between 1974 and 1979, he then returned to Cambridge, where he was Professor of Political Science from 1979 to 1996 and is now Regius Professor of Modern History. He is a Fellow of several academic Academies, including the British Academy, the American Academy and the Academia Europaea, and has been the recipient of many honorary degrees. He is married to the philosopher Susan James, and they have two children, Olivia and Marcus. His scholarship is available in twenty languages, and his principal publications include *Machiavelli* (1981), *Reason and Rhetoric in the Philosophy of Hobbes* (1996), *Liberty Before Liberalism* (1998), and *Visions of Politics* (3 volumes, 2002). His best-known work is *The Foundations of Modern Political Thought* (2 volumes, 1978) which won the Wolfson Literary Prize and was recently named by the *Times Literary Supplement* as one of the hundred most influential books of the last fifty years. – Address: Faculty of History, University of Cambridge, West Road, CB3 9EF Cambridge, Great Britain.

I have found these few lines surprisingly hard to write. Nor have I found it much of a help to look at similar reports written by Fellows in previous years. They already seem to have exhausted all possible rhetorical strategies for capturing the attention of readers (including, of course, the strategy of explaining how surprisingly hard such pieces are to write). My difficulty stems, I feel sure, from the fact that my year proved to be such an extraordinarily full and memorable one. Unable as yet to recollect it in tranquillity, I can only offer a few

random reflections that flash upon me as I sit staring out of my office window for the n<sup>th</sup> but also the last time.

I arrived at the Kolleg with several clear expectations – perhaps three in particular – about how I would spend my time. One was that I would get away from the demands of University life and devote myself entirely to my research. Another was that I would significantly improve my understanding of German. Finally, I saw myself continuing to write the book about political liberty that I had announced as my project for the year.

None of these things happened. The invention of e-mail means, I now see, that no one can ever escape from their ordinary professional life. Few hours went by without my receiving a message that began: “Although I am sorry to disturb you while you are on leave ...” If this was my one major frustration, my one major disappointment was my failure to master the language of Goethe. I am disappointed only in myself, for the teaching I received in the intensive German course at the start of the year could scarcely have been bettered. Eva and Nadia were enthusiastic, imaginative and endlessly patient. But I am still speaking German only in broken half-sentences. This must be due in part to my native incapacity for languages, but a further reason is that my research went badly during my first two months at the Kolleg, and I became so preoccupied that I found it impossible to give proper attention to anything so shockingly complicated as German grammar.

My problem was that, as I soon came to see, the book I had hoped to write about the theory of freedom needed to be embedded in a much broader study, the principal focus of which needed to be an account of representative government and how this concept emerged. Not without grave misgivings, I eventually decided to hurl myself at this larger piece of work. Due to the perfect working conditions at the Kolleg, I managed by the end of the year to draft almost the whole of this more ambitious book. Even if it turns out to need a great deal of revision, I shall still count this year as one of the most productive of my academic life.

It would have been entirely my own fault if I had *not* managed to write under such ideal circumstances. But it was by no means entirely due to my own efforts that I *did* manage to write. The staff at the Kolleg is beyond praise, and they help the Fellows in a humbling number of unobtrusive as well as more obvious ways. Food, shelter, books and technical support are all provided in *de luxe* style, but I also encountered a seemingly limitless supply of much rarer commodities: kindness, courtesy, forbearance, resourcefulness.

What I expected from my year may have failed to happen, but a lot of unexpected and much more interesting things happened. I never imagined that I would make so many new



friends. But I met an exhilarating number of truly remarkable people with whom I shall do my very best to keep in touch. Nor did I expect to have much time to absorb new information or insights. But in fact I learned from my colleagues all the time. I loved the intense musical life of the Kolleg, and I was especially grateful to be taught so much by so many people about our contemporary world. I was constantly reminded that University teachers are very far from inhabiting the ivory tower in which, according to an ignorant cliché, their discussions allegedly take place.

As well as being an ideal place in which to work, the Kolleg seems to me ideally situated. Get on your bike and turn right at the end of Wallotstraße and you almost immediately find yourself in dense woodland. A sustaining place in which to walk and brood at the end of a day's work, and an astonishing resource to find within the city limits. Turn left instead, and you reach the bright lights no less quickly. The city at first struck me as a haunted place, and I never ceased to feel overwhelmed by its past. But at the same time I found it wonderfully glamorous and a great source of education in itself, architecturally and musically above all.

As I settled into my life in Germany, I was disconcerted to find how marginal England began to seem, and how spiritually far away. Observing my homeland from this vantage-point, I came to feel more strongly than ever that it is much too distant from continental Europe for its own good, and much too close to the United States. My year here has made me even more pro-European (as we say in Britain) than I was before. It has also made me totally pro-Berlin. Most of all, totally pro-Wissenschaftskolleg.



## INTIMATIONS OF IMMORTALITY RAMIE TARGOFF

---

Ramie Targoff was born in 1967 in New York City. She received her B.A. from Yale University in 1989 and her Ph.D. from the University of California, Berkeley, in 1996. From 1996–2001, she was Assistant Professor of English Literature at Yale University, and she is currently Associate Professor of English Literature at Brandeis University. She is the author of *Common Prayer: The Language of Public Devotion in Early Modern England* (2001) and many articles on Renaissance literature and religion. She is currently writing a monograph entitled *John Donne, Body and Soul*. – Address: Department of English, Brandeis University, MS 023, P.O. Box 9110, Waltham, MA 02454-9110, USA. E-mail: targoff@brandeis.edu.

When I first arrived this fall, I anticipated the year would be divided between pursuing my work at the Wissenschaftskolleg and reaping the benefits of Berlin. In many respects, this has been true and has created a type of double life: the weekdays spent in my Grunewald office and in the colloquium room, the evenings and weekends in museums and restaurants, at operas or concerts. Because my husband and I decided to live off-campus, in a flat on Ludwigkirchplatz in Wilmersdorf, this division between work and play was in some sense intensified and concentrated the experience of both.

This is all true: but in ways that I could never have anticipated, the two spheres of my life in Berlin have had a tremendous continuity. I have been writing a book on the seventeenth-century English poet, John Donne, who is generally regarded as the inventor of “metaphysical” poetry. My interests in Donne focus on his metaphysics of body and soul, and in particular, on his aversion to separating the two parts of himself. Having died a few

years before the publication of the *Discourse on Method*, Donne was one of the seventeenth-century's last pre-Cartesian resisters of dualism. As it turns out, although I was not officially a member of a working group, a number of my colleagues at the Kolleg have done work on subtly but strikingly related subjects, and the resonances have clearly made their mark in the pages of my own writing. My discussions with Christoph Horn about Aristotle and Plotinus; Susan James about Descartes; Robert Pippin about Kant and Hegel; Reinhart Meyer-Kalkus about Tesauro and Gracian; Christof Rapp about Aristotle and Aquinas; Beate Rössler about Heidegger; Nono Raz-Krakotzkin about early modern Jewish mysticism; and Quentin Skinner about Hobbes and seventeenth-century materialism have helped me simultaneously contextualize and particularize my project on Donne. In a seminar I organized for a small number of Fellows on Lucretius's *De Rerum Natura* that met every three or four weeks this spring, I learned a great deal about ancient atomism and natural philosophy and came to understand the classical underpinnings of Donne's occasional materialism. And from Stefan Wild's colloquium on Muslim paradise, I became aware just how peculiar Donne's imaginings of heaven really were. Despite his virtual obsession with being resurrected, Donne offers almost no description whatever of what might await him on the other side.

In addition to these serendipitous connections between my interests and those of my colleagues, I have also found the cultural institutions of Berlin to be uncannily cooperative. Among the many performances I have seen, two have lingered with me as especially significant. In January, I attended – not once, but twice, in five days no less – Monteverdi's *L'Orfeo* at the Staatsoper Unter den Linden. Nearly everything about this opera was thrilling for me, and hearing it on the same day that I gave my Tuesday colloquium on the subject of Donne's resurrection made me particularly sensitive to the rhymes, as it were, between these two formidable seventeenth-century artists. Monteverdi and Donne shared a powerful desire to represent the sheer beauty of being alive and of being in love; both heightened the beauty of such representations by shadowing it with death. Donne ends one of his lyrics with the lines: "They who one another keep / Alive, ne'er parted be." For Orfeo and Eurydice, these words have a chilling echo. Given the extraordinary second chance to retrieve his beloved from the underworld – and hence once again, in Donne's idiom, to keep her alive – Orfeo loses Eurydice forever with a single gesture of his body backwards. "Ohime", he moans again and again: "Ohime", a gorgeous trisyllabic sigh of loss and regret, somehow diminished in the two-syllable "Alas," or the monosyllabic "Weh" given to us by the translators. At the end of the opera, Orfeo submits to his father Apollo's assess-

ment that no earthly delight is lasting, and he agrees to pursue immortal life in the heavenly skies. But in the brilliantly conceived Staatsoper production, the opera does not end with Orfeo's ascension. Instead, we find Orfeo alone on the dark stage as his body parts are hurled from above and litter the ground around him. The curtain falls as he grasps longingly to retrieve the arms, legs, torso, and head that have been ripped from his body, a powerful reminder of the original myth in which Orfeo meets his death when Dionysian maenads tear him to pieces.

Orfeo's profound ambivalence in the face of immortal bliss is something Monteverdi himself might not have dared to represent, but Donne, in his own way, did. One of the features of Donne's writing that I have been most interested in understanding, and which this opera helped me to articulate, was the way it balances an overwhelming desire for the afterlife with an equally strong attachment to the flesh. When Donne expresses pity for the bodiless angels, or reassures himself and his congregation that even the smallest limbs of their bodies will be returned in identical form in heaven, these impulses, I now recognize, derive from the same set of feelings that Orfeo expressed at the *Unter den Linden* this winter.

In June I heard for the first time Janacek's *The Makropoulos Case*, and I once again was surprised to confront on stage questions so deeply related to Donne. Donne's longing for immortality pervades his writing, and his interest in preserving the mortal body for as long as possible manifests itself above all in his fascination with the German physician and alchemist Paracelsus, who maintained that all living creatures contained their own balsam or balm that would protect them from decay. As I learned at the Deutsche Oper, Elina Makropoulos was given such an elixir by her father, the court physician to Rudolf I, in 1601 – Donne himself turned 30 in that year – and lived well beyond average demographic expectations for the seventeenth century: she died a voluntary death in 1922 at the age of 337.

But what Elina says about her earthly immortality speaks both to Donne's concerns about prolonging his mortal life and, finally, to my own feelings about this year at the Wissenschaftskolleg. Life loses its meaning, Elina explains, when one lives too long; the value of each day depends entirely upon the finite number of days that each of us will have. Donne reconciles himself to this reality by relishing the prospect of eternal life in heaven, something that seems entirely outside the frame of Elina Makropoulos's more secular metaphysics. And although – or perhaps because – I have no reassurance that heavenly life will actually bear any resemblance to the exalted charms of the Wissenschaftskolleg, I will simply conclude by suggesting that the preciousness of our time here could withstand a slight extension – I would happily settle for another year.



WIE IMMER ZU WENIG ZEIT  
CHRISTO TODOROV

---

Geboren 1958 in Sofia. 1979–84 Studium der Philosophie an der St. Kliment-Ohridski-Universität Sofia, 1992 Promotion ebendort. 1984–86 Gymnasiallehrer für Philosophie in Sofia. 1986–95 Assistent für Geschichte der Philosophie an der St. Kliment-Ohridski-Universität, Sofia. 1995 Habilitation. Dozent für Geschichte der Philosophie an der St. Kliment-Ohridski-Universität, Sofia. Oktober 2003 Professor für Philosophiegeschichte an der Neuen Bulgarischen Universität Sofia. 1990–91 Studienaufenthalt an der Universität Tübingen. 1994 Forschungsaufenthalt an der Universität Saarbrücken. 1998–2000 Forschungsaufenthalt an der Universität Bochum. 2001–02 DAAD-Gastprofessor an der Universität Frankfurt (Oder). 2004 Andrew W. Mellon-Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin. – Adresse: Mladost 2, Bl. 214, App. 37, 1799 Sofia, Bulgarien.

Ich kam nach Berlin Anfang Januar 2004. Mir stand ein dreimonatiger Forschungsaufenthalt am Wissenschaftskolleg bevor. Meine Hauptaufgabe war es, mein Forschungsprojekt *Wilhelm Dilthey und die Anfänge des Positivismus in Deutschland* zu verwirklichen. Das Projekt ist Teil eines größeren Vorhabens. Schon seit einigen Jahren arbeite ich an einem Buch über das Verhältnis des Werkes des Philosophen Wilhelm Diltheys zum Historismus des 19. Jahrhunderts. Ich freute mich sehr auf die Möglichkeit, an einem der schwierigsten Kapitel meines Buches in Berlin arbeiten zu dürfen. Für diese Möglichkeit bin ich dem Rektor des Wissenschaftskollegs sehr dankbar.

Schon vor meiner Ankunft hatte ich ziemlich viel Positives über das Wissenschaftskolleg gehört und gelesen. Aus Berichten von ehemaligen Fellows war mir das Wissenschaftskolleg schon im Voraus als eine Institution bekannt, die einmalige Bedingungen für er-

folgreiche Forschungsarbeit und für produktiven Austausch mit Wissenschaftlern aus verschiedenen Fächern und Ländern bietet. Entsprechend waren auch meine Erwartungen ganz positiv. Ich erwartete in der Tat viel Gutes und Spannendes. Natürlich war es mir in erster Linie wichtig, dass ich in Berlin die Ruhe zur Konzentration auf meine Forschungsaufgabe und die Distanz zu meinem recht anstrengenden Alltag an meiner Universität zu Hause finde. Dann hoffte ich, dass ich gute Gesprächspartner unter den Fellows und vor allem unter meinen philosophischen Fachkollegen haben werde. Ich erwartete weiterhin, dass ich an interessanten wissenschaftlichen Veranstaltungen am Wissenschaftskolleg, aber auch an anderen Institutionen außerhalb des Kollegs teilnehmen werde. Ich freute mich auch sehr auf das Wiedersehen mit alten Freunden, die ich während meiner früheren Aufenthalte in Deutschland kennengelernt hatte. Auf meinem Reiseprogramm standen schon zu Beginn eine Menge Adressen in Ulm, Hannover, Marburg, Bochum, Frankfurt (Oder) und Berlin. Sehr bald wurde mir aber klar, dass ich eigentlich zu wenig Zeit habe, um alles zu verwirklichen, was ich mir vorgenommen hatte. Ich musste also meine Zeit sehr gut organisieren. Nun bin ich mir nicht ganz sicher, ob mir das ganz gelungen ist. Vieles habe ich getan aber einiges habe ich leider auch versäumt.

Meine konkrete Forschungsaufgabe konnte ich im Großen und Ganzen erfüllen. Aus meiner Arbeit in Berlin entstand ein umfangreiches Kapitel meines Buches, in dem der Bezug des jungen Dilthey zum sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Deutschland etablierenden Positivismus in der Historie, in der Völkerpsychologie und in den anderen Geisteswissenschaften im Mittelpunkt steht. Entscheidend dafür, dass ich am Ende einen Text abschließen und ihn ohne besondere zusätzliche Bearbeitung in mein Buch einbauen konnte, war die perfekte Versorgung mit Büchern. Dank der hervorragenden Arbeit der Bibliothek waren mir sehr schnell sowohl die ganz neuen Publikationen im Bereich der Dilthey- und der Historismusforschung als auch alte und relativ seltene Ausgaben zugänglich. Für die Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft der Bibliothekarinnen bin ich sehr dankbar.

Unter den Fellows nahm ich verständlicherweise zuerst Kontakt zu meinen Fachkollegen auf. Beate Rössler, Christoph Horn, Christof Rapp und Andrei Pleșu, den ich bereits von früher kannte, waren meine ersten Gesprächspartner. Sie, genauso wie Egon Flaig, den ich auch vor einigen Jahren kennen gelernt hatte, halfen mir zu Beginn, mich schnell in den Alltag des Kollegs einzuleben. Die zum Teil auch kontroversen Gespräche zu Fachthemen, die ich mit Christoph Horn und Christof Rapp führte, waren immer interessant und anregend. Etwas später lernte ich die beiden Juristen Helmuth Schulze-Fielitz

und Hans-Heinrich Trute etwas näher kennen. Ihnen bin ich für die Hilfe bei der Klärung von Fragen der gesellschaftlichen Bedeutung und der rechtlichen Regelung der Forschung sehr zu Dank verpflichtet. Viel lernte ich über die Methodik der Forschung in den Geisteswissenschaften und vor allem ihrer philologischen Aspekte aus den Gesprächen mit Rudolf Wagner und Stefan Wild. Ich bin sehr froh, dass ich Hermann van der Wee kennen lernte und Freundschaft mit ihm und seiner Frau schließen konnte. Unsere Fachgebiete liegen relativ weit auseinander und der Altersunterschied zwischen uns ist nicht unerheblich, doch habe ich von ihm enorm viel über die Geschichte Europas und über die ökonomischen und politischen Perspektiven eines geeinten Europas gelernt.

Die aktuelle deutsche Innenpolitik und insbesondere die zur Zeit meines Aufenthaltes in Deutschland laufenden öffentlichen Diskussionen über die Reformen des Sozialstaates und über das Projekt zur Gründung von so genannten „Eliteuniversitäten“, alles Fragen, die mich seit langer Zeit beschäftigen, waren die Themen meiner Gespräche mit Dieter Grimm, Ulrich Herbert und Wolf Lepenies. Ihnen bin ich für die umfangreichen Informationen und für die einleuchtenden Kommentare zu diversen innenpolitischen Themen sehr verbunden. Einen sehr guten intellektuellen Kontakt hatte ich auch zu Christine von Arnim und zu Reinhart Meyer-Kalkus. Die Gespräche mit Christine von Arnim über die Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit in der zeitgenössischen deutschen Erinnerungsliteratur haben meine Kenntnisse über die deutsche Zeitgeschichte und Erinnerungskultur erheblich bereichert. Die Gespräche mit Reinhart Meyer-Kalkus über die Epoche Friedrich des Großen und ihre Darstellung in der Geschichtsschreibung und in der Literatur fand ich sehr anregend und ich hatte immer den Wunsch, sie fortzusetzen. Selbstverständlich waren mir während meines Aufenthalts auch meine bulgarischen Kolleginnen, die Historikerinnen Rossitza Guentcheva und Daniela Koleva, ständige Gesprächspartner.

Ich besuchte alle Sitzungen des Dienstagskolloquiums, die im Zeitraum zwischen Anfang Januar und Ende März 2004 stattfanden. Ich fand alle Vorträge interessant und anregend. Am meisten war ich aber von den Diskussionen beeindruckt. Mir ist es auch heute noch nicht ganz klar, wie es überhaupt möglich ist, dass Menschen, die aus so unterschiedlichen Fächern und Ländern kommen und die so unterschiedliche wissenschaftliche und menschliche Erfahrungen mit sich bringen, so konzentriert, scharf und profiliert über so unterschiedliche Themen diskutieren können. Ich fand es schlichtweg faszinierend, wie schnell man die Logik fremder Forschungsfelder versteht, wie genau man die Probleme erkennt, die sich aus der jeweiligen Präsentation ergeben und wie man zu guten Lösungs-

vorschlägen kommt. Nun kommt meine große Unzufriedenheit mit mir selbst. Ich konnte mich nicht zur Präsentation meiner eigenen Forschung entschließen, einerseits, weil ich nicht ganz sicher war, ob ich es schaffe, in der knappen Zeit, die ich hatte, einen vernünftigen Vortrag vorzubereiten und andererseits, weil ich der Meinung war, dass mein Forschungsprojekt zu spezifisch ist und nur für wenige von Interesse sein könnte. Nun, ein paar Monate später, indem ich die Sache aus der Distanz betrachte, sehe ich es ganz anders. Ich hätte, trotz aller Unsicherheit, meine Forschung den Fellows am Wissenschaftskolleg präsentieren sollen. Ein so gutes Publikum werde ich vermutlich nur schwer wieder finden.

Neben den Dienstagskolloquien hatten auch die öffentlichen Abendvorträge und die Konzerte am Wissenschaftskolleg einen großen Reiz für mich. Ich besuchte sie allerdings nur unregelmäßig. Ich hatte andauernd das Gefühl, dass mir die Zeit davonläuft und ich es nicht schaffe, meine Hauptaufgabe zu erfüllen. In den ersten Wochen meines Aufenthalts nahm ich an drei Tagungen in Berlin außerhalb des Wissenschaftskollegs teil. Einladungen, die später kamen, lehnte ich allerdings ab – der Zeitdruck wurde zunehmend spürbar. Die sehr angenehme Atmosphäre der Metropole Berlin und die vielfältigen Kulturveranstaltungen konnte ich leider nur in einem sehr beschränkten Maße genießen. Mein ursprünglich recht ehrgeizig geplantes Kulturprogramm stellte ich zum großen Teil meiner Forschungsarbeit und der Pflege der zahlreichen persönlichen Kontakte zuliebe zurück.





## WISSENSCHAFT UND ÖFFENTLICHKEIT HANS-HEINRICH TRUTE

---

Hans-Heinrich Trute wurde 1952 in Bad Oldesloe geboren. Studium der Rechtswissenschaft, Soziologie und Philosophie in Kiel und Heidelberg. Von 1983–92 wissenschaftlicher Assistent in Heidelberg, dort und in dieser Zeit auch Promotion und Habilitation. Von 1992–2001 Professor für Öffentliches Recht, Verwaltungswissenschaften und Rechtsvergleichung an der Technischen Universität Dresden. Seit 2001 Professor für Öffentliches Recht, Medien- und Telekommunikationsrecht an der Universität Hamburg, zugleich Direktor des Centrums für Recht und Innovation an der Universität Hamburg. Die Forschungsinteressen liegen in der Entwicklung des Allgemeinen Verwaltungsrechts, dem Telekommunikations- und Medienrecht, dem Recht der Wissenschaft sowie der Verwaltungswissenschaft. Seit 1999 Sprecher des Ombudsmanns der DFG in Sachen Wissenschaftlichen Fehlverhaltens. – Adresse: Fachbereich Rechtswissenschaft, Universität Hamburg, Edmund-Siemers-Allee 1, 20146 Hamburg.

Das Themenfeld meiner Arbeitsgruppe im Wiko, Wissenschaft und Öffentlichkeit, legt auf den ersten Blick nicht unbedingt nahe, das neben Sozialwissenschaftlern und Historikern Rechtswissenschaftler viel beizutragen hätten, selbst dann nicht, wenn diese in ihrer Disziplin eher als interdisziplinär orientiert wahrgenommen werden. Eine der häufigsten Fragen der Ko-Fellows zu Beginn meiner Zeit am Wiko war denn auch: *What do lawyers do in a project like this?* Sieht man einmal von der Irritation der Fremdbezeichnung *lawyer* ab, so kam in den Gesprächen neben dem Vorverständnis von dem, was Juristen so machen, auch für mich eine Irritation zum Ausdruck: Was kann man als Rechtswissenschaftler zum Verhältnis von Wissenschaft und Öffentlichkeit sagen? Wissenschaft wie Öffent-

lichkeit sind aus unterschiedlichen Gründen Gegenstandsfelder, die für Juristen nicht eben leicht zu behandeln sind. Ersteres war mir seit langem vertraut, auch die Zurückhaltung von Wissenschaft gegenüber dem Recht. Letzteres ist als Medium und Forum zwar Gegenstand rechtlicher Garantien, aber worin bestehen spezifisch rechtswissenschaftliche Zugänge zu dem Problemfeld des vielfach als krisenhaft wahrgenommenen Verhältnisses von Wissenschaft und Öffentlichkeit? Gewiss, ortet man die Konflikte um Wissenschaft im Medium der Öffentlichkeit im Referenzrahmen des Rechts, dann kommen die auch für Rechtswissenschaftler vertrauten Verfahren und ihr Konfliktlösungspotential in den Blick. Wie werden durch Recht Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit verkoppelt, welche institutionellen Arrangements sind sinnvoll usw. Das war freilich zunächst nichts grundsätzlich Neues, immerhin aber Gelegenheit, eingeschliffene Sichtweisen auf den interdisziplinären Prüfstand zu stellen. Meine Vorstellung war denn auch eher, implizite Bilder der Wissenschaft im Recht zu dechiffrieren und diese mit den sozialwissenschaftlichen Erkenntnissen zur Wissenschaft zu konfrontieren und weiterzuentwickeln, um damit den institutionellen Arrangements auf die Schliche zu kommen, die für das Spannungsverhältnis von Wissenschaft und Öffentlichkeit relevant sind. Zwei parallele Einsichten in dem von mir exemplarisch herangezogenen Feld der Risikoentscheidungen haben freilich meine Irritation eher vertieft als aufgelöst. Nach einem langen Durchgang durch die Wissenschaftsforschung machte sich bei mir eine gewisse Ernüchterung breit. Nicht nur die Heterogenität der Beschreibungen, sondern auch das institutionelle Defizit der oft weniger theoretisch als auf Fallbeschreibungen experimenteller Arrangements ausgerichteten Analysen ließen mich zunehmend ratlos und mit dem Gefühl, dass ich insoweit nicht viel Neues über das hinaus würde lernen können, was Juristen aus dem *tacit knowledge* ihrer Verfahrenserfahrungen nicht ohnehin wüssten. Die eher theoretisch ansetzenden Beiträge offenbarten nicht selten ein ungeklärtes Spannungsverhältnis von Deskription und Präskription. Die parallele Erfahrung im Recht war die, dass das Recht nicht eigentlich Bilder von Wissenschaft verwendet, allenfalls in einem sehr vermittelten Sinne. Die im anglo-amerikanischen Rechtskreis in diesem Zusammenhang immer wieder subtil analysierten Entscheidungen, etwa des amerikanischen Supreme Courts, die tief in wissenschaftstheoretische Fragen hineingehen, finden in der deutschen und europäischen Rechtsprechung kein vergleichbares Pendant. An der Risikodebatte wurde allerdings sichtbar, nach meiner erneuten Lektüre längst selbstverständlich gewordener Texte und Entscheidungen, was ich als Renormativierung bezeichne: Eine Betonung normativer Kriterien gegenüber einer in der Wissenschaftsforschung immer wieder beklagten Auslieferung

der Entscheidung an die Wissenschaft. Damit ist eine gewisse Abspannung der in der Wissenschaftsforschung so oft kritisch behandelten Politisierung der Wissenschaft und Verwissenschaftlichung von Politik und Recht verbunden. Vor diesem Hintergrund habe ich meinen Vortrag über die Demokratisierung wissenschaftlicher Expertise entworfen, durchaus auch als implizite Kritik einer Reihe von Annahmen der Wissenschaftsforschung und in dem Bewusstsein, dass die institutionelle Dimension von Sozialwissenschaftlern zwar immer betont wird, dass aber selten genaue Vorstellungen von dem bestehen, was es heißt, dass Recht ins Spiel kommt und vor allem ohne genaue Rekonstruktion des Rechts. Die Diskussionen in den Arbeitsgruppen haben freilich viel zur Klärung beigetragen. Das findet seinen Niederschlag nicht zuletzt in einer gemeinsamen Publikation.

Gleichwohl hat mich das Verhältnis von normativer und sozialwissenschaftlicher Beschreibung/Konstruktion des Gegenstandsbereichs nicht losgelassen, die ursprüngliche Irritation wirkte fort und hinterließ ein auch schon früher bemerktes Unbehagen. Wie verhalten sich normative und sozialwissenschaftliche Konstruktionen des Gegenstandsbereichs zueinander? Die Betonung der *artificial reason of law*, wie sie der These von der Renormativierung zu Grunde liegt, beantwortet nicht zureichend die Frage, wie Recht sich auf die Beschreibungen seines Gegenstandsbereiches bezieht, welche theoretischen und methodischen Instrumentarien an dieser Schnittstelle zur Verfügung stehen. Ich beschloss daher im Frühjahr, meine Irritation produktiv zu wenden und eine Monographie zu schreiben: Die Wissenschaftsfreiheitsgarantie – ein Grundrecht auf der Suche nach seinem Gegenstand. Sie soll diese Fragen sowohl theoretischer wie methodischer Art beantworten und dabei exemplarisch die beobachtbaren Veränderungen auf ihre normativen Konsequenzen hin abtasten. Die ersten Teile sind geschafft, wie immer weniger als erhofft; das Weitere bleibt der Nach-Wiko-Zeit vorbehalten. Ob die sich ankündigenden Alltagsanforderungen der Nach-Wiko-Zeit den Raum, die Zeit und die Kraft lassen, ist eine bange Frage, die nur von der Rückseite her beleuchtet, in welch fruchtbarem Ambiente ich das Privileg hatte, mich grundsätzlicheren Fragen zuzuwenden.

An die interdisziplinäre Anfangszeit hat sich also in gewisser Weise eine disziplinäre Rückwendung angeschlossen. Dank der anregenden Diskussionen im Wiko und der Arbeitsgruppe besteht freilich die begründete Hoffnung, dass dies nur eine Übergangsphase hin zu einer abstrakteren Form des Aufeinanderbeziehens von Rechts- und Sozialwissenschaften ist.



## WHERE CAN I LAY MY EGG? JACQUES WAARDENBURG

---

Born in Haarlem, Netherlands, in 1930. Studied theology and the science of religions at the University of Amsterdam, concentrating on Islam (1948–54) and Arabic (Leiden, 1954–55). Research in Paris (1956–59) and the Near East (UNESCO fellowship, 1959–60). Doctoral dissertation on Orientalists' image formation of Islam (Amsterdam 1961). Research on development assistance and on universities in the Arab world. Researcher at the Institute of Islamic Studies, McGill University, Montreal (1962–63). Teaching Arabic and Islamic History at UCLA (1964–68), Islam and Phenomenology of Religion at Utrecht (1968–87), Science of Religions at Lausanne (1987–95). Relevant publications: *L'Islam dans le miroir de l'Occident* (1961, 3<sup>rd</sup> ed. 1970). *Classical Approaches to the Study of Religions* (2 vols., 1973–74). *Islam et Occident face à face: regards de l'Histoire des Religions* (1998). *Islam: Historical, Social, and Political Perspectives* (2002). *Muslims and Others: Relations in Context* (2003). – Address: Avenue de Cour 155, 1007 Lausanne, Switzerland.

These lines cannot but be a song of praise for the *Wissenschaftskolleg* in Berlin. I had been a Fellow here in 2000–01 and, besides my research project properly speaking, that year had motivated me to revise and publish a couple of essays I had written earlier on Islam and on Muslim views of the outside world, in particular the West. As we say in Dutch, “*ik kon mijn ei leggen*”: I was able to lay my egg. In fact one egg/book was the result of that stay, and a second egg/book appeared in 2003.

The theme of my three-month Wiko project in 2004 was “Islamic Studies and the Scholarly Study of Religions”. I conducted research on existing interaction between the two

fields and a possible increase of cooperation between them on an academic level. Now I had to produce an egg.

It turns out that on the one hand, until very recently relatively few scholars trained in the scholarly study of religions specialized in Islam. Conversely, relatively few scholars in Islamic Studies with a supplementary training in the Study of Religions carried out research on the religious aspects of Islam. In fact, nearly all scholars interested in research on the religious dimension of present-day Muslim cultures had theological presuppositions. They worked out their own evaluative ideas about Islam rather than being interested primarily – for the sake of knowledge – in what Muslims themselves have to say about the subject. And Muslim scholars are hesitant about giving scholarly accounts of present-day Muslim discourses about Islam. Yet during the last few years, an increasing number of Muslim researchers have started to participate in research projects of sociology, anthropology, and the history of religions that focus on Muslim groups and societies.

My hypothesis, on a theoretical level, is that more cooperation between Islamic Studies and the scholarly study of religions should be possible, specifically in the study of religious meanings. Research in this area is the most direct link between the two fields. My starting point is that Muslim references to Islam function to a large extent to provide various kinds of meaning. Such references have mostly been studied either in disciplines that do not focus on religious expressions or from a particular Muslim, Christian, or Western perspective on religion. What such references to Islam mean to Muslims remains an open question.

An adequate study of specific meanings of particular data in Islam requires factual research on texts, historical data, social scientific materials, as well as concrete literary, artistic, and religious expressions, as is done in Islamic Studies. Complementing this, the scholarly study of religions can identify and study certain meaning patterns in Islamic materials. It can also elucidate various Muslim interpretations of these materials and the meanings particular groups and persons assigned to them in specific situations.

I want to stress that the proposed cooperation between the two fields of scholarship does not imply the development of a general theory of meaning applicable to Islam or other religious systems. The approach is empirical and interpretative, intent on laying bare the meanings that specific Islamic data have had or have for particular persons and groups in particular contexts. The only really important theoretical task is to develop a device that

provides maximum access to the ways Muslim persons and groups have interpreted and constructed their Islam and derived meanings from it.

From this perspective, chapters of the book/parts of the egg deal with subjects like the scholarly study of meanings (in religions), specific issues in Islamic Studies (e. g., pre-suppositions, cooperation with Muslim scholars), specific issues in the scholarly Study of Religions (e. g., method and theory, subjective meanings), and the broader context of the scholarly study of religious aspects of Islam.

The result is a book that deals, in the end, less with Islam itself than with questions of how to study and interpret it. It contains a design of Islamic Studies as I have practiced it until now. Here it is presented as a methodological formula.

The project, although of a scholarly nature, is not without cultural interest. During the last thirty years, research on contemporary Islam has focused increasingly on the political use of Islam and on its political aspects. The War on Terrorism has established this political view of Islam that has been translated in ideological readings and has led to dualist constructions of Islam and the West.

Islamic Studies at the present time need to focus on the manifold interpretations Muslims have given of their Islam in a variety of contexts during the last half century. Instead of considering Islam as an entity in itself – and still less as a more or less closed ideological system authoritatively imposed on Muslim subjects – I see Muslims as actors in their own way, people who are living and constructing their Islam before our eyes, mostly in turbulent or oppressive contexts, whether in Muslim societies or elsewhere.

On a cultural level, one of the factors involved in current fears of Islam is a certain ignorance or neglect, at least in Europe, of the resources Muslims find in Islam for human faith and ethics. Is there perhaps a certain blindness in the West toward the moral aspects of Islamic religion? Is there a certain tendency to maintain conceptualizations of Islam that are largely outdated? Is there a certain taboo against an enlightened approach that recognizes human constructions not only in Islam, but also in other religions?

On a scholarly level, the study of meanings in Islam may also reveal something of the deeper motivations and intentions at work in present-day Muslim commitment to Islam, beyond the immediate political concerns.

When I arrived at Wiko at the beginning of May 2004, it was like going into retreat. I seized on the opportunity generously offered, concentrating more or less obsessively on my texts. Nowhere else could such a pace of work and life have been possible. The intellectual environment was favorable and I had many stimulating encounters. Slowly the egg/manu-

script took shape. That Wiko – staff and Fellows – showed patience and encouragement to such a crazy guest to work and live here in peace has saved the book – and probably my mind. I was able to lay my egg at Wiko in Berlin – but is there a chicken in it?



A REPORT FROM THE CULTURAL  
INTERSTICE  
RUDOLPH WAGNER

---

Born in 1941 in Wiesbaden. Professor of Sinology, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg. Publications: *The Craft of a Chinese Commentator: Wang Bi on the Laozi* (2000). “The Early Chinese Newspapers and the Chinese Public Sphere.” *European Journal of East Asian Studies* 1 (2001). *Language, Ontology, and Political Philosophy in China: Wang Bi’s Scholarly Exploration of the Dark* (2003). – Address: Sinologisches Seminar, Universität Heidelberg, Akademiestraße 4–8, 69117 Heidelberg.

Sinologists are people who can legitimately be questioned about the motives that might have prompted them to plough such a strange field. In my case the answer is simple. It was the easy alternative. Torn between the option of trying to resuscitate a crumbling family foundry in the backwoods, the daydream of spending a few years in a Japanese Zen monastery, and the fear of getting bored in fields such as Greek literature with a small body of works and generations of bright minds who had worked on them, Sinology was the natural thing to do. I would learn to read the Zen Buddhist texts in the original, suffer from an overdose of texts and a dearth of top scholarship, and the whole enterprise would keep me busy enough for years to come to keep me off the foundry and help me unlearn whatever relevant skills I might have had in this domain.

After a detour to student politics in 1968, the birth of two daughters in 1972 and 1975, a belated decision to buy a Walkman and supplement my Classical Chinese with modern Mandarin, and years of blissful pure research at the US universities Harvard, Cornell, and Berkeley (1969–71, 1980–87), life landed me in Heidelberg, where I was happily joined by Catherine Yeh. For the next years I made some major efforts to develop what was a small



teaching collection into a center for Chinese Studies able to sustain advanced research and to finance this enterprise, very generously helped in this by a Leibniz Award from the DFG and an institutional development grant from the Krupp Foundation.

One of the pleasures that attracted me to, and kept me in, Chinese Studies is the option to develop new interests. After having worked longer years on the third-century commentator-philosopher Wang Bi than this young man had even lived (23 summers), and having supplemented my classical focus with studies on the role of religion in the historical action of the Taiping Christian millennial movement in the nineteenth century and the relationship between literature and politics in the PRC in the latter half of the twentieth century, I took up a youthful dream coming out of my reading Habermas' study on the rise of the public sphere in 1963 and started work on the early Chinese-language newspapers in 1990. Such papers developed in the latter third of the nineteenth century and mostly came out of the International Settlement in Shanghai. These commercial papers, which were not under the control of the Peking Court, changed the entire dynamics of public discourse in China, opened up avenues for educated members of society without official positions to take part in policy debate, and allowed for the first time public ventilation of opinions on many subjects that would define China's stance toward the international challenge and that of "modernity". A research group soon formed, and while its young members raced ahead with their studies, three of which have already been published in impressive volumes, I limped behind with my efforts to finish my research on an Englishman named Ernest Major, the founder of the *Shenbao*, the most important of these newspapers.

While one might claim that Major's impact in China certainly bests that of Matteo Ricci or any other foreigner coming to Imperial China, he has not even been honored with a single dictionary entry. He had disappeared into the practice of his labors and into the linguistic interstice between English and Chinese, where scholars of "imperialism" would not work on him because all the publications by his companies are in Chinese, and Chinese would not work on him because he was not a *bona fide* Chinese.

The invitation to join the Institute for Advanced Study in Berlin came at a very propitious moment. It allowed me to focus on this research and to attack one of the main obstacles in my way. Major was an eminently practical man, running, besides his newspaper, the most important new-technology Chinese-language publishing house, starting an illustrated paper, spreading reproduction of Chinese art with lithograph prints, and doing import substitution by producing matches directly in Shanghai. But he took no interest in his own posthumous life (which he could have done by writing his memoirs or simply putting

a rubber string around his papers and sending them to the local library for safekeeping). The problem thus was to enrich the most miserably meager data on his family, upbringing, thinking, and acting so as to extract an underlying driving force and agenda in a man who looked like the direct antipode of the overdrawn caricatures of the much-maligned imperialists.

The sojourn in Berlin with the admirable staff of the Institute allowed me to go for this data enrichment in a grand style. I read profusely on anything from “practical enlightenment” attitudes among new merchant groups in the British Isles since the eighteenth century to the strange interior decoration of “gentlemanly capitalism”, from school records of the Clapham district where Major grew up to Scottish Enlightenment writers who might have had something to say to this young man. On the side, I went through the scattered sources that provide information on the Chinese readers of his paper and their role during the tumultuous last decades of the Chinese Imperial state. While I blush at not to having lived up to the challenge of some of the other Fellows who actually got their manuscripts done before leaving Berlin, I managed at least to sketch the basic grit of the argument into which my previous research could be integrated in what seemed to me a surprisingly convincing way.

I will not even mention the rich discussions, the museum and theater visits, and unending delight of Stefan Litwin’s musical interludes.

It was a good fellowship, and I am deeply grateful for this year.



SCIENTIFIC RESEARCH, ACADEMIC  
SOCIABILITY AND CULTURAL  
ENJOYMENT – ALL AT ONCE  
HERMAN VAN DER WEE

---

Herman Baron Van der Wee is Professor emeritus of Social and Economic History at Leuven University (Belgium). He completed Dr. jur. and Dr. Hist.Sc. degrees at Leuven University, also studying at the Sorbonne and at the Ecole des Sciences Sociales in Paris, at London University and at the London School of Economics. He published on the economy of the Ancien Régime (*The Growth of the Antwerp Market and the European Economy: Fourteenth-Sixteenth Centuries. The Low Countries in the Early Modern World*), on contemporary economic history (*Prosperity and Upheaval: the World Economy, 1945–1990*), on central banking history (*La Banque Nationale de Belgique et l'histoire monétaire entre les deux guerres mondiales*), on financial history (*A History of European Banking; The General Bank, 1822–1998: a Continuing Challenge. The Power of Co-operative Solidarity, CERA, 1892–1998*). He was a research fellow at several institutes for advanced study and lectured at universities in Europe, North- and South America and Asia. He is Honorary President of the International Economic History Association, and a member of the Royal Academy of Belgium, a founding member of the Academia Europaea, a foreign member of the British Academy, of the Netherlands Royal Academy of Sciences and of the American Academy of Arts and Sciences. He has been honoured with several scientific prizes and other distinctions. – Address: Center for Economic Studies, Leuven University, Naamsestraat 69, 3000 Leuven, Belgium.

When in early January 2004 I together with my wife arrived at the Wissenschaftskolleg zu Berlin as a guest of the Rector for the coming winter trimester, we were overwhelmed by the warm welcome and efficient installation that the Rector and the whole staff offered us. It was a pleasant but also most fruitful experience. The integration into the community of

Fellows, already at Berlin since the fall 2003, was not obvious: the full Fellows, indeed, had already forged their own specific team spirit and their own specific cluster of sociability and friendship, which at my arrival made us feel like some kind of intruders. The supply of an excellent infrastructure, however, and – not less important – the colloquia each Tuesday, the colloquia and the evening candlelight dinners on Thursdays, all perfectly organised by the staff, were very instrumental in our being accepted easily by the existing community of Fellows. Last but not least, this quick and efficient installation was an incentive for me to start my own research immediately and to let it benefit from the unique scientific environment of the Kolleg.

The task I had set for my stay at the institute (and for the following trimester at the Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung) was to finish a book, in co-authorship with my wife, on monetary and financial collaboration in Belgium during the Second World War. During the years 1998–2002, we did research in several Belgian archives and also in archives at London, Paris, The Hague, Washington D.C., Freiburg im Breisgau (German military archives) and in the archives of the Deutsche Bank at Frankfurt am Main, where photocopies of the archives of the Reichsbank (now preserved in Moscow) are available. During the year 2003 we started writing and finished fifteen chapters, but ten chapters still remained to be written. Our original purpose was to finish the manuscript during our stay at Berlin. We nearly did, writing eight chapters. The two last chapters were completed in July–August 2004.

Research and writing were done at the invitation of the National Bank of Belgium, the central bank of the country. The war history of the National Bank was never written, for the topic was considered for a long time a touchy one. When the Belgian government in exile in London during the war returned to Belgium after liberation, the National Bank and her satellite, the Bank of Issue – both active in Brussels during the war – were accused of monetary and financial collaboration. An Investigation Commission and the General Attorney cleared both institutions of any wrongdoing, but in public opinion, doubts about them never disappeared entirely. The current Board of Directors of the National Bank, therefore, wanted to settle the question for good through a scientific investigation, followed by the publication of its results.

The war history of the two Belgian central banking institutions is worth investigating not only because of the collaboration issue, but also because of the specific structure of the Belgian monetary system during the occupation period and, finally, because of the broad international context within which both institutions were active at that time. In antcipa-

tion of the expected German aggression, the National Bank had transferred its large gold reserves to the central banks in London and Paris and to the Federal Reserve Bank in New York. The repatriation – by order of the Vichy government – of the Belgian gold deposit at the Banque de France, from Dakar to Marseilles and from there to Berlin, where it was confiscated, led the National Bank to take the Banque de France to court in New York in view of a restitution of the gold. In Belgium itself, the National Bank had to face the demands of the German *Militärverwaltung*, which to a large extent wanted to take into account the interests of the country, but which to a great degree was forced to disregard them under the pressure of the Nazi government. Berlin indeed threatened to replace the *Militärverwaltung* by a Nazi *Zivilverwaltung*, if the government hunger for money and goods was not satisfied by measures taken by the *Militärverwaltung*.

Other international aspects of the Bank's activity during the war and during the immediate post-war period were more closely connected with the London branch of the Bank. Although the Belgians were allies of the British, the Bank wanted to protect its gold deposits in London against the British demand of selling it, when Great Britain was running out of its own gold reserves at the end of 1940. The Bank under pressure of the Belgian government in exile, finally agreed to lend the gold for the duration of the war. The Bank also had to defend Belgian monetary interests when the American and British governments discussed the exchange rates for the payment of the Allied armies at the moment of the liberation of the country, and again, when they discussed the integration of Belgium into the new international monetary order, which would be finalised at the Bretton Woods Conference in July 1944.

Finally, the London branch of the Bank guided and helped the Belgian government in exile there when it was preparing the post-war monetary reform in Belgium. The Bank had to arbitrate between two policies: an orthodox one and a Keynesian one. The first opinion prevailed. Was the decision the right one? Our book tries to evaluate the decision and its outcome, taking into account the short- and long-run effects of the reform. The book also attempts to assess the charge that the activity of the Bank at Brussels during the war constituted collaboration: a charge made by the Belgian government in exile after its return to Belgium.

The opportunity to take advantage of the unique scientific and social environment at the Kolleg was a crucial factor in our ability to finish most of the manuscript during our stay at Berlin. One regret: the constraints of finishing the manuscript prevented us from having frequent in-depth discussions with the Fellows. Such discussions, no doubt, would have

enriched the scope of the book and would have helped us better understand the German context of the war period.

The same regret applies to our contacts with German scholars, specialised in my own discipline and teaching or doing research on German economic history at institutions in Berlin and its surroundings. Of course, I was invited to give lectures and seminars and to participate as a panel member in colloquia at the Humboldt University and at the Free University in Berlin, at the University of Greifswald and at the Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung: the discussions and contacts at these encounters, were, as was the case at the Kolleg, very fertile, not only from a scientific point of view, but also at the human level; but the constraints of the book impeded a more in-depth fertilisation.

I have been working successfully at several institutes for advanced study in the world, but, to be honest, my wife and I will always remember the Wissenschaftskolleg zu Berlin (and I would like to add the Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung) as places of a special scientific and social flavour and of outstanding excellence.



REFUGIUM FÜR EINEN FAHRENDEN  
GESELLEN  
JÖRG WIDMANN

---

Professor für Klarinette, Staatliche Hochschule für Musik Freiburg. Geboren 1973 in München. Klarinettenstudium an der Hochschule für Musik in München und an der Juilliard School of Music in New York sowie Kompositionsstudium an der Hochschule für Musik in Karlsruhe. Als Solist und Kammermusiker rege Konzerttätigkeit mit Orchestern wie dem Bayerischen Symphonieorchester und dem Royal Philharmonic Orchestra und Musikern wie András Schiff, Heinz Holliger, Natalia Gutmann u. a. 2004 Composer in Residence beim Deutschen Symphonieorchester Berlin und bei den Salzburger Festspielen. CD-Aufnahmen: Jörg Widmann. Portrait-CD. Edition zeitgenössische Musik, Deutscher Musikrat/wergo (Fünf Bruchstücke für Klarinette und Klavier; Étude III für Violine solo; Freie Stücke für Ensemble; Fieberphantasie für Sextett); Donaueschinger Musiktage 2001; col logno (Implosion für Orchester); Beethoven, Brahms, Widmann: Klarinetten-trios; berlin classics. Alle Partituren sind verlegt bei Schott Musik International, Mainz. – Adresse: Marienstraße 5, 79098 Freiburg.

Wir Musiker sind fahrende Gesellen. Die Konzerte führen uns an alle möglichen und unmöglichen zentrale und vor allem entlegene Orte. Bleiben, Verweilen gibt es kaum. Deshalb kam ich wie ein Pilger in das Refugium des Wissenschaftskollegs. Von meinen Komponistenkollegen Rihm, Lachenmann und Kurtág hatte ich einiges über diesen sagenumwobenen Ort gehört.

Es war wunderbar – zum Arbeiten kam ich indes wenig. Bald stellte sich heraus, dass die Diskussionen und Gespräche mit den Kollegen aus den unterschiedlichsten Bereichen so anregend, spannend und vor allem umfangreich waren, dass an eine durchgehende Ar-

beit gar nicht zu denken war. Außerdem faszinierte mich das kulturelle Angebot Berlins. Noch nie zuvor hatte ich so oft als Zuschauer einen Konzertsaal betreten wie während der Wiko-Zeit. Mir unvergesslich: Nagano und das Deutsche Symphonie-Orchester Berlin mit Mahlers Achter, Boulez' Dirigat eines Bartók-Programms mit den Berliner Philharmonikern, Inbal und das Berliner Sinfonie-Orchester mit meiner Lieblings-Symphonie, Mahlers Sechster. Und, und, und ...

Parallel zu zwei Konzerten mit meiner Musik am Wiko war ich *composer in residence* beim Deutschen Symphonie-Orchester Berlin. Kent Nagano dirigierte zum Jubiläum des Orchesters großartig mein neues Stück „Chor“ für Orchester in der Philharmonie. Mit Peter Rundel und dem Orchester spielte ich Rihms „Musik für Klarinette und Orchester“, das Deutsche Symphonie-Orchester Berlin spielte zum Abschluss der *residency* „Implosion“ und „Freie Stücke“. Dazwischen Kammerkonzerte im Reichstag.

Pierre Boulez' Stück „Dialogue de l'ombre double“ hatte mich als Kind zur Neuen Musik gebracht. Endlich – am Wiko – konnte ich meinen alten Traum verwirklichen, dieses hochkomplexe Stück für Klarinette und Live-Elektronik einzustudieren. Vielleicht werden wir es eines Tages am Wiko aufführen.

Die Vorträge der Fellows waren – naturgemäß – unterschiedlich, einige jedoch wirklich brillant: „Nonos“ Ausführungen zur jiddischen und arabischen Kultur waren so geistreich, dass sich kaum jemand seinem Kenntnisreichtum und dem Charme seiner Bonmots entziehen konnte. Nono war Nono, ohne Nono zu sein, heißt eigentlich Amnon Raz-Krakotzkin und lehrt in Beer Sheba in Israel. Unter den anwesenden Philosophen gab es auch Hegel, der aber nicht Hegel war, obwohl alle dachten, er sei Hegel. Allerspätestens im Gespräch mit Quentin Skinner, dem Historiker aus Cambridge, wusste man, dass man gar nichts weiß: wie er eigentlich über jedes Thema sprechen konnte und dabei Erhellendes zu sagen hatte, frappierte mich jedes Mal aufs Neue. Nur im Bereich der Insektenforschung habe ich nach meinem Aufenthalt noch gravierende Defizite. Auf musikalischem Gebiet war der Vortrag Walter Levins über Beethovens „Große Fuge“ herausragend; er hat tatsächlich eine intensive Beschäftigung mit Beethovens Spätwerk bei mir ausgelöst. Darüber hinaus gibt es am Wiko einen der kenntnisreichsten Menschen auf dem Gebiet der Musik, die ich kenne: Reinhart Meyer-Kalkus.

Zwei, drei wirkliche Freundschaften sind entstanden; ein Ende der Gespräche und Diskussionen ist nicht abzusehen. Ich komme wieder. Nächstes Jahr. Dann länger.





## KORAN UND KANON STEFAN WILD

---

Geboren 1937 in Leipzig, 1961 Promotion und 1968 Habilitation im Fach Semitistik an der Universität München, 1962 Referent am Orient-Institut der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft in Beirut/Libanon, 1963–68 Assistent am Orientalischen Seminar der Universität Heidelberg, 1968–73 Direktor des Orient-Instituts der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, 1974–77 ao. Professor an der Universität Amsterdam (GU) für Semitische Sprachen und Islam, seit 1977 Professor für Semitische Sprachen und Islamwissenschaft an der Universität Bonn, seit April 2002 Professor Emeritus daselbst. Publikationen: Bücher und Aufsätze zur altarabischen Philologie, semitischen Ortsnamenkunde, modernen arabischen Literatur und islamisch-arabischen Geistesgeschichte. 1970–81 Mitherausgeber der Serie *Bibliotheca Islamica*, 1981–2002 Hauptherausgeber, seitdem Mitherausgeber der Zeitschrift *Die Welt des Islams: International Journal for the Study of Modern Islam* (Leiden). Letzte Buchpublikationen: *The Qur'ân as Text* (Hrsg., 1996). *Mensch, Prophet und Gott im Koran: muslimische Exegeten des 20. Jahrhunderts und das Menschenbild der Moderne* (2001). – Adresse: Orientalisches Seminar der Universität Bonn, Regina-Pacis-Weg 7, 53113 Bonn.

Kann man behaupten, der Koran habe in der europäischen Forschungslandschaft endlich seine Bedeutung als zentraler Text der zweitgrößten monotheistischen Weltreligion gewonnen? Es gibt Gründe, das zu bezweifeln. Mit meinem Projekt „Die Selbstreferentialität des Koran“ wollte ich einen bisher in Ost und West vernachlässigten Aspekt des Koran untersuchen. Mit „Selbstreferentialität“ ist gemeint, dass der Koran-Text sich intensiv und konstant mit seiner eigenen Textualität befasst. Wie verhalten sich klare und unklare Passagen im Koran zueinander? Ist der Koran Dichtung? Welche Rolle spielt es, dass der Ko-

ran in arabischer Sprache offenbart wurde? Wurde der Koran „in einem Stück“ offenbart oder über einen längeren Zeitraum hinweg? Derartige Fragen stellt und beantwortet der koranische Text. Während auch Bibel und Neues Testament solche selbstreferentielle Aussagen kennen, kann man den Koran als das selbstreferentiellste heilige Buch der Weltreligionen bezeichnen.

Zu meiner großen Freude hatte ich unter meinen Mit-Fellows zwei besonders kundige und – mindestens zu Beginn – ein wenig skeptische Gesprächspartner: Mohammed Mojtabeh Schabestari (Teheran) und Nasr Hamid Abu-Zayd (Leiden/Kairo). Beide hatten mir die gewachsene Vertrautheit mit ihrem islamischen religiösen und kulturellen Hintergrund voraus – einen Vorteil, den der Außenseiter nie aufzuholen hoffen kann. Noch wichtiger, beide vertraten eine gelehrte religiöse Tradition, die jeweils dem schiitischen und dem sunnitischen Islam zugeordnet werden konnte. Ich habe außerordentlich bedauert, dass beide nur für einen Teil des Kollegjahres in Berlin sein konnten.

Das am Kolleg angesiedelte und von Georges Khalil betreute Projekt „Jewish and Islamic Hermeneutics as Cultural Critique“ gab eine Fülle von Anregungen und zeigte immer wieder unerwartete Parallelen zwischen verschiedenen monotheistischen Kanonformen. Besonders die von Daniel Boyarin (UCLA) wiederholt markierte Neu-Definition des Verhältnisses von jüdischem und christlichem Kanon lud dazu ein, einen solchen Ansatz auch für eine Neubestimmung des Verhältnisses zwischen der Offenbarung in der frühesten Zeit des Islam auf der einen, und der Offenbarung von Christentum und Judentum auf der anderen Seite zu versuchen. Als für meine Fragestellung besonders fruchtbar erwies sich der Workshop „Archetypes of Liminality: Cultural Patterns of Apostasy, Heresy and Conversion in the Monotheistic Milieu“ im April 2004. Man muss lange suchen, um eine Parallele für die beeindruckende Freiheit zu finden, in der in Berlin dank dem Wissenschaftskolleg Gelehrte mit jüdischem, christlichem und muslimischem Hintergrund einander zuhörten und miteinander über Gräben hinweg kritisch und selbstkritisch über empfindliche Punkte ihrer religiösen Geschichte diskutierten.

Der von Angelika Neuwirth (Arabistisches Seminar der Freien Universität Berlin) und ihren Mitarbeitern organisierte Kongress „Historische Sondierungen und methodische Reflexionen zur Korangeneese: Wege zur Rekonstruktion des vorkanonischen Koran“ im Januar 2004 brachte die erwünschte Möglichkeit, über die gewagten Thesen Christoph Luxenbergs zur „syro-aramäischen Lesart des Koran“ hinaus, die Textgeschichte des Koran neu zu beleuchten. Schließlich konnte im Mai 2004 in einem vom Kolleg getragenen kleinen Workshop „Self-Referentiality and the Canonicity of the Koran“ das Thema in

einem internationalen Rahmen diskutiert werden. Die Gruppe untersuchte diesen selbst-reflexiven Zug des Koran im Einzelnen und entwickelte Thesen, wie diese intensive Selbstreferentialität zu erklären sei. Die Ergebnisse versprechen sowohl Einblicke in den Kanonisierungsvorgang, eine neue Sicht auf das Verhältnis zwischen der islamischen heiligen Schrift einerseits und dem jüdischen und christlichen Kanon andererseits und schließlich eine neue Sicht des Verhältnisses zwischen Muslimen und Nicht-Muslimen in der mekkanischen Periode des Islam. Die ersten Menschen, die sich „Muslime“ nannten, hatten anscheinend keine Schwierigkeiten auch Juden oder Christen zu sein. Der Koran sagt selbst von sich – wieder eine selbstreferentielle Aussage – dass er die früheren heiligen Schriften von Juden und Christen, Thora und Evangelium, bestätigt – eben nur in arabischer Sprache.

Daneben gab es die unerwarteten Querverbindungen, die nicht vorgeplant werden können. Am eindrucklichsten war für mich die Querverbindung zur Musikgeschichte. Die archaische altarabische Schrift, in der die ältesten Handschriften des Koran gehalten sind, zeigt eine verblüffende strukturelle Verwandtschaft mit der europäischen Musiknotation durch die Neumen, die Vorgänger unserer musikalischen Noten. In beiden Fällen wird Rezitation schriftlich fixiert, aber so, dass nur der Leser oder Sänger, der den Text bzw. die Melodie bereits kennt, wirklich rezitieren oder singen kann. Die Unterdeterminiertheit der mnemotechnischen Zeichen ist gemeinsam. Um gelesen werden zu können, bedürfen sie der Kontrolle und Autorität einer starken mündlichen Tradition.

Als Politikum war für mich das Wichtigste der selbstkritische Blick auf den Zionismus, den uns die Spezialisten für jüdische Geschichte und Literatur nahe brachten. Hier gab es unter den Fellows Widerspruch, auch Betroffenheit und Verstimmung – wer hätte etwas anderes erwartet? Die Frage des amerikanischen Wahlkampfes, oft diskutiert, war dagegen kein sehr kontrovers diskutiertes Thema. Ich hatte nicht den Eindruck, dass viele der wahlberechtigten Kollegen und Kolleginnen aus den USA die Politik der Administration George W. Bushs fortgesetzt haben wollten.

Probleme? Ja, die gab es auch. Verständigungsprobleme zwischen Natur- und Geisteswissenschaften waren nicht wegzudisputieren. Ein grundlegendes, nie gelöstes Problem war das Englische als wissenschaftliche und faktisch auch im Alltag dominierende *lingua franca*. Das fiel nicht so sehr für die Sprache der Vorträge, *fellow talks* usw. ins Gewicht – hier konnten Übersetzungen helfen. Für die öffentliche Diskussion war der deutsch-englische Zwiespalt lästig, wenn auch meist nicht unüberbrückbar. Für die informellen Gespräche, den privaten Austausch jedoch spaltete sich das Kollegium der Fellows in solche,

die mehr oder weniger geläufig Englisch konnten – und die anderen. Und manchmal kam auch eine gewisse Bitterkeit auf, wenn ein Kollege aus Asien oder Afrika ausgezeichnet Deutsch gelernt hatte, aber dann doch im Wissenschaftskolleg zu Berlin mit den meisten anglophonen Fellows nicht in ein deutsches Gespräch kommen konnte, nicht einmal so richtig über das Wetter. Es gibt dafür keine Lösung – das Kolleg tat alles, was es konnte, um dem bekannten Problem die Spitze zu nehmen. *What cannot be cured must be endured.*

Und zum guten Schluss, der nun einmal gemacht werden muss, als Dank eine poetische Miniatur:

Die Rampe hier, dort Mauer. Ein Turm aus Elfenbein.  
Singst, Nachtigall, im Garten? Die Fellows hochgelehrt –  
Christ, Jude, Hindu, Muslim – Computer-ausgezehrt ...  
*At dinner – wine?*

Kritik, Diskurs, Statistik, Kultur und Kognition.  
Das Argument feinkrallig, denn Witz und Biss vereint's?  
Natur und Geist versteh'n sich nicht. So heillos scheint's.  
*Then – Babylon?*

Nochmals zur letzten Frage: Wird Wissen Poesie? –  
Das Buch wird fertig? Fast! Der Juni bringt  
*Opacity.*

Am Ende (,-) Freunde? Jeder wirft einen letzten Blick.  
Der Sommerregen kam. Schon herbstlich swingt  
*Zwoelftonmusik.*



CHANGE OF PLANS  
INES G. ŽUPANOV

---

Ines G. Županov was born in Zagreb, Croatia. After graduating in Comparative Literature and Indology at the University of Zagreb, she completed her Ph.D. in History at the University of California at Berkeley. Currently employed as Research Fellow at the Centre National de la Recherche Scientifique in Paris, she also taught Early Modern History at the University of California at Berkeley, at Jawaharlal Nehru University in New Delhi, and at the École des Hautes Études en Sciences Sociales in Paris. She is author of *Disputed Mission: Jesuit Experiments and Brahmanical Knowledge in Seventeenth-Century India* (1999). Her book *Missionary Tropics* is in press with Michigan University Press. Her articles in English, French, Portuguese, Italian, and Croatian are published in edited books and journals (*Annales*, *Representations*, *Etnosistemi*, *Studies in History*, *Indian Economic and Social History Journal*, *Archives de sciences sociales des religions*, etc.) – Address: Research Fellow in History, CEIAS-EHESS, CNRS, 54 boulevard Raspail, 75006 Paris, France. E-mail: [zupanov@ehess.fr](mailto:zupanov@ehess.fr); website: [ineszupanov.com](http://ineszupanov.com).

From one point of view, my stay at the Wissenschaftskolleg in Berlin was a disaster. I came with a project of working on the early modern medical encounters between European and Indian medical systems and with a chapter of a book to complete. The intensity of the interactions with my fellow travelers in Wiko and especially on the Cultural Mobility bandwagon redirected most of my energies into fields and research topics that had little to do with mine. It was an immense and terrific fun learning about Zionism and Jewish history, about Puritans and Shakespeare, about the swerve of the atom in Lucretius, about the gendered brain, the Chinese in Budapest, about mermaids and elephants, Shanghai prostitutes,

about Walter Benjamin and Bulgarian businessmen. Not to mention the bees, wasps, and ants and some other scientific *arcana*.

If I naively expected to find a refuge or a spiritual grotto in the Wissenschaftskolleg, away from the busy, structured, and stifling everyday life of a *chercheuse* in Paris, it was because I failed to read the former Yearbook reports with due attention. Between cocktails, dinners, seminars, conferences, and formal and informal discussions, the only thing that was scarce during the year was time, especially time to read the books that kept piling up on my shelves thanks to the discreet but efficient staff in the library. I wish I were as successful in actually reading those hundreds of volumes that the librarians, Gesine, Anja, Marianne, Kirsten and Gudrun, so dedicatedly hunted down for me. My apologies for the heavy bags of books the two Matthiases had to schlep up and down the staircase, in and out of the library, and my big thanks for having xeroxed hundreds and hundreds of pages for me. These are now on my shelves in Paris as a reminder of my incorrigible paper avarice.

It was nobody's fault that Berlin was not an archival paradise for my research. To my compulsive whining about the lack of documents and sunshine in Berlin, Christine von Arnim tactfully, but firmly inquired, "Why did you come to Berlin instead of going to Lisbon or Rome?" Her sobering remark had an effect of pushing me through the glass door. From then on Berlin became my present, and my attachment to Grunewald grew. A piece of wisdom and truth does well to disoriented Fellows! But, let me follow my obsession with the archives to the end, because there is a happy ending here. In the whole year, I had spent only two weeks in the Staatsbibliothek unter den Linden in order to read a seventeenth-century hagiography of an insignificant Jesuit missionary in Asia with a perfectly seductive name of Marcello Mastrilli. The *Rari* department in the StaBi, a pet name of the Staatsbibliothek, made me nostalgic. Its odor of slowly putrefying paper and begrimed shelves combined with the sweet aroma of sweaty humanity in nylon shirts inebriated my olfactory sense and brought me way back to similar forgotten places, such as Sveučilišna Knjižnica (University Library) in Zagreb. In a word, it smelled like some lost homeland one worked so hard not to remember.

Beyond odors and architectural mess – the StaBi had an enormous wound in the middle of the building in which bulldozers hummed their hymn of progress, re-construction, and reunification – using the library was easy. There were no sadist or paranoid librarians who try to hide their treasures under red tape, impossible rules, or short working hours. Every moment spent in the StaBi was enjoyable and, as usual for historians, marvelous things happened in the archives. The insignificant Jesuit *vita* that caught my attention turned out

to be immensely important, like a grain of gold. Its prophetic texture combined with the incredibly mobile (and moving) real life of this failed saint made me start a new research project on the role of prophecy as a strategy of globalization. Gil Anidjar suggested that I should write a book about it entitled *La fable prophétique*. Inch'Allah!

Coming from the archives was, therefore, the initial impulse to go back and revisit some of my old research haunts, such as the relation between the religious and the political. I was lucky that my colleague and friend in Wiko, Heike Paul, joined me in organizing a workshop entitled *Mobility and Religion in Political Landscapes (16<sup>th</sup>–18<sup>th</sup> Centuries)* in June 2004. The two days of the workshop were the highest moments of my year in Wiko. All the disparate parts of an intense year of learning and reflection fell into their proper place. Although such a perfect ending had not been prophesied, I still wonder about the work of providence. It certainly favored our workshop, as did Britta Cusack, its guardian angel in Wiko.

The same is true about the Cultural Mobility Focus Group that started out with a fanfare, got stuck in mud and fog of the Berlin winter, and was reincarnated as a colorful butterfly in spring. The gang of five, Heike, Pál, Rossitza, Stephen, and myself, did not understand each other at all times. But what is remarkable is that nobody gave up on anybody (in spite of temptations). I suspect that the feeling of security and the best possible living and working conditions provided by the Wiko made us patient with each other's whims, moods, idiosyncrasies, underground pressures, and intellectual discomforts. By the end of the term, as in a kind of apotheosis (at least for me), we came very close to actually believing in our project. And, lo and behold, we continue to do so.

Since most of what I did or how I oriented my actions was based on various beliefs (some of them completely wrong, as it turned out), I was in for some good and some bad surprises. I certainly did not believe it when I was told in the beginning that the staff at Wiko would do "the best" they could to make our stay agreeable. Well, they did miraculously well, without ever losing their tempers with the spoiled or distracted Fellows. I locked myself out of the house (no metaphor here!) at least three times and there was always somebody to help. On one occasion, Reinhart Meyer-Kalkus left his dinner party and generously accompanied me on a late night quest in search of a key. Herr Riedel and Herr Domnick were also victims of my forgetfulness.

I also regret the cozy situation of having Gregor Pickert fix or solve any glitch I had with my computer in my office or at home. It was a pleasure, and I mean it literally, being under the constant surveillance of the computer services staff. Thanks to their firewall, at least

for a year we engaged in protected conversation and exchange with the outside world. Apologies for all the frivolous requests, like when I was not able to find a full stop on the keyboard! In the course of the time, I even managed to use PowerPoint in my conference. Christian Schmitz, with the eye of an eagle, made sure, however, that I didn't mess up.

If I continue to speak a barbaric German, it was not Marita Ringleb's fault. She courageously struggled through the 17<sup>th</sup>-century *Kräuterbuch* that I imposed on her in an excess of ambition. I am delighted that at least somebody in the family learned German. My ten-year-old son Ante fell in love with Berlin, with Wiko, with German and, unfortunately, with German sausages. All through the year he thought of himself as a "young" Fellow, and he was treated as such. His dream now is to go back to Berlin one day, perhaps as a big Fellow. My husband Christophe enjoyed, for a change, the role of a spouse. Not an easy one, but he did very well. He was delighted and grateful to find scholars like Rudolf and Pál who helped him understand better how to approach issues in Chinese demography.

Probably the most patient and calm victims of the Fellows' appetites were Christine Klöhn and Katarzyna Speder. Between vegetarians with fish, without fish, no cholesterol, *sans porc*, omnivores, sophisticated connoisseurs, and those with a sweet tooth or trash and junk cravings, it was a titanic project to satisfy them all.

From a different cuisine in the Weisse Villa, what I appreciated immensely was the linguistic help provided by Mitch Cohen. He edited for the press the whole manuscript of the book that I finished in Berlin – *Missionary Tropics: The Catholic Frontier in India (16<sup>th</sup>–17<sup>th</sup> Centuries)* – to be published by the University of Michigan Press. In the same building, Martin Garstecki was there to listen to and advise on all the intricacies of moving in and moving out of Berlin. He was merciless with the French administration that tried to delay (*ad infinitum*) all the forms (social security, health insurance, etc.) needed for a French scholar in expatriation. Monika, Daniela, and Ines are witnesses of my various panic attacks and I thank them for absorbing with grace some of my foolish fears and complaints.

The Friday afternoon yoga classes with Monica Wapnewski and my Yoga *Geschwister* (Gudrun, Christine, and Rossitza) proved the meaning of the old classical proverb, *mens sana in corpore sano*.

With *meine Deutsche Vita* behind me, what I now know that I regret is that I never even tried to break the spell of an expatriate, international sociability created at Wiko, oblivious about the pulse of the city. Of course, my family and I, we consumed Berlin with the passion of urban *flâneurs*. Weekends were reserved for pilgrimages to the Gemäldegalerie, to the Pergamon, to the Ethnographische Museum or we simply strolled into Grunewald



forest or walked or cycled around the lakes. We almost wished we could grow our roots into the soil.

But, most of the time, it was work that consumed us. I felt just fine cocooned in my office with a view of overgrown thick branches of trees. The delightful green leaves, the birds and the distant sounds of passers-by were enough of a distraction for me not to venture out. It was too good to be lulled into a perfect autarchy of a small illustrious community. If I closed the door to Berlin, many other doors opened. And I can picture the faces of the inhabitants of our beehive on Koenigsallee. I remember the laughter of Ronit and Nono on the upper floor, the soft voice at night of baby Arthur, the excited voices of the young fellows, Alex, Andrew, Luc, and Rebecca in the garden behind the building, and the wonderful Uma's early morning singsong.

There is no limit to memory, and to avoid a pathetic ending, yes, my intellectual plans were muddled in Wiko, but now it seems clear that that was the point.

## *Vorträge und Schwerpunkte*

MARSYAS ALS MÄRTYRER? ZUM PROBLEM DES MITLEIDS BEI  
ANTIKEN DARSTELLUNGEN VON GEWALT<sup>1</sup>

LUCA GIULIANI

Darstellungen von Gewalt polarisieren. Nahezu unvermeidlicherweise fordern sie dazu auf, Anteil zu nehmen und Partei zu ergreifen. Wenn uns ein eklatantes Ungleichgewicht von Zufügen und Erleiden vor Augen geführt wird, so können wir uns kaum



Abb. 1: Schleifer. Florenz, Galleria degli Uffizi Inv. 230. Nach Abguss München, Museum für Abgüsse Klassischer Bildwerke.

<sup>1</sup> Luca Giuliani ist Professor für Klassische Archäologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Er war Fellow am Wissenschaftskolleg 1999/2000. Der Vortrag wurde am 14. Januar 2004 im Rahmen einer „Werkvorstellung“ gehalten, einer Gemeinschaftsveranstaltung des Wissenschaftskollegs zu Berlin mit dem Einstein Forum Potsdam.

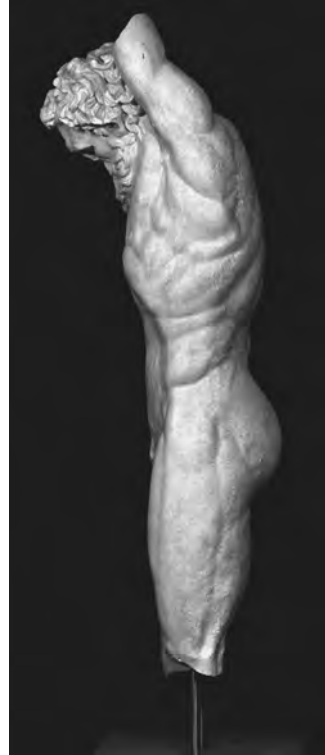


Abb. 2 a–b: Marsyas. Istanbul, Archäologisches Museum Inv. 534. Nach Abguss München, Museum für Abgüsse Klassischer Bildwerke.

neutral verhalten: Wir werden entweder mit dem Täter triumphieren oder mit dem Opfer leiden, entweder uns mit dem Sieger identifizieren und dessen Macht genießen, oder aber dem Ohnmächtigen zur Seite stehen und uns dessen Schmerzen zu Eigen machen. Die Frage ist nur: Durch welche Faktoren wird die Richtung der Identifikation bestimmt? Liegt die Wahl im Belieben des Betrachters? Hängt sie von seiner inneren Disposition ab, oder wird sie von außen gesteuert? Reagieren Betrachter zu allen Zeiten gleich, oder lassen sich – zum Beispiel zwischen Antike und Neuzeit – epochenspezifische Differenzen feststellen? Und was ergibt sich daraus für die Darstellungen selbst? Vor welchem Hintergrund, nach welchen Regeln und zu welchem Ende werden

das Ausüben und Erleiden von Gewalt zum Thema eines ästhetischen Schauspiels gemacht?

Ein geeigneter Ausgangspunkt für solche Fragen ist die bekannte Gruppe der Bestrafung des Satyrn Marsyas aus dem späten 3. oder frühen 2. Jahrhundert v. Chr.<sup>2</sup> Marsyas, ein virtuoser Spieler der Doppelflöte, hatte keinen Geringeren als den Gott Apollon zu einem musikalischen Wettbewerb herausgefordert. Er unterlag natürlich, und zur Strafe ließ der Gott ihm bei lebendigem Leib die Haut abziehen. Die hellenistische Gruppe besteht aus zwei Figuren, die beide nur in römischen Kopien überliefert sind: der Henker, der hockend sein Messer wetzt (Abb. 1), und der gefesselte, aufgehängte Marsyas, der auf seine Hinrichtung wartet (Abb. 2 a–b). Das Motiv eines hängenden, wehrlosen Körpers, das in der neuzeitlichen, christlichen Kunst eine solche Konjunktur erfahren sollte, hatte es in der Antike bis dahin nicht gegeben: es begegnet hier zum ersten Mal.

Die Stellung der Figuren zueinander ist durch deren Blickrichtung festgelegt. Marsyas blickt entsetzt nach unten: der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit kann nur das Messer in der Hand des Henkers sein. Der Henker seinerseits schaut von seiner Arbeit auf, scheint mit dem Schleifen also gerade fertig geworden zu sein. Bezeichnenderweise gehen die Blicke beider Figuren aneinander vorbei, ohne einander zu treffen. Marsyas sieht von der Welt nichts anderes mehr als nur noch das Messer. Umgekehrt blickt auch der Henker seinem Opfer nicht ins Gesicht: er mustert mit stumpfem Blick den aufgehängten Körper, wie um Maß zu nehmen für seine Arbeit. Er sieht sein Opfer als reines Objekt, ohne dessen Angst wahrzunehmen. Es ist der typische Blick des Folterers. Diesem ist der Schmerz, den er seinem Opfer zufügt, notwendigerweise fremd: „Ihm mangelt es so sehr an einer Anerkennung dieses Schmerzens oder gar an einer Identifikation damit, dass er

---

<sup>2</sup> Vom schleifenden Henker ist nur eine einzige Kopie erhalten. Reicher, aber auch komplizierter ist die Überlieferung des Marsyas, bei dem sich zwei Typen unterscheiden lassen, die konventionell als der weiße und der rote bezeichnet werden. Grundlegend ist nach wie vor Walther Amelung: *Führer durch die Antiken in Florenz*. München 1897, 61–64 zu Nr. 86 f. Über die absolute und relative Zeitstellung der beiden Marsyas-Typen ist viel gestritten worden: vgl. etwa Adolf H. Borbein. *Die Statue des hängenden Marsyas*. Marburger Winckelmann-Programm 1973, 37–52. Hugo Meyer. *Der weiße und der rote Marsyas*. München, 1987, dazu die Rezension von Mathias Hofer in: *Gnomon* 62 (1990): 445–450. Anne Weis. *The Hanging Marsyas and its Copies*. Rome, 1992. Raimund Wünsche. „Marsyas in der antiken Kunst.“ In: *Apoll schindet Marsyas: über das Schreckliche in der Kunst*, herausgegeben von Reinhold Baumstark, 29–47. Ausstellungskatalog Bayerisches Nationalmuseum. München, 1995. Caterina Maderna-Lauter. „Überlegungen zum roten und zum weißen Marsyas.“ In *Hellenistische Gruppen. Gedenkschrift für Andreas Linfert*. Mainz, 1999, 115–140. Die Marsyas-Kopie in Istanbul (Abb. 2) gehört zum weißen Typus: nur auf diesen beziehe ich mich im Folgenden.

nicht nur fähig ist, dessen Gegenwart zu ertragen, sondern mehr noch willens, ihn unablässig hervorzurufen, ihn zuzufügen und zu schüren.“<sup>3</sup> Der stumpfe Blick des Schleifers enthält als negatives Beispiel aber auch eine implizite Anweisung an den Betrachter: Von diesem wird ein wacher und empfindlicher Blick erwartet, der die Nuancen der Angst und des Entsetzens im Ausdruck des Marsyas wahrzunehmen vermag. Für diesen Ausdruck maßgebend ist – abgesehen von der Mimik – vor allem die Haltung der Arme. Obwohl von den Armen bei keiner Kopie mehr als die Ansätze erhalten sind, lässt sich die Haltung eindeutig rekonstruieren. Die Oberarme verlaufen nicht senkrecht nach oben, wie man es bei einer an den Händen aufgehängten Figur eigentlich erwarten würde, sondern schräg nach vorn: da die Figur im Lot hängt, die Hände also in der vertikalen Achse des Kopfes zu postulieren sind, müssen die Arme im Ellbogen angewinkelt gewesen sein.<sup>4</sup> Dazu passt, dass die Muskeln (Deltoideus und Bizeps) stark angespannt sind. Mit einem verzweifelten Klimmzug nutzt Marsyas die einzige ihm verbliebene Bewegungsmöglichkeit für den Versuch, den Abstand zwischen sich und dem Messer zu vergrößern: dem Messer, das magnetisch seinen Blick anzieht. So bringt die ganze Körperhaltung des Marsyas dessen panische Angst vor der bevorstehenden Folter zum Ausdruck.

Mit der Schindung des Marsyas thematisch unmittelbar zu vergleichen ist das Martyrium des heiligen Bartholomäus. In einer 1624 entstandenen Radierung (Abb. 3)<sup>5</sup> hat Ribera die Grausamkeit der Handlung noch einen Grad weiter geschraubt: er zeigt nicht die Vorbereitung, sondern die Schindung selbst. Der Scherge hat die Haut am linken Arm des Bartholomäus zunächst mit einem Messerchen angeritzt, das scharfe Werkzeug dann zwischen die Lippen genommen, um beide Hände frei zu haben und die Haut besser abziehen zu können. In auffälligem Kontrast zur grausigen Handlung steht der Gesichtsausdruck des Bartholomäus, der im Verhältnis zum Pathos im Antlitz des Marsyas eher gedämpft

<sup>3</sup> Elaine Scarry, *Der Körper im Schmerz: die Chiffren der Verletzlichkeit und die Erfindung der Kultur*. Frankfurt/Main, 1992, 56. Vgl. auch a. a. O. 86: „Wenn er zuließe, dass die Qualen des anderen ihm zu Bewußtsein kommen, würde ihn dies veranlassen, der Folter ein Ende zu setzen.“

<sup>4</sup> Dabei sind die Arme nur beim weißen Marsyas angewinkelt. Der rote hingegen hängt mit durchgestreckten Armen, der Schwerkraft völlig ausgeliefert; er bringt das Pathos der Situation nicht mehr durch eine aktive Bewegung, sondern nur noch (aber umso deutlicher) durch seine Mimik zum Ausdruck.

<sup>5</sup> Reinhold Baumstark, Hrsg. *Apoll schindet Marsyas: über das Schreckliche in der Kunst*. Ausstellungskatalog Bayerisches Nationalmuseum. München, 1995, 182 f., Kat. 22. Jonathan Brown, *Jusepe de Ribera, Prints and Drawings*. Ausstellungskatalog The Art Museum, Princeton University Press, 1973, 18. 73 f. Nr. 12 Taf. 15.



Abb. 3: Martyrium des Bartholomäus. Radierung des José Ribera.

erscheint. Wo Marsyas von nichts anderem mehr erfüllt ist als von der Vorstellung seiner bevorstehenden Schindung, scheint Bartholomäus von dem, was seinem Körper angetan wird, kaum noch betroffen zu sein: seine Augen sind, zukünftige Seligkeit vorwegnehmend, bereits zum Himmel erhoben.

Die Aufmerksamkeit des antiken ebenso wie des neuzeitlichen Künstlers erscheint bei allem Interesse für das Schleifen bzw. für die Schindung als konkrete handwerkliche Vorgänge doch primär nicht auf den Täter, sondern selbstverständlich auf das Opfer fokussiert. Das ist kein Zufall. Vielmehr lässt sich für Darstellungen von Gewalt eine einfache Faustregel aufstellen: Demnach sind Opfer und Täter in ästhetischer Hinsicht von höchst unterschiedlicher Ergiebigkeit. Die Täter gehen ihrem Geschäft in aller Regel mit effizienter Unempfindlichkeit und handwerklicher Routine nach: Gerade dadurch aber tendieren sie zur ästhetischen Unauffälligkeit. Ganz anders die Opfer, die in den ungewöhnlichsten Haltungen und Gebärden vorgeführt werden können und dadurch nahezu unbegrenzte Möglichkeiten der Pathossteigerung erlauben. Aus ästhetischer Perspektive wird derjenige, der Gewalt erleidet, immer und unvermeidlicherweise sehr viel interessanter sein als derjenige, der sie ausübt.<sup>6</sup> Aber ist mit dem ästhetischen Interesse auch eine ethische Parteinahme gegeben?

Beim Martyrium des Bartholomäus beantwortet sich die Frage nach der Parteinahme von alleine. Indem der Heilige sich zu Tode martern lässt, tritt er in äußerst glaubwürdiger Form die Nachfolge Christi an. Dem frommen Betrachter bietet er sich als ein übermenschlich strahlendes Vorbild an, wohingegen seine Peiniger das Böse in der Welt verkörpern und als Gottes Widersacher auftreten. Bei Marsyas verhält es sich von der Erzählung her genau umgekehrt: hier findet die Schindung auf ausdrücklichen Befehl eines Gottes statt. Ribera selbst verweist darauf mit einem diskreten Wink: in der unteren linken Ecke des Bildes liegt der abgetrennte Kopf einer jugendlichen Statue, in der man keine Mühe haben wird, ein Stand-

---

<sup>6</sup> Genau das Gegenteil gilt natürlich für moderne Trivialdarstellungen von Gewalt, wie sie in Kino und Fernsehen immer wieder zu sehen sind. Hier konzentriert sich die Aufmerksamkeit ganz und gar auf die Akteure der Gewalt; deren Konsequenzen beim Opfer (Schmerz, Blut, Wunden usw.) werden entweder gar nicht oder in extrem reduzierter Form vor Augen geführt. Die Bereitschaft zur ungebrochenen Identifikation mit dem Helden als Täter wird durch einen Verzicht auf ästhetische Ausdifferenzierung der Opfer – und das heißt: auf ästhetische Qualität *tout court* – bezahlt. Vgl. dazu Michael Kunczik, *Gewalt und Medien*. Köln, <sup>2</sup>1994, 40–43.





Abb. 4 a: Sterbender Kelte. Rom, Museo Capitolino Inv. 747.

bild Apollos zu erkennen:<sup>7</sup> Der Gott, der sich solche Grausamkeit hat zuschulden kommen lassen, ist mittlerweile vom Sockel gestürzt; ein neuer und milder Gott wird – allen Schindern zum Trotz – die Herrschaft über die Welt antreten. Ästhetische Fokussierung auf das Opfer und ethische Parteinahme für den Märtyrer sind in Riberas Radierung vollkommen kongruent. Man wäre versucht, eine solche Kongruenz für selbstverständlich zu halten: Aber die Marsyas-Gruppe belehrt einen sofort eines Besseren. Deren Original kann nur als Weihgeschenk in einem Apollon-Heiligtum aufgestellt gewesen sein, und dieser Aufstellungskontext legt die Parteinahme für den Gott und gegen Marsyas fest. Marsyas hat sich in frevelhaftem Übermut dazu aufgeschwungen, dem Gott die Stirn zu bieten, und findet nun seine gerechte Strafe. Die akribische Aufmerksamkeit, mit der das Leiden des Opfers geschildert wird, impliziert keinerlei Parteinahme gegen den Täter.

<sup>7</sup> Auf Riberas späteren Ölgemälden der Bartholomäus-Schindung ist der Kopf eindeutig als der des Apollon vom Belvedere gekennzeichnet; vgl. etwa die Version in Florenz, Palazzo Pitti (1628–30) oder in Barcelona (um 1644): Alfonso E. Pérez Sánchez und Nicola Spinosa. *Ribera*. Ausstellungskatalog Museo del Prado. Madrid, 1992, 212 f., Nr. 24; 216–18, Nr. 26.



Abb. 4 b: Sterbender Kelte. Rom, Museo Capitolino Inv. 747.

Das ist kein Einzelfall. Unmittelbar zu vergleichen ist ein berühmtes, ebenfalls hochhellenistisches Denkmal, das im späten 3. Jahrhundert vor Chr. im Athena-Heiligtum von Pergamon gestiftet wurde. Es handelt sich um ein Weihgeschenk, das König Attalos I nach seinen Siegen über Kelten und Seleukiden errichten ließ. Auf einer etwa 20 m langen Basis aufgestellt waren verschiedene Figuren verwundeter, sterbender oder sonst wie in einer hoffnungslosen Situation sich befindender keltischer oder seleukidischer Krieger: Nicht dargestellt waren hingegen die pergamenischen Sieger.<sup>8</sup> Attalos selbst wird zwar in

<sup>8</sup> Ernst Künzl. „Die Kelten des Epigonos von Pergamon.“ *Beiträge zur Archäologie* Nr. 4, Würzburg, 1971, 14 ff. Tonio Hölscher. „Die Geschlagenen und Ausgelieferten in der Kunst des Hellenismus.“ *Antike Kunst* 28, (1985): 120–136. Hans-Joachim Schalles. „Untersuchungen zur Kulturpolitik der pergamenischen Herrscher im dritten Jh. v. Chr.“ *Istanbuler Forschungen* Bd. 36, 1985, 51 ff. Eugenio Polito. *I Galati vinti*. Milano, 1999. Christian Kunze. *Zum Greifen nah: Stilphänomene in der hellenistischen Skulptur und ihre inhaltliche Interpretation*. München, 2002, 47–51. Im gleichen Heiligtum stand ein weiteres, von den pergamenischen Feldherrn gestiftetes Denkmal, das Attalos selbst (wahrscheinlich zu Pferd) mit einem unterlegenen Gegner darstellte (Künzl a. a. O. 13 f.): auf der Langbasis hingegen waren nur die besiegten Feinde zu sehen.

der Weihinschrift als der Stifter genannt, tritt aber darüber hinaus nicht in Erscheinung. Das ganze Denkmal erscheint auf das Leiden der Besiegten fokussiert, das in eindringlicher und variationsreicher Form vorgeführt wird. Zu dieser Serie von Besiegten hat auch der verwundete Kelte gehört (Abb. 4 a–b). Der an der rechten Brust Getroffene stützt sich auf den rechten Arm und scheint, wenn man ihn von vorne sieht, einfach am Boden zu sitzen.<sup>9</sup> Wenn man indessen um die Figur herumgeht, erkennt man, dass vielmehr eine komplexe und transitorische Bewegung dargestellt ist, deren Ergebnis leicht vorauszusehen ist. Der Verwundete hat sein linkes Hinterteil durch eine Drehung des Beckens vom Boden gelöst; er versucht, das Körpergewicht auf die linke Seite zu verlagern, um die verwundete Flanke zu entlasten, das linke Knie auf den Boden zu setzen und sich dann aus einer kauern Position vielleicht sogar wieder aufzurichten. Aber der Versuch ist zum Scheitern verurteilt. Im nächsten Augenblick müsste sich der rechte Oberschenkel vom Boden lösen und der linke Arm das verlagerte Gewicht übernehmen; stattdessen ruht die linke Hand wie gelähmt auf dem rechten Oberschenkel und hält diesen am Boden fest; der linke Arm ist offenkundig nicht mehr einsatzfähig; auch der Kopf ist bereits kraftlos heruntergesackt.

Das pergamenische Siegesmonument des Attalos ist aus mehreren Gründen ein erstaunliches Monument. Es wäre für ein neuzeitliches Siegesdenkmal völlig undenkbar, die todgeweihten Feinde in den Vordergrund zu rücken und ausgerechnet den Sieger nicht darzustellen.<sup>10</sup> Vergleichbar wären allenfalls Gefallenendenkmäler, wie sie seit der französischen Revolution üblich werden und im Lauf des 19. Jahrhundert die traditionellen

---

<sup>9</sup> Auch die Beschreibung bei Christian Kunze, a. a. O. 224, ist in diesem Punkt ungenau (ausnahmsweise – denn die Eindringlichkeit, mit der Kunze plastische Bildwerke beschreibt, ist in aller Regel mustergültig): „Der Gallier, durch eine klaffende Wunde am rechten Brustkorb tödlich verletzt, sitzt mit leicht vorgebeugtem, schräg aus der Achse gerückten Oberkörper am Boden“ (224). Dabei kommt die Dynamik der Figur eindeutig zu kurz. Lehrreich ist der Vergleich mit dem motivisch entsprechenden Sterbenden in Neapel aus der Gruppe der Kleinen Gallier (a. a. O. Abb. 102): Jener sitzt tatsächlich am Boden, ohne jedes Anzeichen einer weiterführenden Dynamik.

<sup>10</sup> Klassisches Beispiel ist die Anbringung von Figuren gefesselter (im Übrigen aber unversehrt!) Feinde am Sockel von Herrscherstatuen. Das Motiv kommt im frühen 17. Jahrhundert auf; vgl. die Denkmäler für Henri IV in Paris und Ferdinand I in Livorno: Hermann Voss, „Andreas Schlüters Reiterdenkmal des Großen Kurfürsten und die Beziehungen des Meisters zur italienischen und französischen Kunst.“ In *Jahrbuch der Königlichen Preußischen Kunstsammlungen* 29, (1908): 137–164, hier v. a. 148–152; John Pope Hennessy, *An Introduction to Italian Sculpture* Bd. 3: *Italian High Renaissance and Baroque Sculpture*. Oxford, 1970, 392–394; Miles L. Chappell, „Disegni di Lodovico Cigoli (1559–1613).“ Ausstellungskatalog *Gabinetto Disegni e Stampe degli Uffizi*. Firenze, 1992, 158–162, N. 96.

Siegesmonumente allmählich verdrängen.<sup>11</sup> Dargestellt und gepriesen werden hier aber natürlich immer und ohne Ausnahme die eigenen Gefallenen, und nicht die des Feindes. Außerdem werden diese Gefallenen als Helden vor Augen geführt: Sofern in solchen Denkmälern Verwundung und Tod überhaupt zum Thema gemacht werden, bleibt die konkrete Qual des Sterbens in aller Regel doch ausgeklammert; sie verschwindet hinter dem Schleier einer verklärenden Heldenrhetorik. Von einer solchen Rhetorik findet sich beim sterbenden Kelten keine Spur: hier wird mit verblüffender Nüchternheit, eindringlich und präzise die Not des Sterbens vor Augen geführt. Vorausgesetzt wird hier ein Betrachter, der ein gesteigertes Interesse an der konkreten Erscheinungsform der Qual mitbringt, ohne sich dadurch aber zur einführenden Identifizierung mit dem Leidenden verleiten zu lassen – ein Betrachter, dessen Parteinahme für den Sieger zwar vollkommen selbstverständlich ist, der aber dennoch seinen Blick mit wacher, nahsichtiger Aufmerksamkeit auf die Not der unterlegenen Feinde richtet. Was ist das aber nun für ein Blick, der eine wache ästhetische Empfindlichkeit mit einem eklatanten Mangel an Mitleid verbindet? Kennt der hellenistische Betrachter eigentlich so etwas wie Mitleid, oder ist ihm die Einfühlung in fremdes Leid unbekannt? Gehört Mitleid überhaupt zum damaligen Gefühlshaushalt, oder findet es darin keinerlei Entsprechung?

Um diese Frage zu klären scheint es notwendig, sich kurz mit der antiken Vorstellung von Mitleid zu befassen.<sup>12</sup> Sinnvoller Ausgangspunkt ist die aristotelische Rhetorik: nicht zuletzt deswegen, weil es sich nicht um einen normativen, sondern um einen deskriptiven Text handelt. Um Erfolg zu haben, sollte der Redner die Erwartungen und Reaktionen seiner Zuhörer kennen: genau dies ist der Grund, weshalb Aristoteles ausführlich die Befindlichkeit des zeitgenössischen Publikums beschreibt. Diesem Publikum nun scheint Mitleid keineswegs fremd zu sein, ganz im Gegenteil: „Freunde nämlich haben Mitleid (*synalgousin*) und alle empfinden Schmerz (*algousin*), wenn ihnen Nahestehende von einem Übel betroffen sind (*ta oikeia phaula*).“<sup>13</sup> Aristoteles verwendet hier das Verb *synalgein*, das

---

<sup>11</sup> Reinhart Koselleck und Michael Jeismann, Hrsg. *Der politische Totenkult: Kriegerdenkmäler in der Moderne*. München, 1994. Reinhart Koselleck. *Zur politischen Ikonologie des gewaltsamen Todes*. Basel, 1998.

<sup>12</sup> Dazu neuerdings David Konstan. *Pity Transformed*. London, 2001.

<sup>13</sup> Aristoteles. *Rhetorik* 2,2 = 1379 b 22.

ein gemeinsames Empfinden von Schmerzen bezeichnet; der entsprechende seelische Affekt heißt *eleos*, und er widmet ihm einen längeren Abschnitt.<sup>14</sup>

Ausgangspunkt ist eine Bestimmung dessen, was nach landläufiger Meinung unter *eleos* (Mitleid) zu verstehen sei: „Mitleid sei nach landläufiger Definition ein gewisses Schmerzgefühl über ein offensichtliches Übel, das mit Vernichtung und Leid jemanden bedroht, der es nicht verdient, von dem man erwarten muss, dass es einen selbst oder einen der Seinen treffen kann, und das gegenwärtig erscheint.“<sup>15</sup> Von dieser Grundlage ausgehend sucht Aristoteles vor allem drei Fragen zu beantworten: Wer ist für Mitleid anfällig? Mit wem hat man Mitleid? Wodurch wird Mitleid hervorgerufen?

Für *eleos* besonders anfällig sind Menschen, die Schmerz und Leid aus eigener Erfahrung kennen oder Angehörige haben, die schwach und infolgedessen besonders gefährdet sind: Man denke an greise Eltern, Frauen oder kleine Kinder. Von Mitleid frei ist hingegen derjenige, der sich selbst im Besitz aller Güter und über jedes mögliche Übel erhaben fühlt; frei von Mitleid ist aber am entgegengesetzten Ende des Spektrums auch derjenige, der gerade selber in Unglück verstrickt oder einem starken Affekt ausgesetzt ist, denn er ist nicht in der Lage zu bedenken, was noch kommen könnte. Damit eng verknüpft ist die Antwort auf die zweite Frage: Mitleid empfinden wir für diejenigen, die ihr Leiden nicht verdient haben (wer niemanden für tugendhaft hält, sagt Aristoteles, wird jeden seines Unglücks wert halten); ausgelöst wird unser Mitleid durch das Leiden jener, die uns ähnlich sind in Bezug auf Alter, Charakter, seelische Verfassung, Ansehen oder Herkunft; unser Mitleid gilt demnach unsresgleichen (aber sie dürfen uns auch nicht allzu nahe stehen: Denn wenn unsere nächsten Verwandten von einem Übel befallen sind, so empfinden wir, ähnlich wie bei uns selbst, kein Mitleid mehr, sondern einfach Entsetzen). Aufschlussreich

---

<sup>14</sup> Aristoteles. *Rhetorik* 2,8 = 1385 b 11–1386 b 7; vgl. den hilfreichen Kommentar von Christof Rapp, in: Christof Rapp, Hrsg. *Aristoteles: Rhetorik. Werke in deutscher Übersetzung* Bd. 4. Darmstadt, 2002, 649–651. Die Übersetzung von *eleos* ist ein klassisches Problem; die Vorschläge reichen von „Mitleid“ (kommt als substantivischer Begriff im 17. Jh. auf und setzt sich als Übersetzung für *eleos* im 18. Jh. durch: v. a. bei Lessing; dabei handelt es sich um eine spezifisch deutsche Wortprägung, die in anderen Sprachen keine adäquate Entsprechung hat: vgl. *pity*, *pitie*) über „Rührung“ und „Jammer“ bis „Barmherzigkeit“ (in theologischen Zusammenhängen). Das Problem ergibt sich natürlich daraus, dass der Begriff selbst eine changierende Bedeutungsgeschichte aufweist. In der Sache meint *eleos* bei Aristoteles eindeutig eine negative Beeinträchtigung des Gemütes durch das Leiden einer anderen Person: dafür scheint mir „Mitleid“ immer noch die adäquateste Bezeichnung zu sein (unter der Voraussetzung freilich, dass neuzeitliche und antike Vorstellungen dieses Affekts sorgfältig auseinander gehalten werden); vgl. auch Rapp a. a. O. 649–651.

<sup>15</sup> *Rhetorik* 1385 b 13–15. Dazu Konstan: *Pity* (a. a. O. Anm. 11) v. a. 49 f. 128–136.

ist in unserem Zusammenhang schließlich auch Aristoteles' Antwort auf die dritte Frage: Das Leiden, für das wir Mitleid empfinden, muss gegenwärtig erscheinen; was vor zehntausend Jahren geschehen ist oder in zehntausend Jahren geschehen wird, erregt kein Mitleid. Für den Redner ergibt sich daraus, dass er – wenn er Mitleid erwecken will – durch den Einsatz von Stimme und Mimik, durch seine ganze Kunst der Darstellung ein bestimmtes Übel vergegenwärtigen und sinnfällig machen muss. In diesen letzten Zusammenhang gehört übrigens auch die zentrale Rolle, die *eleos* in der aristotelischen Poetik spielt. Dort wird die Tragödie bekanntlich in erster Linie durch ihre Wirkung definiert: gerade dadurch, dass die tragische Aufführung ein konkretes Übel unmittelbar vor Augen führt, ruft sie im Publikum *phobos* und *eleos*, Schreck und Mitleid hervor.

Dieser knappe Abriss der aristotelischen Mitleidstheorie genügt bereits, um stichwortartig einige Unterschiede zwischen antikem und neuzeitlichem Mitleid zu skizzieren.<sup>16</sup> Erstens: Das neuzeitliche, christlich geprägte Mitleid hat von Anfang an starke theologische Implikationen: Gott hat den Menschen aus Mitleid (*eleos*, lat. *misericordia*) seinen Sohn als Heiland geschickt und sie, die in der eigenen Sündhaftigkeit befangen und in diesem Sinn tot waren, damit wieder zum Leben erweckt.<sup>17</sup> Theologische Implikationen sind dem antiken Mitleidsbegriff hingegen völlig fremd: Über göttliches Mitleid ist bei Aristoteles nichts zu erfahren; wenn Götter tatsächlich über jedes menschliche Übel erhaben sind, müsste man aufgrund der aristotelischen Theorie sogar postulieren, dass ihnen auch jegliches Mitleid fremd sein sollte.<sup>18</sup> Zweitens: Mitleid ist im Christentum nicht nur eine göttliche Tugend, sondern es werden durch Jesus auch alle Menschen zum *eleos* aufgefordert: „*eleos* will ich, nicht Opfer; denn ich bin gekommen, um die Sünder zu rufen, nicht die Gerechten.“<sup>19</sup> Dadurch avanciert Mitleid zur allgemeinmenschlichen Tugend, die die Menschen untereinander verbindet, sie zu Mitmenschen macht. Indem das christliche Mitleid auf jeden Menschen bzw. – über die Menschheit hinaus – sogar auf jede Kreatur Got-

---

<sup>16</sup> Konstan. *Pity* (a. a. O. Anm. 12) 19. 105–124. Nach wie vor grundlegend bleibt Max Kommerell. *Lessing und Aristoteles*. Frankfurt/Main, 1940, 67. 86. 92–96. 102. Nützlich waren mir ferner v. a. die Artikel in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie* 5 (1980): 1410–1416 s. v. „Mitleid“. *Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament* 2 (1935): 474–482; 5 (1954): 161–163.

<sup>17</sup> Paulus: Ephes. 2,4 f.

<sup>18</sup> Für eine erhellende Diskussion einschlägiger Zeugnisse vgl. Konstan: *Pity* (a. a. O. Anm. 12) 106–117; zwar können manchmal und ausnahmsweise auch Gottheiten Mitleid verspüren, generell aber gilt: „divine pity is not a quality on which human beings can safely rely“ (110); entsprechend selten wird der Versuch unternommen, an göttliches Mitleid zu appellieren.

<sup>19</sup> Matth. 9,13 = 12,7, vgl. 18,33.

tes zielt, ist es potentiell allumfassend und unbegrenzt. Antikes Mitleid ist demgegenüber streng begrenzt und hochgradig selektiv: Mein Mitleid bleibt auf die Angehörigen meiner Gruppe bzw. auf meinesgleichen beschränkt. Drittens: Das christliche, allgemeinemenschliche Mitleid hat eine aktive Komponente, denn es impliziert immer schon eine Aufforderung zum Handeln (*eleos* führt mit einer gewissen Zwangsläufigkeit zur *elemosyne*; *misericordia* und Barmherzigkeit sind von Anfang an auf eine entsprechende Praxis ausgerichtet und von dieser nicht zu trennen). Im Gegensatz dazu handelt es sich beim antiken Mitleid um einen rein seelischen, passiven Affekt: um eine Form von Rührung, die von sich aus keineswegs zu einer Handlung drängt. Neuzeitliches Mitleid ist altruistisch und transitiv, antikes Mitleid hingegen egoistisch und reflexiv: Es bleibt immer auf das eigene, vergangene oder zukünftige (potentielle) Leiden bezogen; wo die Möglichkeit eigenen Leidens entfällt, gibt es auch kein Mit-Leiden. Viertens: Bei Aristoteles ist *eleos* eine schmerzliche Anwendung, die der Mensch nicht sucht, sondern flieht, und von der er sich dadurch reinigen kann, dass er sie zu ihrem Gipfel treibt; genau in dieser Reinigung, die der Seele wieder zu ihrem Gleichgewicht verhilft, besteht der aristotelischen Poetik zufolge die Lust an tragischen Gegenständen. Diesem Ansatz diametral entgegengesetzt ist die Ansicht Lessings, wenn er dem tragischen Theater nicht mehr eine psychohygienisch-therapeutische, sondern eine positive Funktion zur Erziehung des Menschengeschlechts zuschreibt. „Die Bestimmung der Tragödie ist diese:“ – so schreibt er 1756 in einem Brief an Nicolai – „sie soll unsere Fähigkeit, Mitleid zu fühlen, erweitern. [...] Sie soll uns so weit fühlbar machen, dass uns der Unglückliche zu allen Zeiten, und unter allen Gestalten rühren und für sich einnehmen muß.“ Eben dadurch aber wird uns die Tragödie auch zu besseren Menschen machen, denn „der mitleidigste Mensch ist der beste Mensch“.<sup>20</sup> Die Tragödie als Schule des Mitleids ist die höchste Form eines Theaters, das sich selbst als moralische Anstalt versteht.

Diese spezifisch neuzeitliche Form des Mitleids dürfte den meisten von uns (ob wir uns nun als gläubige Christen bezeichnen mögen oder nicht) mehr oder weniger selbstverständlich sein, sie ist längst zur zweiten Natur geworden. Man muss sich ihrer bewusst werden, um sie – zumindest auf einer theoretischen Ebene – vorübergehend außer Kraft

---

<sup>20</sup> Gotthold Ephraim Lessing. *Werke und Briefe*, herausgegeben von Wilfried Barner. Frankfurt/Main, 1985 ff., Bd. 11,1; *Briefe von und an Lessing 1743–1770*, herausgegeben von Helmuth Kiesel, Nr. 103, 116–122, zit. 120. Vgl. H.-J. Schings. *Der mitleidigste Mensch ist der beste Mensch: Poetik des Mitleids von Lessing bis Büchner*. München, 1980.

setzen zu können: Denn solange wir in ihr befangen sind, bleiben uns der hängende Marsyas und der sterbende Kelte vollkommen unverständlich. Der ästhetische Reiz beider Gestalten liegt nicht zuletzt in der Zuspitzung von Pathos und in der differenzierten, genauen Schilderung eines Leidens, das (in Aristoteles' Worten) als ein gegenwärtiges vor Augen gestellt wird. Diese Gegenwärtigkeit ist eine notwendige, aber keineswegs ausreichende Bedingung dafür, dass der Betrachter affektiv-mitfühlend reagiert, indem er an dem so glaubwürdig geschilderten Leiden partizipiert. Der antike Betrachter wird (anders als der neuzeitliche) für Marsyas und den Kelten kaum *eleos* empfunden haben: Weder Marsyas noch der Kelte waren seinesgleichen und beide hatten sie ihr Leiden verdient. Man kann sogar einen Schritt weiter gehen. Das ästhetische Interesse an den vielfältigen Erscheinungsformen des Leidens und den nahezu unbeschränkten Steigerungsmöglichkeiten von Pathos konnte sich in der antiken Kunst umso ungehemmter entfalten, als es eben keine Gefahr lief, den (subjektiv unangenehmen und obendrein politisch unerwünschten) Nebeneffekt des *eleos* zu erwecken.

Nicht jede Darstellung von Gewalt appelliert somit an das Mitleid des Betrachters. Gerade in der Antike haben wir vielfach mit einem neugierigen aber kühlen, genießenden Blick zu rechnen, dem die möglichst präzise und konkrete Schilderung von Gewalt in erster Linie Anlass zu ästhetischem Vergnügen gewesen zu sein scheint. Im neuzeitlichen Horizont einer christlich geprägten Mitleidsethik erhebt jede leidende Kreatur, vor allem aber jeder leidende Mitmensch Anspruch auf Mitleid. Das hat weitreichende Konsequenzen, unter anderem aber auch diese: Überall dort, wo das Aufkommen von Mitleid unerwünscht ist, wird man die Darstellung von Leiden eher unterbinden, die Not nicht zum ästhetischen Thema machen und den Blick von ihr abwenden. Dieses Verdrängungsproblem hat in der Antike nicht bestanden. Gerade weil Leiden nicht immer und notwendigerweise den bedingten Mitleidsreflex auslöste, konnte es mit klinischer Akribie dargestellt und in seinem Pathosgehalt auf die Spitze getrieben werden.



## THE DEATH OF HAMNET AND THE MAKING OF HAMLET

### STEPHEN GREENBLATT

The work I am going to present is part of a biography of Shakespeare that I completed in the academic year 2003/04 at the Wissenschaftskolleg, and I want to offer a few preliminary remarks about the genre of my essay.

Over centuries of feverish speculation, the most compelling reflections on Shakespeare's inner life – preeminently, James Joyce's brilliant pages in *Ulysses*, but there are many others – have focused on *Hamlet*. This biographical attention to a work deriving from recycled materials and written for the public stage would seem inherently implausible, were it not for the overwhelming impression on readers and spectators alike that the play must have emerged in an unusually direct way from a deep psychic disturbance, indeed that at moments (as T. S. Eliot famously observed) the playwright seems to have been barely in control of his materials.

This is, of course, only an impression, with no evidence – other than internal evidence – to support it. Traces of Shakespeare's life are abundant but thin: dogged archival labor over many generations has turned up contemporary allusions to him, along with a reasonable number of the playwright's property transactions, a marriage license, christening records, cast lists in which he is named as a performer, tax bills, petty legal affidavits, payments for services, and an interesting last will and testament, but no immediately obvious clues to unravel the great mystery of such immense creative power. None of Shakespeare's letters, diaries, or manuscripts survives. And even had such documents survived, there would be every reason for caution.

---

Evening lecture presented on May 23, 2004, at the evening before the meeting of the Scientific Advisory Board. The essay is, for the most part, drawn from Stephen Greenblatt's book, *Will In The World: How Shakespeare Became Shakespeare* (New York: W. W. Norton, 2004). The book is also published in German translation: *Will in der Welt: Wie Shakespeare zu Shakespeare wurde*. Berlin-Verlag, 2004. Copyright 2004 by Stephen Greenblatt.

Professional literary critics from the mid-twentieth century on have been allergic to literary biography, treating it with wariness or mild contempt. Their principal task has been to fashion a language adequate to the techniques by which literary effects are produced. Certain modes of literary criticism, including my own, have attempted to move beyond the formal boundaries of the text, but their principal focus has been on a larger historical and cultural matrix in which the individual artist virtually disappears. Biographical accounts of works of art have come to seem distracting, reductive, and hopelessly speculative. It may be possible to say something meaningful about the effects of a literary work on the sensibility of the reader, but there is, as virtually everyone now recognizes, no reliable access to the creative process that brought this work into being.

Even with writers far less remote than Shakespeare, even with those who have left very full accounts of their writing practice, the principle of inaccessibility applies. For why should anyone believe what writers say about how they have created their works? Where readers think that they are getting the most direct revelation, they are often getting the most distorted or concealed account. The first-person pronoun in Shakespeare's sonnets tantalizes readers with the sense that they are encountering the direct and unvarnished inner life of the artist, but the poems have proved notoriously elusive. Shakespeare shared with Kierkegaard a passion for disguise, and, like Kierkegaard, he was never more fully concealed than when he used the word "I".

Moreover, recent literary criticism has, for the most part, embraced an anti-humanism that deconstructs the whole model of authorship – the autonomous agent who exercises executive control over language; the bounded individual with a set of coherent life-themes; the performing self – upon which the genre of literary biography once confidently depended. Writers are no longer granted the possession of their works that was once formally marked by their signature. "The signature becomes effective – performed and performing", writes Derrida, "not at the moment it apparently takes place, but only later, when ears will have managed to receive the message ... it is the ear of the other that signs."

Contemporary literary biographers themselves seem to have lost confidence in the project of constructing a genealogy of great works of art. Very often now they simply split their enterprise in two, with chapters of life history alternating with chapters of literary appreciation and analysis. That is, they no longer even pretend that the two wires, life and art, can or should be made to touch.

Why then do I bother to experiment with the form?

The formalist bracketing of authorial agency and the deconstructive attempt to disperse it altogether seem to me unsustainable. What is denied in the sphere of the author inevitably, if covertly, returns elsewhere. This covert return is true not only for formalism and deconstruction, where the critic is characteristically granted what the author is denied, but also for new historicism, where agency comes back in allegorical form, in the idea of “the culture” – a personification that conveniently stands in for the missing author. Little or no attempt need to be made to account for the way in which “the culture” is actually experienced by an individual author – a curtain is discretely drawn, as if that intercourse should in all decency be left hidden. There are advantages, of course, to this strategy – the historicist does not have to speculate about the mechanism of transmission or to risk an account of life experience. But these advantages are often purchased at a cost: a defensive shying away from the human exigencies that draw us to literature in the first place.

The abandonment of authorship – the denial of a creative agent who can be apprehended – leaves a strange blank, an absence, precisely where ordinary readers intuit a presence. The experience of literary art is bound up with a sense of being in contact with a human voice and sensibility. Many of the greatest works of modern literature – Joyce, Mann, and Proust come immediately to mind – concern themselves with the link between the achieved forms of art and what Musil calls the “living compound of anxieties, instincts, and ideas” within the writer. Literary criticism celebrates these modernist works but refuses the very inquiry that makes them seem so compelling. This ascetic renunciation is principled but disheartening. Hence it is not particularly surprising that, setting biography and one or two exceptional figures aside, almost no one, outside the academy, actually reads literary criticism – not even those who had studied literature in universities, and not even the professors themselves, when they are reading for pleasure: for literary criticism deliberately refuses to address the experience that readers actually seek out and enjoy.

The question remains whether the observations I wish to make about Shakespeare’s aesthetic strategies could have been made without any biographical speculation at all. The answer is that they could have, but I hope to make the case that these strategies were rooted in particular life experiences, that they addressed and attempted to resolve a specific crisis of the spirit, that they came into the world, like a live birth, covered with blood and slime. I do not think that all literary criticism should henceforth do what I am attempting to do here – I am only pleading for the legitimacy of an attempt to make the wires touch.

Before he had reached his twenty-first birthday, William Shakespeare had three children by his wife Ann: a daughter Susanna, christened by the vicar of Stratford-upon-Avon on May 26, 1583, and the twins Hamnet and Judith, christened on February 2, 1585. The twins were named after the Shakespeares' neighbors and lifelong friends, Hamnet and Judith Sadler. When in 1598 the Sadlers had a son, they named him William. But long before that time – probably by 1586, shortly after the birth of the twins – William Shakespeare had left provincial Stratford behind and made his way to London. He sent money back home to his family and made periodic visits, but, unlike other aspiring actors and playwrights in this period, he chose not to take his wife and children with him to the capital.

Sometime in the spring or summer of 1596, Shakespeare probably received word that his only son Hamnet, eleven years old, was ill. It is possible he understood and responded at once, or he may have been distracted by affairs in London. There was much to preoccupy him. On July 22nd the Lord Chamberlain, Henry Carey, the queen's powerful cousin and the patron of Shakespeare's company, died. The death of their patron and the ensuing flurry of uncertainty must have been disconcerting for the players, and their disquiet was no doubt intensified by renewed calls by preachers and civic officials for the closing of the theaters in order to protect London's moral and physical health. Performances were banned in all City inns, and it is possible that during the summer of 1596 the City authorities managed to obtain an order temporarily closing down all the playhouses. Such a closure – known as an "inhibition" – would help to explain why some members of Shakespeare's company were on the road that summer, performing at Faversham in Kent and other places.

Shakespeare may have accompanied his fellow actors on tour, or he could have stayed back in London to work on one or another of the plays he must have been writing for the company at this time: *King John*, *Henry IV*, or *The Merchant of Venice*. Whether in London or on tour, he would at best have only been able to receive news intermittently from Stratford, but at some point in the summer he presumably must have learned that Hamnet's condition had worsened and that it was necessary to drop everything and hurry home. By the time that he reached Stratford, the eleven-year-old boy – whom, apart from brief returns, Shakespeare had in effect abandoned in his infancy – may already have died. On August 11th, the father presumably saw his son buried at Holy Trinity Church: the clerk duly noted in the burial register, "Hamnet filius William Shaksper".

Unlike Ben Jonson and others who wrote grief-stricken poems about the loss of children, Shakespeare published no elegies and left no direct record of his paternal feelings. It is

sometimes said that parents in Shakespeare's time could not afford to invest too much love and hope in any one child. One out of three children died by the age of ten, and overall mortality rates were by our standards exceedingly high. Death was a familiar spectacle; it took place at home, not out of sight. When Shakespeare was fifteen, his nine-year-old sister Anne died, and there must have been many other occasions for him to witness the death of children.

In the four years following Hamnet's death, the playwright, as many have pointed out, wrote some of his sunniest comedies: *The Merry Wives of Windsor*, *Much Ado About Nothing*, *As You Like It*. This fact is, for some, decisive evidence that the father's grief must at most have been brief and transient. But the plays of these years were by no means uniformly cheerful. In *King John*, probably written in 1596 just after the boy was laid to rest, Shakespeare depicted a mother so frantic at the loss of her son that she is driven to thoughts of suicide. Observing her, a clerical bystander remarks that she is mad, but she insists that she is perfectly sane: "I am not mad; I would to God I were!" Reason, she says, and not madness, has put the thoughts of suicide in her head, for it is her reason that tenaciously keeps hold of the image of her child. When she is accused of perversely insisting on her grief, she replies with an eloquent simplicity that breaks free from the tangled plot:

Grief fills the room up of my absent child,  
Lies in his bed, walks up and down with me,  
Puts on his pretty looks, repeats his words,  
Remembers me of all his gracious parts,  
Stuffs out his vacant garments with his form. (3.4.93–97)

If there is no secure link between these lines and the death of Hamnet, there is, at the very least, no reason to think that Shakespeare simply buried his son and moved on unscathed. He might have brooded inwardly and obsessively, even as he was making audiences laugh at Falstaff in love or at the wit contests of Beatrice and Benedick. Nor is it implausible that it took years for the trauma of his son's death fully to erupt in Shakespeare's work or that it was triggered by an accidental conjunction of names. For Hamnet and Hamlet are in fact the same name, entirely interchangeable in Stratford records in the late 16<sup>th</sup> and early 17<sup>th</sup> centuries. Shakespeare evidently named his son after his recusant neighbor and friend, Hamnet Sadler, who was still alive in March 1616 when Shakespeare drew up his will and left 26 shillings, 8 pence to "Hamlett Sadler ... to buy him a ringe."

Writing a play about Hamlet, in or around 1600, may not have been Shakespeare's own idea. At least one play, now lost, about the Danish prince who avenges his father's murder had already been performed on the English stage, successfully enough to be casually alluded to by contemporary writers, as if everyone had seen it or at least knew about it. Someone in the Lord Chamberlain's Men, with an eye on revenues, may simply have suggested to Shakespeare that the time might be ripe for a new, improved version of Hamlet. For that matter, with his high stakes in the company's profits, Shakespeare was singularly alert to whatever attracted London crowds, and he had by now long experience of dusting off old plays and making them startlingly new. The likely author of the earlier play, Thomas Kyd, was no obstacle: possibly broken by the torture inflicted upon him when he was interrogated about his roommate Marlowe, he had died back in 1594, at the age of 36. In any case, neither Shakespeare nor his contemporaries were squeamish about stealing from each other.

Shakespeare had certainly seen the earlier Hamlet play, probably on multiple occasions. When he set to work on his new tragedy, he likely had it by heart – or as much of it as he chose to remember. It is impossible to determine, in this case, whether he sat down with books open before him – as he clearly did, for example, in writing *Antony and Cleopatra* – or relied on his memory, but he had also certainly read one and probably more than one version of the old Danish tale of murder and revenge. At the very least, judging from the play he wrote, he carefully read the story as narrated in French by François de Belleforest, whose collection of tragic tales was a publishing phenomenon in the late sixteenth century. Belleforest had taken the Hamlet story from a chronicle of Denmark compiled in Latin in the late twelfth century by a Dane known as Saxo the Grammarian. And Saxo in turn was recycling written and oral legends that reached back for centuries before him. Here then, as so often throughout his career, Shakespeare was working with known materials – a well-established story, a familiar cast of characters, a set of predictable excitements.

If Shakespeare had died in 1600 it would have been difficult to think that anything was missing from his achievement and still more difficult to think that anything yet unrealized was brewing in his work. But *Hamlet* makes clear that Shakespeare had been quietly, steadily developing a special technical skill. This development may have been entirely deliberate, the consequence of a clear, ongoing professional design, or it may have been more haphazard and opportunistic. The achievement was, in any case, gradual: not a sudden, once-for-all discovery or a grandiose invention, but the subtle refinement of a particular set of representational techniques. By the turn of the century Shakespeare was poised to make an epochal breakthrough. He had perfected the means to represent inwardness.

The task of conveying an inner life is an immensely challenging one in drama, since what the audience sees and hears is always in some sense or other public utterance – the words that the characters say to one another or, in occasional asides and soliloquies, directly to the onlookers. Playwrights can pretend, of course, that the audience is overhearing a kind of internal monologue, but it is difficult to keep such monologues from sounding “stagy.” *Richard III*, written in 1591 or 92, is hugely energetic and powerful, with a marvelous, unforgettable main character, but when that character, alone at night, reveals what is going on inside him, he sounds oddly wooden and artificial:

It is now dead midnight.  
Cold fearful drops stand on my trembling flesh.  
What do I fear? Myself? There's none else by.  
Richard loves Richard; that is, I am I.  
Is there a murderer here? No. Yes. I am.  
Then fly! What, from myself? Great reason. Why?  
Alack, I love myself. Wherefore? For any good  
That I myself have done unto myself?  
O no, alas, I rather hate myself  
For hateful deeds committed by myself.  
I am a villain. Yet I lie: I am not. (5.5.134–45)

Shakespeare is following his chronicle source, which states that Richard could not sleep on the eve of his death, because he felt unwonted pricks of conscience. But though it has a staccato vigor, the soliloquy, as a way of sketching inner conflict, is schematic and mechanical, as if within the character on stage there was simply another tiny stage on which puppets were performing a Punch-and-Judy show.

In *Richard II*, written some three years later, there is a comparable moment that marks Shakespeare's burgeoning skills. Deposed and imprisoned by his cousin Bolingbroke, the ruined king, shortly before his murder, looks within himself:

I have been studying how I may compare  
This prison where I live unto the world;  
And for because the world is populous,  
And here is not a creature but myself,

I cannot do it. Yet I'll hammer it out.  
My brain I'll prove the female to my soul,  
My soul the father, and these two beget  
A generation of still-breeding thoughts. (5.5.1–8)

Much of the difference between the two passages has to do with the very different characters: the one a murderous tyrant full of manic energy, the other a spoiled, narcissistic, self-destructive poet. But the turn from one character to the other is itself significant: it signals Shakespeare's growing interest in the hidden processes of interiority. Locked in a windowless room, Richard II watches himself think, struggling to forge a metaphoric link between his prison and the world, reaching a dead end, and then forcing his imagination to renew the effort: "Yet I'll hammer it out." The world, crowded with people, is not, as he himself recognizes, remotely comparable to the solitude of his prison cell, but Richard wills himself to generate – out of what he pictures as the intercourse of his brain and soul – an imaginary populace. What he hammers out is a kind of inner theater, akin to that already found in Richard III's soliloquy, but with a vastly increased complexity, subtlety, and above all self-consciousness.

Written in 1595, *Richard II* marked a major advance in the playwright's ability to represent inwardness, but *Julius Caesar*, written four years later, shows that, not content with what he has mastered, Shakespeare subtly experimented with new techniques. Alone, pacing in his orchard in the middle of night, Brutus begins to speak:

It must be by his death. And for my part  
I know no personal cause to spurn at him,  
But for the general. He would be crowned.  
How that might change his nature, there's the question.  
It is the bright day that brings forth the adder,  
And that craves wary walking. Crown him: that! (2.1.10–15)

This soliloquy is far less fluid, less an elegant and self-conscious poetic meditation, than the prison soliloquy of Richard II. But it has something startlingly new: the unmistakable marks of actual thinking. Richard speaks of hammering it out, but the words he utters are already highly polished. Brutus's words by contrast seem to flow immediately from the still inchoate toing-and-froing of his wavering mind, as he grapples with a set of momentous



questions. “It must be by his death”: without prelude, the audience is launched into the midst of Brutus’s obsessive brooding. It is impossible to know if he is weighing a proposition, trying out a decision, reiterating words that someone else has spoken. He does not need to mention whose death he is contemplating, nor does he need to make clear – for it is already part of his thought – that it will be by assassination.

Brutus is speaking to himself, and his words have the peculiar shorthand of the brain at work. “Crown him: that!”: the exclamation is barely comprehensible, except as a burst of passionate anger provoked by a phantasmatic image passing at that instant through the speaker’s mind. The spectators are pulled in eerily close, watching at first hand the forming of a fatal resolution – a determination to assassinate Caesar – that will change the world. A few moments later Brutus, intensely self-aware, describes for himself the molten state of consciousness in which he finds himself:

Between the acting of a dreadful thing  
And the first motion, all the interim is  
Like a phantasma or a hideous dream.  
The genius and the mortal instruments  
Are then in counsel, and the state of man,  
Like to a little kingdom, suffers then  
The nature of an insurrection. (2.1.63–69)

Was it at this moment, in 1599, that Shakespeare first conceived of the possibility of writing about a character suspended, for virtually the whole length of a play, in this strange interim? Brutus himself is not such a character: by the middle of *Julius Caesar*, he has done the dreadful thing, the killing of his mentor and friend – possibly his own father – and the remainder of the play teases out the fatal consequences of his act.

If Shakespeare did not grasp it at once, then certainly by the following year he understood perfectly that there was a character, already popular on the Elizabethan stage, whose life he could depict as one long phantasma or hideous dream. That character, the prince of the inward insurrection, was Hamlet.

Even in its earliest known medieval telling, Hamlet’s saga was the story of the long interval between the first motion – the initial impulse or design – and the acting of the dreadful thing. In Saxo the Grammatician’s account, King Horwendil (the equivalent of Shakespeare’s old King Hamlet) was killed by his envious brother Feng (the equivalent of

Claudius) not secretly but in plain view. The brother had a thin cover story – he said that Horwendil had been brutally abusing his gentle wife Gerutha – but the reality was that the ruthless Feng was powerful enough to seize his brother’s crown, his realm, and his wife and get away with it. The only potential obstacle was Horwendil’s young son Amleth, for everyone in this pre-Christian world of treachery and vengeance understood that a son must avenge his father’s murder. Amleth was still a child and no danger to anyone, but when he grew up, his obligation was clear. The murderous Feng understood this strict social code as well, of course, and, if he did not quickly come up with a stratagem, the boy’s life was worth nothing. In order to survive long enough to take his just revenge, Amleth feigned madness, persuading his uncle that he could not ever pose a threat. Flinging dirt and slime on himself, he sat by the fire, listlessly whittling away at small sticks and turning them into barbed hooks. Though the wary Feng repeatedly set traps to try to discern some hidden sparks of intelligence behind his nephew’s apparent idiocy, Amleth cunningly avoided detection. He bided his time and made plans. Mocked as a fool, treated with contempt and derision, he eventually succeeded in burning to death Feng’s entire retinue and in running his uncle through with a sword. He summoned an assembly of nobles, explained why he has done what he has done, and was enthusiastically acclaimed as the new king. “Many could have been seen marvelling how he had concealed so subtle a plan over so long a space of time.”

Amleth thus spends years in the interim state that Brutus can barely endure for a few days. Shakespeare had developed the means to represent the psychological reality of such a condition – something that neither Saxo nor his followers even dreamed of being able to do. He saw that the Hamlet story, ripe for revision, would enable him to make a play about what it is like to live inwardly in the queasy interval between a murderous design and its fulfillment. The problem, however, is that the theater is not particularly tolerant of long gestation periods: to represent the child Hamlet feigning idiocy for years in order to reach the age at which he could act would be exceedingly difficult to render dramatically compelling. The obvious solution, probably already reached in the lost play, is to start the action at the point in which Hamlet has come of age and is ready to undertake his act of revenge.

In Saxo the Grammarian’s Hamlet, as in the popular tale by Belleforest, no ghost appeared. There was no need for a ghost, for the murder was public knowledge, as was the son’s obligation to take revenge. But when he set out to write his version of the Hamlet story, either following Kyd’s lead or on his own, Shakespeare made the murder a secret. Everyone in Denmark believes that old Hamlet was fatally stung by a serpent. The ghost

appears in order to tell the terrible truth: “The serpent that did sting thy father’s life/Now wears his crown.” (1.5.39–40)

Shakespeare’s play begins just before the ghost reveals the murder to Hamlet and ends just after Hamlet exacts his revenge. Hence the decisive changes in the plot – from a public killing known to everyone to a secret murder revealed to Hamlet alone by the ghost of the murdered man – enabled the playwright to focus almost the entire tragedy on the consciousness of the hero suspended between his “first motion” and “the acting of a dreadful thing”. But something in the plot has to account for this suspension. After all, Hamlet is no longer, in this revised version, a child who needs to play for time, and the murderer has no reason to suspect that Hamlet has or can ever acquire any inkling of his crime. Far from keeping his distance from his nephew (or setting subtle tests for him), Claudius refuses to let Hamlet return to university, calls him “our chiefest courtier, cousin, and our son”, and declares that he is next in succession to the throne. Once the ghost of his father has disclosed the actual cause of death – “Murder most foul, as in the best it is, /But this most foul, strange, and unnatural” – Hamlet, who has full access to the unguarded Claudius, is in the perfect position to act immediately. And such instantaneous response is precisely what Hamlet himself anticipates:

Haste, haste me to know it, that with wings as swift  
As meditation or the thought of love  
May sweep to my revenge. (1.5.29–31)

The play should be over then by the end of the first act. But Hamlet emphatically does not sweep to his revenge. As soon as the ghost vanishes, he tells the sentries and his friend Horatio that he intends “to put an antic disposition on” – that is, to pretend to be mad. The behavior made perfect sense in the old version of the story, where it was a ruse to deflect suspicion and to buy time. The emblem of that time, and the proof of the avenger’s brilliant, long-term planning, were the wooden hooks that the boy Amleth, apparently deranged, endlessly whittled away on with his little knife. These were the means that, at the tale’s climax, Amleth used to secure a net over the sleeping courtiers, before he set the hall on fire. What had looked like mere distraction turned out to be brilliantly strategic. But in Shakespeare, Hamlet’s feigned madness is no longer coherently tactical. Shakespeare in effect wrecked the compelling and coherent plot that his sources conveniently provided him.

And out of the wreckage he constructed what most modern audiences would regard as the best play that he had ever written.

Far from offering a cover, the antic disposition leads the murderer to set close watch upon Hamlet, to turn to his counselor Polonius for advice, to discuss the problem with Gertrude, to observe Ophelia carefully, to send for Rosencrantz and Guildenstern to spy upon their friend. Instead of leading the court to ignore him, Hamlet's madness becomes the object of everyone's endless speculation. And, strangely enough, the speculation sweeps Hamlet along with it: "I have of late – but wherefore I know not – lost all my mirth." "But wherefore I know not" – Hamlet, entirely aware that he is speaking to court spies, does not breathe a word of his father's ghost, but then it is not at all clear that the ghost is actually responsible for his profound depression. Already in the first scene in which he appears, before he has encountered the ghost, he is voicing to himself, as the innermost secret of his heart, virtually the identical disillusionment he discloses to the oily Rosencrantz and Guildenstern:

O God, O God,  
How weary, stale, flat, and unprofitable  
Seem to me all the uses of this world!  
Fie on't, ah fie, fie! 'Tis an unweeded garden  
That grows to seed; things rank and gross in nature  
Possess it merely. (1.2.132–7)

His father's death and his mother's hasty remarriage, public events and not secret revelations, have driven him to thoughts of "self-slaughter".

By excising the strategic rationale for Hamlet's madness, Shakespeare made it the central focus of the entire tragedy. The play's key moment of psychological revelation – the moment that virtually everyone remembers – is not the hero's plotting of revenge, not even his repeated, passionate self-reproach for inaction, but rather his contemplation of suicide: "To be or not to be; that is the question." This suicidal urge has nothing to do with the ghost – indeed Hamlet has so far forgotten the apparition as to speak of death as "The undiscovered country from whose bourn/No traveller returns" – but rather with a soul-sickness brought on by one of the "thousand natural shocks that flesh is heir to".

*Hamlet* marks a sufficient break in Shakespeare's career as to suggest some more personal cause for his daring transformation both of his sources and of his whole way of writ-

ing. A simple index of this transformation is the astonishing rush of new words, words that he had never used before in some twenty-one plays and in two long poems. There are, scholars have calculated, more than six hundred of these words, many of them not only new to Shakespeare but also new to the written record of the English language. Something must have been at work in Shakespeare, something powerful enough to call forth this linguistic explosion. "What's in a name?" Even if the decision to redo the old tragedy of *Hamlet* had come to Shakespeare from strictly commercial considerations, the coincidence of the names – the writing again and again of the name of his dead son – may have reopened a deep wound, a wound that had never properly healed.

But, of course, in *Hamlet* it is the death not of a son but of a father that provokes the hero's spiritual crisis. If the tragedy welled up from Shakespeare's own life – if it can be traced back to the death of Hamnet – something must have made the playwright link the loss of his child to the imagined loss of his father. I say "imagined" because Shakespeare's father was buried in Holy Trinity churchyard on September 8, 1601: the handwriting may have been on the wall, but he was almost certainly still alive when the tragedy was written and first performed. How did the father's death become bound up so closely in Shakespeare's imagination with the son's?

Shakespeare undoubtedly returned to Stratford in 1596 for his son's funeral. The minister, as the regulations required, would have met the corpse at the entry to the churchyard and accompanied it to the grave. Shakespeare stood there and listened to the prescribed Protestant burial service. While the earth was thrown onto the body – perhaps by the father himself, perhaps by friends – the minister intoned the words, "Forasmuch as it hath pleased Almighty God of his great mercy to take upon himself the soul of our dear brother here departed, we therefore commit his body to the ground, earth to earth, ashes to ashes, dust to dust; in sure and certain hope of the Resurrection to eternal life."

We do not know if Shakespeare experienced these simple, eloquent words as consolation or if he was tormented with a sense that something was missing. "What ceremony else?" cries Laertes, by the grave of his sister Ophelia; "What ceremony else?" Ophelia's funeral rites have been curtailed because she is suspected of the sin of suicide, and Laertes, rash, shallow, and easily manipulated by outward forms, is precisely the kind of person who obsesses about rituals. But the question he repeatedly asks echoes throughout *Hamlet*, and it articulates a concern that extends beyond the boundaries of the play. Within living memory, the whole relationship between the living and the dead had been changed. The crucial death rituals in Catholic culture – candles burning night and day, crosses everywhere, bells

tolling constantly, close relatives wailing and crossing themselves, neighbors visiting the corpse and saying over it a *Pater noster* or a *De profundis*, alms and food distributed in memory of the dead, priests paid to say Masses to ease the soul's perilous passage through Purgatory – had been gutted. Above all, it was now illegal to pray for the dead.

Ceremony was not the only or even the principal issue: what mattered was whether the dead could continue to speak to the living, at least for a short time, whether the living could help the dead, whether a reciprocal bond remained, whether, for example, a father who had abandoned his son could make amends after the son's death. When Shakespeare stood in the churchyard, watching the dirt fall on the body of his son, did he think that his relationship with Hamnet was gone without a trace?

Perhaps. But it is also possible that he found the service, with its deliberate refusal to address the dead child as a "thou", its reduction of ritual, its narrowing of ceremony, its denial of any possibility of communication, its rupture of continuity, painfully inadequate. And if he could make his peace with the Protestant understanding of these things, others close to him assuredly could not. His wife Anne must have stood at Hamnet's grave, and so too Shakespeare's parents, John and Mary. Indeed the grandparents had spent far more time with the boy than the father had, for while Shakespeare was in London, they were all living together in the same house with their daughter-in-law and the three grandchildren. They had helped to raise Hamnet, and they tended Hamnet through his last illness. And about his parents' beliefs with regard to the afterlife – specifically, about his father's beliefs – there is some evidence. This evidence strongly suggests that John Shakespeare would have wanted something done for Hamnet's soul, something that he perhaps appealed urgently to his son to do or that he undertook to do on his own. The arguments, or pleading, or tears that may have accompanied such appeals are irrevocably lost. But at least there is a trace of what Shakespeare's father (and, presumably, his mother as well) would have thought necessary, proper, charitable, loving, and, in a single word, Christian.

At some point in the preceding years John Shakespeare had signed a Catholic "Spiritual Last Will and Testament" which he seems to have hidden between the roof tiles of his house. Recusant Catholics, prevented from regular confession and communion, were particularly fearful of a death that would prevent the ritual opportunity to settle the sinner's accounts with God and to show the appropriate contrition. Any stains that remained would have to be burned away in the afterlife. The "Spiritual Testament" was an attempt to address this fear, and it went on to enlist family and friends as allies.

I John Shakespeare do ... beseech all my dear friends, parents, and kinsfolk, by the bowels of our Savior Jesus Christ, that since it is uncertain what lot will befall me, for fear notwithstanding lest by reason of my sins I be to pass and stay a long while in Purgatory, they will vouchsafe to assist and succor me with their holy prayers and satisfactory works, especially with the holy Sacrifice of the Mass, as being the most effectual means to deliver souls from their torments and pains.

John Shakespeare was not speaking now solely for himself; he was asking those who loved him to do something crucially important for him, something that the state had declared illegal.

In 1596, at the funeral of Hamnet, the same issue is likely to have surfaced. John Shakespeare, who had virtually raised his grandson, may well have urged his prosperous son to pay for masses for the dead child, just as he wanted masses to be said for his own soul. Whatever he happened at the time, Shakespeare must have still been brooding in late 1600 and early 1601, when he sat down to write a tragedy whose doomed hero bore the name of his dead son. His thoughts may have been intensified by news that his elderly father was seriously ill back in Stratford, for the thought of his father's death is deeply woven into the play. And the death of his son and the impending death of his father – a crisis of mourning and memory, exacerbated by the discarding of the traditional, reassuring ritual structure – constitute a psychic disturbance that may help to account for the explosive power and inwardness of *Hamlet*.

With *Hamlet*, Shakespeare made a discovery by means of which he relaunched his entire career. The crucial breakthrough did not involve developing new themes or learning how to construct a shapelier, tighter plot; it had to do rather with an intense representation of inwardness called forth by a new technique of radical excision. He had rethought how to put a tragedy together – specifically, he had rethought the amount of causal explanation a tragic plot needed to function effectively and the amount of explicit psychological rationale a character needed to be compelling. Shakespeare found that he could immeasurably deepen the effect of his plays – that he could provoke in the audience and himself a peculiarly passionate intensity of response – if he took out a key explanatory element, thereby occluding the rationale, motivation, or ethical principle that accounted for the action to be unfolded. The principle was not the making of a riddle to be solved, but the creation of a strategic opacity. This opacity, Shakespeare found, released an enormous energy that had been at least partially blocked or contained by familiar, reassuring explanations.

Let me be clear. I am not suggesting that the technique of radical excision was a traumatic symptom; still less that it was a sentimental compensation, a displaced mourning, for what had been lost. Apart from a few enigmatic moments – the “bare ruined choirs where late the sweet birds sang”, from sonnet 73, or Dion’s description in *The Winter’s Tale* of the “ceremonious, solemn, and unearthly” sacrifice before the Delphic oracle – there is little or no evidence that Shakespeare actually lamented the loss of the ceremonies and beliefs of the Catholic Church or tried to smuggle them into his work. Strategic opacity suggests something like the opposite: not a clever substitution for lost consolatory rituals but rather the strong attempt to imagine what lies on the other side of abandoned structures; a deep, bold acceptance, even intensification, of a life lived without traditional rituals or coherent justifications.

Shakespeare’s work had long been wryly skeptical of official explanations, whether psychological or theological, of why people behave the way they do. His plays had suggested that the choices people make in love are almost entirely inexplicable and irrational – that is the conviction that generates the comedy in *A Midsummer Night’s Dream* and the tragedy in *Romeo and Juliet*. But at least love was the clearly identifiable motive. With *Hamlet*, Shakespeare finds that if he refuses to provide himself or his audience with a familiar, comforting rationale that seems to make it all make sense, he can get to something immeasurably deeper. The key is not simply the creation of opacity, for by itself that would only create a baffling or incoherent play. Rather, Shakespeare comes increasingly to rely on the inward logic, the poetic coherence that his genius and his immensely hard work had long enabled him to confer on his plays. Tearing away the structure of superficial meanings, he fashions an inner structure through the resonant echoing of key terms, the subtle development of images, the brilliant orchestration of scenes, the complex unfolding of ideas, the intertwining of parallel plots, the uncovering of psychological obsessions.

This conceptual breakthrough in *Hamlet* was technical – that is, it affected the practical choices Shakespeare made when he put plays together, starting with the enigma of the prince’s suicidal melancholy and assumed madness. But it was not only a new aesthetic strategy. The excision of motive, I have been suggesting, must have arisen from something more than technical experimentation; coming in the wake of Hamnet’s death, it expressed Shakespeare’s root perception of existence, his understanding of what could be said and what should remain unspoken, his preference for things untidy, damaged, and unresolved over things neatly arranged, well-made, and settled. The opacity was shaped by his experience of the world and of his inner life: his skepticism, his pain, his ambiguous relation



to broken rituals, his refusal of easy consolations, and above all his faith in the theater and in his own visionary power.

In the years after *Hamlet*, Shakespeare wrote a succession of astonishing tragedies – including *Othello* in 1603 or 1604 and *King Lear* in 1605 – that drew upon his discovery. Repeatedly he took his source and deftly sliced away what would seem indispensable to a coherent, well-made play. Thus though *Othello* is constructed around the remorseless desire of the ensign Iago to destroy his general, the Moor, Shakespeare refused to provide the villain with a clear and convincing explanation for his behavior. That explanation would not have been difficult to find: it was already there, fully articulated, in Shakespeare's source for his play, a short story by the Italian university teacher and writer Giambattista Giraldi (known to contemporaries as "Cinthio"). "The wicked Ensign", Cinthio writes of Iago, "taking no account of the faith he had pledged to his wife, and of the friendship, loyalty, and obligations he owed the Moor, fell ardently in love with Desdemona, and bent all his thoughts to see if he could manage to enjoy her." Afraid to show his love openly, the ensign does everything he can to hint to the lady that he desires her, but Desdemona's thoughts are entirely focused on her husband. She does not merely reject the ensign's advances; she does not even notice them. Incapable of conceiving such purity of love, Cinthio's ensign concludes that Desdemona must be in love with someone else. The likeliest candidate, he concludes, is the Moor's handsome corporal, and he plots to get rid of him. But that is not all, Cinthio explains: "Not only did he turn his mind to this, but the love which he had felt for the Lady now changed to the bitterest hate, and he gave himself up to studying how to bring it about that, once the Corporal were killed, if he himself could not enjoy the Lady, then the Moor should not have her either." Everything neatly follows.

But not in Shakespeare. His villain does not dream of possessing Desdemona, nor is she the particular object of his hatred. To be sure, there is a moment in which he seems about to rehearse the motive that Cinthio had provided:

That Cassio loves her, I do well believe it,  
That she loves him, 'tis apt and of great credit.  
The Moor, howbeit that I endure him not,  
Is of a constant, loving, noble nature,  
And I dare think he'll prove to Desdemona  
A more dear husband. Now I do love her too.

Since Shakespeare's Iago thinks only that his slander will be a plausible one – "tis apt and of great credit" – this is not quite Cinthio's Iago who genuinely believes that Desdemona must be in love with the handsome corporal. But the villains seem to converge in those last words: "Now I do love her too." Yet it is precisely here that Shakespeare can be caught in the act of creating his special effect:

Now I do love her too,  
Not out of absolute lust – though peradventure  
I stand accountant for as great a sin –  
But partly led to diet my revenge,  
For that I do suspect the lusty Moor  
Hath leaped into my seat, the thought whereof  
Doth like a poisonous mineral gnaw my inwards ... (2.1.289–95)

What in Cinthio was simple and clear, in Shakespeare becomes opaque: "Not out of absolute lust." A further motivation – Iago's fear that he has been cuckolded by Othello – displaces the first, but neither is convincing, and the addition of further layers only weakens the explanatory force of all of them, leaving intact the terrible inner torment. Iago's murky attempt to account for his obsessive, unappeasable hatred – in Coleridge's memorable phrase, "the motive hunting of motiveless malignity" – is famously inadequate. And, crucially, this inadequacy becomes an issue in the tragedy itself. Near the play's end, when Othello has finally understood that he has been tricked into believing that his wife was unfaithful, that he has murdered the innocent woman who loved him, and that his reputation and whole life have been destroyed, he turns to Iago and demands an explanation. Exposed as a moral monster, caught, and pinioned, Iago's terrible reply – his last utterance in the play – is a blank refusal to supply the missing motive:

Demand me nothing. What you know, you know.  
From this time forth I never will speak word. (5.2.309–10)

The words are specific to *Othello* and to the fathomless cruelty of its villain, but the opacity extends to crucial elements in each of Shakespeare's great tragedies.

Perhaps the greatest instance of strategic opacity comes in the play Shakespeare wrote shortly after *Othello*, *King Lear*. Lear's story – his misguided anger at the one daughter who

truly loved him; his betrayal by the two wicked daughters upon whom he had bestowed all of his wealth and power – had often been told before. Shakespeare could have heard it recounted from the pulpit or seen it mentioned briefly in Spenser's *Faerie Queene* or read a fuller account in the chronicles to which he was addicted. He had almost certainly seen a version of it performed on stage. In all versions of the story, Lear foolishly sets a love test: "which of you", he asks his three daughters, "shall we say doth love us most?" In some versions, including Shakespeare's, this test occurs at the moment when the father feels he can no longer manage his affairs and decides to retire.

But why does Lear, who has, as the play begins, already drawn up the map equitably dividing the kingdom among his three daughters, stage the love test at all? In Shakespeare's principal source, an old Queen's Men play called *The True Chronicle History of King Leir* (eventually published in 1605 but dating from 1594 or earlier), there is a gratifyingly clear answer. Leir's strong-willed daughter Cordella has vowed that she will only marry a man whom she herself loves; Leir wishes her to marry the man he chooses for his own dynastic purposes. He stages the love test, anticipating that in competing with her sisters, Cordella will declare that she loves her father best, at which point Leir will demand that she prove her love by marrying the suitor of his choice. The stratagem backfires, but its purpose is clear.

Once again, as he did in *Hamlet* or *Othello*, Shakespeare simply cut out the motive that made the initiating action of the story make sense. Lear says he wants an answer to his question so that he can divide the kingdom according to the level of each daughter's love, but the play opens with characters discussing the map of the division – it has already been drawn up – and noting that the portions are exactly equal. And Lear makes matters still stranger by proceeding to test Cordelia, as if there were something still at stake, after he has already given away, with a great show of precision, the first two-thirds of his realm. By stripping his character of a coherent rationale for the behavior that sets in motion the whole ghastly train of events, Shakespeare makes Lear's act seem at once more arbitrary and more rooted in deep psychological needs. His Lear is a man who has determined to retire from power but who cannot endure dependence. Unwilling to lose his identity as absolute authority both in the state and in the family, he arranges a public ritual – "Which of you shall we say doth love us most?" (1.1.51) – whose aim seems to be to allay his own anxiety by arousing it in his children. But Cordelia refuses to perform: "What shall Cordelia speak? Love and be silent." (1.1.62) Lear demands an answer: "Speak." When she says "Nothing", a word that echoes darkly throughout the play, Lear hears what he most dreads: emptiness, loss of respect, the extinction of identity.

At the end of the play, extinction comes to Lear in a more terrible form than he had imagined. The old Queen's Men play and all the other versions of the story concluded with Lear's reconciliation with Cordelia and with his restoration to the throne. Shakespeare's original audience must have expected some version of this upbeat ending, though perhaps they anticipated that the play's final moments would show the death of the aged Lear and the ascent to the throne of his virtuous daughter. What they would not have foreseen was that Shakespeare would cut the triumph of Cordelia – the vindication that made moral sense of the whole narrative – and instead depict the ruined king holding his murdered daughter in his arms and howling with grief. "Is this the promised end?" asks one of the bystanders, voicing what must have been the audience's incredulity. In this unprecedented climax, the theatrical effect we have been calling opacity seems to be made literal – "All's cheerless, dark, and deadly" – as the dying Lear swings wildly from the delusive hope that Cordelia is still alive to the impossibly bleak recognition that she is dead:

No, no, no life!  
Why should a dog, a horse, a rat have life,  
And thou no breath at all? Thou'lt come no more,  
Never, never, never, never, never.

These words, the tragedy's climactic imagining of what it feels like to lose a child, are the most painful that Shakespeare ever wrote.

They were written, however, not about Hamnet but about Cordelia, and not in the immediate wake of the playwright's loss but almost a decade later, at a time of unparalleled prosperity and success. Queen Elizabeth's death in 1603, bringing to an end a remarkable forty-five year reign, had not harmed him or his company. Quite the contrary: within a matter of weeks the new ruler, James VI of Scotland now become James I of England, acted to make the Lord Chamberlain's Men his own theater company, the King's Men. Shakespeare's career was flourishing.

LIFE IS NOT SO SIMPLE: THE EPISTEMOLOGY OF COMPLEXITY  
SANDRA D. MITCHELL

Philosophical views about the nature of knowledge reflect the best scientific practices of their day. For example, it might be argued that Kant's conception of epistemology and metaphysics was driven by his desire to justify Newton's scientific results in a way consistent with a rationalist perspective (see Watkins 2000). In the 19<sup>th</sup> century, Herschel, Whewell, and Mill aimed at explicating what knowledge is and how it is obtained by adhering to what each, differently, thought Newton had done to discover his laws. Knowledge itself is fashioned on the understanding of scientific practice.

Science hasn't stood still since Newton, needless to say. The understanding of space and time and of causality itself shifted in the early 20<sup>th</sup> century in the wake of Einstein's theory of special and general relativity and with the rise of quantum mechanics. I will focus on other shifts I believe are required by recent developments in the biological sciences of complex systems. In particular, I want to outline needed changes in our understanding of lawfulness and causal inference.

Multi-component, multi-level, evolved complex systems, like a brain or a multi-cellular organism or an insect colony, expose types of causal structures in nature that differ from what we have come to expect from the philosophical explications of fundamental physics. And if, like me, you are not convinced that all knowledge is reducible in principle to the knowledge of physics, then the epistemology of complexity requires new philosophical models to accommodate these scientific practices.

This is a big story, and I will tell only part of it here. The parts I will explore have to do first with the kind of contingency found in biological nature and its implications for our

---

Sandra D. Mitchell is Professor in the Department of History and Philosophy of Science at the University of Pittsburgh. She was a Fellow at the Wissenschaftskolleg zu Berlin in 1993–94. The lecture was held on June 8, 2004 in the context of a "Werkvorstellung", which was jointly sponsored by the Einstein Forum and the Wissenschaftskolleg zu Berlin.

conception of scientific laws. The second issue concerns causal inference. I will offer a criticism of the invariance account of causality offered by James Woodward (2003), which meets the needs of the first consideration, i. e., it no longer requires that explanation appeal to laws that are universal in scope, but which fails to make room for some important and ubiquitous forms of complex causality.

### A Brief Tour of Complexity

Biological complexity is ubiquitous. It can be seen in the organic composition of a human individual, made up of 46 chromosomes, approximately 210 different cell-types, and more than 30,000 genes. A honey bee colony is constituted by tens of thousands of individuals engaged in non-random division of labor, with individual task performance responding to internal and external needs of the colony, patterned by age and experience. Or consider *Dictyostelium discoideum*, a eukaryote slime mold, which lives in two states, one as a population of individual single-celled amoebae and the other as a single multi-cellular organism formed by the aggregation of the amoeba under circumstances of nutrient deprivation (Kessen 2001).

All these complex biological systems exhibit multi-level organization, multi-component causal interactions, plasticity in relation to context variation, and evolved contingency. It is useful for investigation to distinguish different types of complexity: compositional complexity, dynamic complexity, and evolved diversity (Mitchell 2003). An essential strategy for understanding a complex system is to identify its material and functional components and how they are organized (Simon 1962). Compositional complexity refers to the ways larger units (an organism or a society) are built up from their component parts (cells or genes, individuals or task groups). Composition rules range from simple aggregations to a variety of non-random structures (Wimsatt 1986, 2000). Dynamical complexity refers to processes in space and time that are non-linear or chaotic. For *Dictyostelium discoideum*, the transformation from single cell populations to multi-cellular organism is by means of cell-cell signaling and chaotic feedback mechanisms that induce what I have called a phase change in the system (see Goldbeter 1997, Goldbeter, et al. 2001, Mitchell 2003). Chaotic behaviors, while deterministic, are unpredictable given their extreme sensitivity to immeasurably small variations in initial conditions. Many biological systems display features of dynamical complexity including bifurcation, amplification, and the type of phase change described above. Finally, evolved diversity characterizes the complexity of the domain of

biological systems, where different populations display varied, alternative adaptive solutions to similar selective regimes and the same adaptation may be reached by very different means. An example of the latter is seen in honeybees and slave-making ants. Both display division of labor, yet the evolutionary paths by which each arrived at this adaptation are most likely quite different, based on differences in their genetic resources (more genetic variation in honeybees than in slave-making ants) and selective contexts (see Foitzik and Herbers 2001). Historical contingency and phylogenetic constraints contribute to the variety of local strategies adopted (e. g. marsupial and placental mammals).

That such complex biological systems exist is not news. However, the epistemology of complex systems has suffered from an allegiance to old and inappropriate world views. Strategies derived from 19<sup>th</sup>-century views of scientific method have led many contemporary scientists to direct their search for explanations solely toward an assumed underlying simplicity, decomposing complexities into simple components, looking across diversity to the commonalities presumed to be universal, and shielding the systems from the variegated influences of context to see the regularities hidden within. While the conceptions, methods, and inferences based on the 19<sup>th</sup>-century approaches have been, in some ways, successful, they have also been limiting (see Mitchell 2003, chapter 5). The common, simple, and universal features of the complex world recover only part of the story. A shift in focus to irreversible, context-sensitive, dynamic, and diverse structures and behaviors demands a new approach to epistemology fine-tuned to the advances in the study of biological complexity.

### Contingency

A well-known problem for the special sciences and biology in particular is the failure of generalizations about complex systems to meet what have been identified as the defining characteristics of scientific laws. The standard philosophical characterization of laws requires them to be universal in scope, exceptionless, empirically true, and naturally necessary, though not logically necessary. Take, for example, Mendel's law of segregation that for any sexually reproducing organism, gamete production preserves a 50:50 ratio of alleles from the two parents. There are exceptions to this law. Segregation distortion, or meiotic drive, skews the genotypic frequencies from the Mendelian expectations (Taylor and Ingvarsson 2003). The existence of exceptions is typical for generalizations in biology. Very few approach the philosopher's image of a law; at best only those that look more like

mathematical truths, such as the Hardy-Weinberg equilibrium law. If laws play a significant role in science for prediction, explanation, and intervention, then the lack of them in biology should pose a serious problem.

How are we to think about the knowledge we have of biological systems that fails to be characterizable as universal, exceptionless, necessary truths? Its failure to conform is sometimes blamed on the contingency of biological causal structures. The ways biological systems are organized have evolved and thus the generalizations true of the biological world have changed over time. The set of causal structures not only could have been physically different, but in fact *were different* in different periods in the evolution of life on the planet and *are different* for the set of evolved structures at a given time. Thus exceptionless universality seems to be unattainable. The traditional account of scientific laws is out of reach for biology.

The mark of distinctly biological regularities is their contingency as products of biological evolution, and thus the transient character of the causal dependencies they describe. It is this sense that Beatty has dubbed “the evolutionary contingency thesis” (Beatty 1995). It is meant to capture the meaning of Steven J. Gould’s metaphoric appeal to Frank Capra’s 1946 film “It’s A Wonderful Life”. In the movie, the character George Bailey, played by James Stewart, when contemplating suicide is permitted to see what his town would have been like if he had never been born. It’s not a pretty picture, and George opts to continue living. Analogously, Gould (Gould 1989) has suggested that if we could rewind the evolutionary history of life and then “play the tape” again we would get wholly different species, body plans, and phenotypes. Biological contingency points to this historical chanciness of the systems that evolved, the “frozen accidents” (Crick 1968) that populate our planet, the lack of necessity about it all. Should we conclude that biology is lawless?

There have been a variety of responses to this situation. Some have claimed that biology has no laws that fit the standard account of laws (Beatty 1995, Brandon 1997, Sober 1997, Woodward 2001). However, this may be not so bad if, as Cartwright (Cartwright 1999) and Woodward (2001, 2003) argue, science does not need laws for explanation. Others have suggested that biology does have laws that fit the standard account of laws (Sober 1997, Waters 1998). Yet even for them, there are not many such laws and these are at best *ceteris paribus* laws or are very abstract, perhaps mathematical truths. I have argued in contrast that biology has laws, but in accordance with a revised account of law. That is, we need to reject the standard account of laws and replace it with one that better accords with the actual function of laws in prediction, explanation, and intervention (Mitchell 2003).



The motivation for my view is found by stepping back for a moment and asking how we decide whether or not biology has laws. It seems to me that there are three strategies for addressing this question: a normative, a paradigmatic, and a pragmatic approach. The normative approach is the most familiar. To proceed, one begins with a norm or definition of lawfulness and then each candidate generalization in biology is reviewed to see if the specified conditions are met. If yes, then there are laws in biology, if no, then there are not laws in biology. The paradigmatic approach begins with a set of exemplars of laws (characteristically in physics) and compares these with the generalizations of biology. Again, if a match is found, then biology is deemed lawful. The pragmatic approach that I support focuses on the role of laws in science and queries biological generalizations to see whether and to what degree they function to fulfill those roles.

Rather than try to squeeze biological generalizations into the uncomfortable cloth of universal, exceptionless truths, either by restricting the candidates to mathematical truths or by tacking on a *ceteris paribus* clause or by giving up lawfulness altogether, I ask rather what do laws of the traditional form do in science, and can other forms of truths satisfy the function of laws. The answer is that laws permit prediction, explanation, and intervention. Exception-ridden, non-universal true generalizations can do these jobs. They are not as easy to use as the laws of the ideal account, but they are usable nevertheless. We can thus make sense of the fact that the patterns of behavior we see in social insect colonies or the patterns of genetic frequencies we see over time in a population subject to selection are caused, are predictable, are explainable, and are subject to changes we desire as a result of our actions. Not all kinds of causal knowledge that permit us to perform these epistemological and pragmatic tasks are universal, exceptionless truths. Some are contingent, domain-restricted truths. To apply them to particular cases, however, requires us to know more about which contexts are conducive to the operation of the generalizations and which are not. That is, we need to know when and how a variety of different kinds of contingencies might be operative (Mitchell 2002).

Is there a way to recover biology's lawfulness, without revising our understanding of what constitutes a scientific law? Some have suggested there is, and it is to this argument that I now turn. What I will claim is that the logic of representing the true generalizations of biological complexity as laws under this strategy is impeccable; yet the result is one that obscures what is interestingly distinct about biological truths. The well-worn strategy for converting domain-restricted, exception-ridden claims into universal truths is by means of the addition of a *ceteris paribus* clause to the antecedent. Recall the causal dependency

described by Mendel's law of segregation, i. e., that, in sexually reproducing organisms, during gamete formation each member of an allelic pair separates from the other member to form the genetic constitution of the gamete. Thus a 50:50 ratio of contributions of the two parents is preserved. We know two unruly facts about this causal structure. First, this rule applied only after the evolution of sexually reproducing organisms (an evolutionary event that, in some sense, need not have occurred) roughly 2.5 to 3.5 billion years ago (Bernstein et al. 1981) 1 to 2 billion years after the earth itself was formed. Second, some sexually reproducing organisms do not follow the rule due to the presence of meiotic drive, whereby gamete production is skewed to generate more of one allele of the pair. Nevertheless, we can say that, provided that a system of sexual reproduction obtains, and meiotic drive does not occur, and other factors don't disrupt the mechanisms whereby gametes are produced, then Mendel's law holds. These finer specifications about possible interference, especially when they are not yet identified, get lumped into a single phrase: *ceteris paribus*, or when everything else is equal or, better, when nothing interferes. This logical maneuver seems to transform the non-universal, exception-ridden truths rampant in biology, and arguably frequent in all scientific investigations, into the ideal laws that seemed elusive. With the *ceteris paribus* clause tacked on, even biological truths can have the appearance of universal laws.

Elliott Sober claims that biological generalizations, if contingent, would fail to be laws, but thinks he can save the day. Sober argues that, for every contingent biological law discovered, there must be a non-contingent law in which it can be embedded. Sober's argument depends on articulating the implicit *ceteris paribus* conditions in the antecedent. The necessitation relation described by a law holds only when the assumed initial conditions are also met. Take Newton's first law. A body will remain at rest or move in a rectilinear path without acceleration only *if* no other body acts upon it. The consequence depends on the occurrence of the conditions stated in the antecedent. Ironically, in Newton's first law, the antecedent never does occur, given that there is more than one body in the universe and gravitational attraction, a force, will always occur between two bodies. It is still the case that Newton's law is exceptionless (if vacuously so), for there is no case where the antecedent conditions do occur and the consequent fails to occur.

Beatty claimed that distinctively biological generalizations, while true, are contingent on a particular historical pathway traversed as a result of evolutionary dynamics. Mendel's law of the 50:50 ratio of gamete segregation is true only because the genes determining that ratio were selected for in a particular episode in the evolutionary history of life on this

planet. If we had, in Gould’s words, “run the tape again”, it is possible that different genes would have been available through mutation, different traits would have evolved, and hence different generalizations would then be true. Indeed, those historical conditions on which the truth of a generalization is contingent (e. g., those determining the selective advantage of the 50 : 50 segregation gene) may change in the future, rendering the generalization no longer capable of truly describing the state of nature. Beatty calls this feature “weak contingency”. In addition, “strong contingency” denotes that, from the same set of conditions with the same selection pressures operating, variant but functionally equivalent outcomes may be generated. “To say that biological generalizations are evolutionarily contingent is to say that they are not laws of nature – they do not express any natural necessity; they may be true, but nothing in nature necessitates their truth” (Beatty 1995, 52).

Sober represents Beatty’s thesis using the following logical formulation:

$$L: \quad I \rightarrow [\text{if } P \text{ then } Q]$$

$$t_0 \qquad t_1 \quad t_2$$

Here [if P then Q] is an evolutionarily contingent generalization, like Mendel’s segregation law, and I represents the historical conditions upon which it depends. The subscripted t’s indicate time. Sober argues that, in using this representation, we can easily see that there really is a non-contingent biological law being invoked (L):  $I \rightarrow [\text{if } P \text{ then } Q]$ . Sober claims that there are two ways a law of the form L can escape contingency, either by being analytic or by taking seriously Beatty’s causal claim that there was a particular set of conditions in evolutionary history responsible for [if P then Q] being true. That the mathematical laws used in biology (like Hardy-Weinberg equilibrium) are logical truths is neither controversial nor particularly pertinent. That Beatty’s very argument for contingency is self-refuting is more serious.

Notice what must be presumed to allow Sober the second interpretation. The assumed complex web of present and absent environmental conditions that rendered the 50 : 50 gene more fit than other variants, that did not trade off those consequences via other selective pressures, that prevented chance and mutation and migration from overriding the advantage, and so on, is represented simply by I. In addition, the complicated causal process that gave rise to the relation described by [if P then Q] is abstracted to the arrow of the material conditional. How does the new law, L, describe a naturally necessary relation between the antecedent, I, and the consequent, [if P then Q]? One could argue that if all the conditions

that cause the rule to be true have been identified, then their occurrence must unconditionally necessitate the truth of the rule. If not, then one could counter that the complete causal story was not described. That is, if Beatty's claim that evolutionary conditions and processes caused the generalization to be true, then a non-contingent causal generalization, namely L, should be capable of describing that. But is it really non-contingent?

Suppose L is a physical, rather than a biological law. Fourier's law of heat conduction, for example, describes necessary causal relations on the presumption that our universe is in a state of thermal disequilibrium (Carrier 1995). As far as we know, this condition was fixed by the distribution of particles in the primordial atom, nevermore to change, that is, unless the universe were to suffer heat death. Indeed one expects the relation described by Fourier's law to be the only physically possible true relation of conduction because it depends on a very stable and enduring set of I conditions. Since the presumption is that thermal disequilibrium is a standing condition, articulating it explicitly in I is a mere formality. Sober transforms the explicitly contingent biological generalization not into a non-contingent law, but rather into an implicitly contingent physical law. This logical sleight-of-hand obscures, rather than illuminates the similarities and differences between the evolutionary and physical relations that causally structure our world.

Two forms of complexity are hidden in Sober's representation. First, the set of conditions, I, in the biological story consists of a complex and unstable conjunction of conditions. In addition, the causal story that lurks in the material conditional is also complex in the sense of being non-linear. That means that very minor variations in the complex set I could lead to very dramatic differences in the consequent represented by [if P then Q]. Even granting that the conditions specified by I cause the relation described by the consequent rule does not preclude variant outcomes from being determined. The simplicity of  $I \rightarrow [if P then Q]$  conceals what is distinctively biological – namely both the complexity and instability of the conditions upon which the law is contingent and the complexity of the nature of the dependence. In contrast, while a physical law, like Fourier's law, can also be represented as [if P then Q] and the historically contingent arrangement of the primordial atom can be identified as I, the similarity ends there. The I conditions in this case are stable, in that arguably they were fixed in the first three minutes of the birth of the universe and are extremely unlikely to change. In addition, in the absence of thermal equilibrium, Fourier's law arguably describes the unique relation of conduction true for our universe.

To summarize, Sober is correct that one may reformulate the weakly and strongly contingent biological generalizations that Beatty documents in a simple, logical representation

that looks like a physical law. But what is lost is just the characteristic complexity of biological conditions and causes. It is not that biological generalizations are contingent, but rather how they are contingent that is significant. Importantly, practices of biologists differ from those of physical scientists in ways that correspond to these differences. The logical cloak of *ceteris paribus* clauses should not be used to hide important differences in the ontology of different sciences and the subsequent differences in epistemological practices.

Thus let us return to the contingency of the causal dependencies in biological systems that is often singled out as the culprit preventing biological science from being lawful. I have argued (1997, 2000, 2003) that the degree of contingency of general truths we discover about the world vary. Indeed, it is true that most of the laws of fundamental physics are more universally applicable, i. e., are more stable over changes in context, in space and time than are the causal relations we discover to hold in the biological world. In my view, these are variations in degree – not in kind. Causal dependencies that hold in our world do not do so because of language or logic. They do so because that is the way our world works. This is as true for thermodynamics as it is for population biology. Nevertheless, many of the relationships connecting physical properties and events are more stable than are the relationships connecting biological properties and events. There is a difference between fundamental physics and the special sciences, but it is not the difference of a domain of laws versus a domain of no laws. Only by broadening the conceptual space in which we can locate the truths discovered in the various scientific pursuits can we come to understand and represent the nature of those differences. Thus the interesting issue for biological knowledge becomes not that it is or isn't just like knowledge of fundamental physics, but how to characterize the types of contingent, complex causal dependencies found in that domain.

### Complexity and Contingency

Let's look more closely at an example of biological contingency. What is the causal relationship between genes and phenotypic traits? For decades researchers tried to create tools that allowed for precise control over the presence or absence of specific genes in order to study their function. In the early 1980s a breakthrough technology known as transgenics or gene transfer was developed that permitted direct genetic intervention into a developing embryo. Early transgenics couldn't control where in the genome the new gene would attach, and since position is important for function, they were not good indicators of gene function. An improvement was the genetic knockout technique (Müller 1999). It became

possible to aim the inserted gene at a precise location in, for example, the mouse genome. This gave scientists the ability to replace, or knock out, a specific gene with an inactive or mutated allele. By then letting the mutant mouse develop, and then be crossbred, a double mutant could be produced lacking the targeted gene in both allelic positions. Scientists can observe what effect that gene has in the life of an organism by comparing the normal organism with a double knockout mutant.

Controlled experimental set-ups are taken to be the clearest way to determine the contribution of isolated causal components to the overall effect in a system or population (Mill 1843, Skyrms 1999). Some philosophers have elevated an idealized form of experimental intervention to the very definition of causality (Woodward 2000, 2001, 2003). The logic is now orthodoxy. If two set-ups are identical in every respect except one, then it follows that whatever differences are detected in the consequent states of those systems are due to the presence of the test factor in the experimental population and its absence in the control population. However, some complex causal structures defy this type of investigation. Indeed, by presuming that every causal structure must behave as described in the ideal controlled experiment, some experimental results have even been misinterpreted (Greenspan 2001). How and why can this occur?

The logic of controlled experiments suggests that if the gene that is knocked out is the cause of the trait produced and you successfully block the causal contribution of that gene, then the trait product must be affected. Otherwise one should infer that the blocked gene was not causally relevant to the product. But the results are not always clear cut. In some cases the results of knocking out a gene are lethal. Thus the gene may be causally relevant to phenotypic expression, but its specific product cannot be isolated by a classic controlled experiment. In other knockouts, specific phenotypic effects are produced and thus one can attribute the difference between the mutant and normal cases to the presence or absence of that gene. But in up to 30% of double knockouts (Ihle 2000, Edelman and Gally 2001), there is little or no evident phenotypic consequence of knocking out a gene. Should one infer that the knocked out gene really was not causally contributing to the phenotypic trait under study? Not necessarily.

There are a number of reasons that the inferences from a genetic knockout experiment with a null result are difficult to interpret (see Gerlai 1996). First, the causal processes involving isolated genes are extremely sensitive to genetic background. Experiments using even the same strain of laboratory mice include individuals with different genetic backgrounds. Thus, part of the confounding of the effect of a gene may be because other genes

in the background are also different. That is, the knockout might fail to instantiate an ideal controlled experiment because of the nature of the complexity of the system. Using cloned subjects may be a way to avoid this complication. In addition, there are different stages in the casual process from gene to protein to cell to other more distal phenotypic expression that some of the techniques cannot distinguish. What occurs late in the process may well be subject to more context-specific involvement and so the contribution of the knocked-out gene may be hard to identify. In addition to the complications of disentangling the contribution of multiple causal components, the dynamical plasticity of the components can also confuse inferences about the causal upshot of any intervention or perturbation of the system. These are the cases of redundancy and degeneracy (Edelman and Gally 2001, Greenspan 2001).

Redundancy in a network, like a genetic regulatory system, describes a situation where there are multiple copies of a functional gene similar to what one would find in an engineering failsafe or back up design. Redundancy is widespread in biological systems, though it is somewhat puzzling how it could have evolved. To carry around a copy of a functional component incurs a cost. However, there is no correlative adaptive benefit unless it is at least occasionally called upon to operate. It has been argued that there are scenarios in which redundancy is nevertheless evolutionarily stable (Nowak, et al. 1997). Degeneracy, as defined by Edelman and Gally (2001) is distinguished from copy redundancy. It refers to an organization whereby alternative components and structures with distinct functions may nevertheless produce the effect of a target component when the target is no longer operative. Degeneracy has been identified in twenty-two different levels of biological systems, including protein folding, biosynthetic and catalytic pathways, immune response, neural circuitry, and sensory modalities (Edelman and Gally 2001).

In the case of networks of causal components that embed causal redundancy, an experimental intervention that failed to excise *all* the copies of the redundant component would also fail to elicit a response that would indicate the typical contribution of that component. In addition, with degeneracy, even when all the copies of a single genetic component are knocked out, the absence of a response in the trait product may indicate that the network itself has reorganized so that genes that typically do not issue in the target phenotype will respond to the experimental perturbation and produce some product similar to, if not identical to, that of the unperturbed system. Thus the standard inferences drawn in controlled experimental practice may not be suited to intervention on dynamically reorganizing causal networks (Greenspan 2001).

The confusion about what to make of these anomalous experimental results when knockout and normal organisms display very similar phenotypes is evident in the biological community. Two quotes will indicate the different perspectives. The first is by one of the inventors of the knockout technique. Mario Capecchi has claimed that there *must* be a difference if a gene is knocked out. “I don’t believe in complete redundancy. If we knock out a gene and don’t see something, we’re not looking correctly.” The other, by Robert Weinberg, a pioneer in the study of the genetics of cancer, suggests that if there is no difference between normal and knockout the inference should be that there is no significant function for the individual knocked-out gene. “The big surprise to date is that so many individual genes, each of which has been thought important, have been found to be nonessential for development.” (Quoted in Travis 1992, 1394).

The confusion of inferences from some knockout experiments generates a need for representing and analyzing the peculiar complexity of context-rich, dynamically-responsive causal networks. It is not so easy in such cases to isolate linear causal paths by shielding them from the effects of context. The traditional approach of decomposing complex systems into simple, modular component causes and then analytically reassembling them does not work straightforwardly in cases of degeneracy or plasticity. The causal role of a component depends in a nonsimple way on the context. The shift from causal path to causal network frameworks may provide a means for adjusting our epistemological presumptions in ways that can direct new methodological strategies.

The ... proliferation of identified genes creates problems of interpretation; such as which genes are most important and how they all interconnect ... Not the least of these problems is the diminishing value of the pathway analogy. Rather than running in linear paths, the increasing complexity of relationships among genes is better described as a distributed network. Some genes produce more damage than others when mutated, but this depends heavily on the context of other alleles that are present, and so it is difficult to arrange them in a simple order of importance. The interactions that have defined various pathways are not wrong, just not exhaustive. They are part of a much larger picture (Greenspan 2001, 384).

Exploring multiple scenarios rather than shielded experiments on targeted single components may prove more conducive to understanding context-rich casual structures. This



is being done in pair-wise knockout experiments to see which nodes in the causal network interact in which ways and where these interactions are expressed in the development of the organism (Solloway and Robertson 1999). In addition, a “multifactorial perturbation” approach, “in which gene variants and environmental factors are present in many combinations” (Jansen 2003), may be able to disentangle the structure of redundant and degenerate networks.

I will end by considering directly the consequences of taking complex systems seriously for philosophical accounts of explanation and causation. Recently, a new “manipulationist” understanding of causality and explanation has been developed by James Woodward (2003). His conception is that

roughly, any explanation that proceeds by showing how an outcome depends (where the dependence in question is not logical or conceptual) on other variables or factors counts as causal ... the distinguishing feature of causal explanations, so conceived, is that they are explanations that furnish information that is potentially relevant to manipulation and control: they tell us how, if we were able to change the value of one or more variables, we could change the value of other variables (Woodward 2003, 6).

Thus a cause can explain why an event occurs (a gene can be the cause of the presence of a phenotype, for example) even if it fails to be truly expressible in a universal, exceptionless law. Rather, the variable need only have invariant effects on a system in a restricted range of interventions on that variable. Woodward permits invariance to come in degrees and invariant causal dependencies to provide causal explanations. Thus, in his account, explanation requires only invariance, not universal truth. I am very sympathetic to this feature of his account, since it accommodates the type of exception-ridden causal relations that are characteristic of biological systems without giving up their legitimacy for providing causal explanations.

There is, however, another feature of Woodward’s “manipulationist” view of causal explanation that I find problematic. This is what appears to be his requirement that a definition of causality entails ideal modularity. He says:

The parts of the system to which X and Y belong must operate independently enough to allow an exogenous cause to change the value of X without

changing other parts of the system (or the environment in which it operates) in such a way as to disrupt any regularities that would otherwise have obtained between variations in the values of X and Y (Woodward 2000).

While such a relationship does make inference from controlled experiments direct, when there is degeneracy in a complex system, as I have argued above, there may not be a strong modular structure. That it is essential to Woodward's view that such a strong modularity obtains is evidenced by the following comment on modularity.

... this is implicit in the way people think about causation ... this sort of independence is essential to the notion of causation. Causation is connected to manipulability and that connection entails that separate mechanisms are in principle independently disruptable (Hausman and Woodward 1999).

What does this account of causality say about the anomalous knockout experiments? In those, you will recall, a variable was manipulated by being removed from the genetic system, and yet if degeneracy occurred then another, separate mechanism was elicited such that the normal phenotype of the disrupted gene still developed. This is a system where there is not independent disruptability and hence Woodward's condition of modularity is not met. And yet, would we want to conclude that, because the normal genetic structure could not be independently disrupted, the knocked-out gene did not cause the phenotype in the normal organism? Obviously not. While some causally invariant relationships are modular in this strong sense, others are not, and yet we would still want to identify them as both causal and explanatory.

The problem lies in interpreting the modular feature of interventions as defining of causality, rather than simply as a common, though not universal feature of causal systems. (See also Cartwright 2002 for another argument against this feature of Woodward's theory.) If modularity is required in Woodward's *definition* of what it is to be causally active, then there can be no way to account for the causal structure of degenerate genetic regulatory systems or similar complex biological structures. However, if we take Woodward's conception of causal invariance and modularity as *methodological*, then it may well be a useful heuristic for investigating causes, just because it shows us when modularity fails and other types of experimental designs need to be developed.

In conclusion, I have argued that at least with respect to two of the central features of science – the character of scientific laws and the nature of causal inference from experimentation – biological complexity with its differing degrees and kinds of contingency of causal dependence requires us to shift out of 19<sup>th</sup>-century views. The world is complex, and the scientific study of complexity needs to acknowledge what can be learned and how we might attain that knowledge. Interpreting the science of complexity in terms of the 19<sup>th</sup>-century constraints of simplicity and reduction will fail to adequately describe much of contemporary scientific practice. Science has changed in the 20<sup>th</sup> and 21<sup>st</sup> centuries from an enterprise searching for secure, knowable, universal laws to one embracing uncertain, context-relative, contingent generalizations. Such a change triggers in philosophy of science a reexamination of the conceptual foundations of the new science.

### References

- Beatty, J. (1995). "The Evolutionary Contingency Thesis." In *Concepts, Theories, and Rationality in the Biological Sciences*, edited by G. Wolters and J. G. Lennox, 45–81. Pittsburgh: University of Pittsburgh Press.
- Bernstein, H. G., S. Byers, and R. E. Michod (1981). "The Evolution of Sexual Reproduction: The Importance of DNA Repair, Complementation, and Variation". *American Naturalist* 117: 537–549.
- Brandon, R. (1997). "Does Biology Have Laws? The Experimental Evidence." *Philosophy of Science* 64, 4: S444–S457.
- Carrier, M. (1995). "Evolutionary Change and Lawlikeness: Beatty on Biological Generalization." In *Concepts, Theories, and Rationality in the Biological Sciences*, edited by G. Wolters and J. G. Lennox, 82–97. Pittsburgh: University of Pittsburgh Press.
- Cartwright, N. (2002). "Against Modularity, the Causal Markov Condition, and Any Link Between the Two: Comments on Hausman and Woodward." *British Journal for the Philosophy of Science* 53: 411–453.
- Cartwright, N. D. (1999). *The Dappled World: A Study of the Boundaries of Science*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Crick, F. H. C. (1968). "The Origin of the Genetic Code." *Journal of Molecular Biology* 38: 367–379.
- Edelman, G. M. and Joseph A. Gally (2001). "Degeneracy and Complexity in Biological Systems." *PNAS* 98, 24: 13763–13768.

- Foitzik S. and J. M. Herbers (2001). "Colony Structure of a Slavemaking Ant. I. Intra-colony Relatedness, Worker Reproduction, and Polydomy." *Evolution* 55, 2: 307–315.
- Gerlai, R. (1996). "Gene-Targeting Studies of Mammalian Behavior: Is it the Mutation or the Background Genotype?". *Trends in Neuroscience* 19, 5: 177–181.
- Goldbeter A., D. Gonze, G. Houart, J.-C. Leloup, J. Halloy, and G. Dupont (2001). "From Simple to Complex Oscillatory Behavior in Metabolic and Genetic Control Network." *Chaos* 11: 247–260.
- Goldbeter, A. (1997). *Biochemical Oscillations and Cellular Rhythms: The Molecular Bases of Periodic and Chaotic Behaviour*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Gould, S. J. (1989). *Wonderful Life: Burgess Shale and the Nature of History*. New York: W. W. Norton.
- Greenspan, R. J. (2001). "The Flexible Genome." *Nature Reviews: Genetics* 2: 383–387.
- Hausman, D. and J. Woodward. (1999). "Independence, Invariance and the Causal Markov Condition." *British Journal of the Philosophy of Science* 50: 521–583.
- Herschel, J. (1830). *Preliminary Discourse on the Study of Natural Philosophy*. Thoemmes Press.
- Ihle, J. N. (2000). "The Challenges of Translating Knockout Phenotypes into Gene Function." *Cell* 102: 131–134.
- Jansen, R. C. (2003). "Studying Complex Biological Systems Using Multifactorial Perturbation." *Nature Reviews Genetics* 4: 145–151.
- Kessen, R. H. (2001). *Dictyostelium: Evolution, Cell Biology, and the Development of Multicellularity*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Mill, J. S. (1843). *A System of Logic*. London: Longmans, Green & Co.
- Mitchell, S. D. (1997). "Pragmatic Laws." *Philosophy of Science* 64, 4: S468–S479.
- Mitchell, S. D. (2000). "Dimensions of Scientific Law." *Philosophy of Science* 67: 242–265.
- Mitchell, S. D. (2002). "Integrative Pluralism." *Biology and Philosophy* 17: 55–70.
- Mitchell, S. D. (2003). *Biological Complexity and Integrative Pluralism*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Müller, U. (1999). "Ten Years of Gene Targeting: Targeted Mouse Mutants: From Vector Design to Phenotype Analysis." *Mechanisms of Development* 82: 3–21.
- Nowak M. A., M. C. Boerlijst, J. Cooke, and J. Maynard Smith (1997). "Evolution of Genetic Redundancy." *Nature* 388: 167–171.
- Simon, H. (1962). "The Architecture of Complexity." *Proceedings of the American Philosophical Society* 26: 467–482.

- Skyrms, B. (1999). *Choice and Chance: An Introduction to Inductive Logic*, 4th edition. Wadsworth Publishing.
- Sober, E. (1997). "Two Outbreaks of Lawlessness in Recent Philosophy of Biology." *Philosophy of Science* 64, 4: S458–S467.
- Solloway, M. J. and E. J. Robertson (1999). "Early Embryonic Lethality in *Bmp5*; *Bmp7* Double Mutant Mice Suggests Functional Redundancy Within the 60A Subgroup." *Development* 126: 1753–1768.
- Taylor, D. R. and P. K. Ingvarsson (2003). "Common Features of Segregation Distortion in Plants and Animals." *Genetica* 117: 27–35.
- Travis, J. (1992). "Scoring a Technical Knockout in Mice." *Science* 256: 1392–1394.
- Waters, C. K. (1998). "Causal Regularities in the Biological World of Contingent Distributions." *Biology and Philosophy* 13: 5–36.
- Watkins, E. (2000). *Kant and the Sciences*. Oxford: Oxford University Press.
- Whewell, W. (1840). *The Philosophy of the Inductive Sciences, Founded Upon Their History*. London: John W. Parker.
- Wimsatt, W. C. (1986). "Forms of Aggregativity." In *Human Nature and Natural Knowledge*, edited by A. Donagan, A. N. Perovich, and M. V. Wedin, 259–291 Dordrecht: Reidel.
- Wimsatt, W. C. (2000). "Emergence as Non-Aggregativity and The Biases of Reductionisms." *Foundations of Science* 5: 269–297.
- Woodward, J. (2000). "Explanation and Invariance in the Special Sciences." *British Journal for the Philosophy of Science* 51: 197–254.
- Woodward, James (2001). "Law and Explanation in Biology: Invariance is the Kind of Stability That Matters." *Philosophy of Science* 68: 1–20.
- Woodward, J. (2003). *Making Things Happen: A Theory of Causal Explanation*. Oxford: Oxford University Press.

## DIE VERWIRKLICHUNG DER FREIHEIT: HEGELS THEORIE UND DIE MODERNE WELT

ROBERT B. PIPPIN

Was heißt es, ein freies Leben zu führen? Ich möchte Hegels Antwort auf diese Frage diskutieren, die ohne Zweifel sowohl in philosophischer als auch in sozialer und politischer Hinsicht die wichtigste unseres modernen Zeitalters ist. Das ist aus zahlreichen Gründen eine sehr schwierige und einschüchternde Aufgabe. Erstens, weil Hegel stolz in einem – wie er es nennt – „strengen Stil“ schreibt, einem Stil, der wohl überlegt entworfen ist, um nur wissenschaftliche Diskussionen, aber keine öffentlich-intellektuellen wie diese hier zuzulassen. Ich werde versuchen, Hegels weit ausufernde Position in den Blick zu nehmen, indem ich von einer hohen Warte aus spreche, und damit ein gewisses Maß an Generalisierung und Vagheit in Kauf nehme.

Zweitens ist Hegel wie Platon, Marx oder Nietzsche einer der Philosophen, dessen Position öffentlich relativ gut bekannt ist, aber nur, weil sie so oft und heftig kritisiert wurde. Obwohl Hegel regelmäßig seine praktische Philosophie (in der Tat sogar seine gesamte Philosophie) als eine „Philosophie der Freiheit“ bezeichnet und obwohl er häufig ganz klar herausstellt, dass er sich selbst für einen entschiedenen Verteidiger der Moderne hält, ist seine praktische Philosophie nichtsdestotrotz durch zwei beunruhigende Vorwürfe hinsichtlich intoleranter und sogar reaktionärer Züge überschattet worden. Der erste Vorwurf richtet sich gegen den „Anti-Individualismus“, demgemäß Hegel die modernen Ansprüche des individuellen Naturrechts unzureichend berücksichtigt habe, ja sogar angeblich glaube, dass Individuen am besten als bloße Eigenschaften oder als Kontingente, sekundäre und letztlich unwichtige Manifestationen eines wahrhaft Realen zu begreifen seien, welches angeblich eine supraindividuelle „sittliche Substanz“ sei. Laut dieser Anschuldigung war Hegel ein „Organizist“ bezüglich der Politik, jemand, der glaubte, die individuellen Teile des sittlichen Organismus hätten keine weiteren Ansprüche auf eine individuelle Stellung und Intelligibilität, als es eine abgetrennte Hand, eine Niere oder eine Lunge

---

Vortrag im Wissenschaftskolleg zu Berlin am 17. Dezember 2003.

haben würde. Jeder Bestandteil könnte nur sein, was er wahrhaftig ist, innerhalb eines sich selbst erhaltenden und supra-individuellen Ganzen, und Freiheit sollte zuvörderst als der uneingeschränkte Ausdruck der eigenen wahren Natur aufgefasst werden. Das ist der Schluss, den viele aus Hegels kontroverser These, allein nur im Staat könne man frei sein, gezogen haben. (Oder es gelte für Hegel – wie es Bertrand Russel verstanden zu haben scheint – „freedom is the freedom to obey the police“.)

Die zweite Anschuldigung ist die Unterstellung einer Art von ungewöhnlichem historischen Positivismus, eines „might makes right“-Prinzips bzw. einer Sanktifizierung dessen, was auch immer geschieht, als ob eine göttliche Vorsehung dies verfügen würde. „Was vernünftig ist, das ist wirklich.“ So lautet die vielleicht berühmteste und meistzitierte Wendung Hegels, und „was wirklich ist, das ist vernünftig“ (PR, 24). Das bedeutet, dass die weltgeschichtlichen Ereignisse als Momente einer kohärenten, intelligiblen und sogar rational notwendigen Entwicklung verstanden werden müssen und dass die Geschichte dieser Entwicklung eine Geschichte des „Weltgeistes“ ist, der stufenweise zum vollständigen Bewusstsein seiner selbst gelangt. Dieser Prozess liegt der Historie mutmaßlich zugrunde und ist verantwortlich für die bedeutendsten historischen Wechsel in der Geschichte von Philosophie, Politik, Religion und Ästhetik.

Nun ist diese Verurteilung Hegels als eines Feindes der individuellen Freiheit, als eines Gegners der Geltendmachung unantastbarer Menschenrechte gegenüber der Staatsgewalt und als eines Verehrers jeglicher Resultate einer staatlichen Ordnung in der menschlichen Geschichte natürlich eine alte Kritik, die lange Zeit mit Rudolf Hayms Buch *Hegel und seine Zeit* von 1857 in Verbindung gebracht, aber in den anglophonen Diskussionen nach dem Zweiten Weltkrieg ausgeprägter formuliert wurde. Das ist sicher auf die Bestrebungen vieler amerikanischer und britischer Intellektueller wie Sidney Hook, E. J. Carritt, Bertrand Russell und John Findlay (als auch auf ein Schreiben für eben dieses Publikum von Karl Popper) zurückzuführen, die zu ermitteln versuchten, was ihrer Meinung nach in der deutschen kulturellen Tradition eine falsche Entwicklung genommen hat. In der deutschen Romantik wurde eine gewisse antirationale, kollektivistische und antimoderne „dunkle“ Seite ausgemacht, und Hegels politische Philosophie wurde als ein paradigmatisches Beispiel für den Widerstand gegen das französische und englische Aufklärungsdenken angeführt. Zwischen 1934 und 1966 zum Beispiel konnte man in nicht weniger als zehn unabhängigen Studien nachlesen, dass eine direkte historische Verbindung zwischen Hegels Absolutismus und Hitlers Faschismus bestände (Jackson 1996).

Natürlich bestehen diese berühmten Vorwürfe nicht ohne deutliche textliche Fundierung. Hegel nennt Individuen manchmal tatsächlich „Akzidenzen“ (§ 145) der „sittlichen Substanz“ (§ 146) und schreibt, dass mit der erfolgreichen Etablierung einer solchen sittlichen Substanz „die Eigenwilligkeit und das eigene Gewissen des Einzelnen, das für sich wäre und einen Gegensatz gegen sie macht, verschwunden ist ...“ (§ 152). Ebenso in den einleitenden Bemerkungen zur Vorlesung über die Philosophie der Weltgeschichte bezeichnet er seine Untersuchung als „eine Theodizee, eine Rechtfertigung Gottes“ (WG, 48) und die Weltgeschichte als den „vernünftige[n], notwendige[n] Gang des Weltgeistes“.

Diese und andere vergleichbare Zitate verdeutlichen nur die Herausforderung, der sich eine jede Hegelinterpretation stellen muss. In diesen Textstellen werden Begriffe wie „sittliche Substantialität“ verwendet, die kaum historische Präzedenzen besitzen und eindeutig von dem Hegelschen (und daher deutlich revisionistischen) Begriff der „Substanz“ abhängen. Und er scheint nicht die Ansprüche der Individualität als solcher zu leugnen, sondern nur einen extremen Begriff von starrsinniger Selbsterhaltung bzw. „Eigenwilligkeit“ und damit einhergehender gefährlich dogmatischer Berufungen auf das private Gewissen. Zwar beruft sich Hegel oftmals auf den Begriff der Göttlichkeit, gleichwohl muss die Konsistenz dieses Appells mit vielen anderen Passagen herausgestellt werden, wo er eine Vergöttlichung bzw. ein Göttlichwerden des Menschen selbst zu behaupten scheint und so nicht auf den traditionellen Begriff einer individuellen gültigen Gottheit angewiesen ist.

## II

Ein Ansatz, Hegels Position und deren Kritisierungen zu verstehen, besteht beispielsweise zunächst darin, uns die philosophischen Standardoptionen vor Augen zu führen und zu versuchen, Hegels Theorie darin zu verorten. Wenn die Frage zum Beispiel lauten würde, ob Zuhörer freiwillig zu einer Vorlesung gekommen sind oder nicht, könnte die Reihe der möglichen Antworten den ungewöhnlichen Charakter von Hegels Theorie andeuten. Zunächst ist es sehr einfach zuzugestehen, dass von jemandem, der durch andere dazu gebracht oder gezwungen wurde, zu einer Vorlesung zu erscheinen, nicht behauptet werden kann, er sei freiwillig gekommen. Die Abwesenheit von externer Einschränkung und äußerem Zwang bzw. die Freiheit von Unterwerfung unter den Willen anderer ist klarerweise eine notwendige Bedingung von Freiheit und spielt eine wichtige Rolle in den philosophischen Diskussionen von Aristoteles über die Freiwilligkeit bis hin zu denen von Machiavelli über das höchste Gut für den Stadtstaat.



Intuitiv sehen wir aber eine gewisse positive Selbstbeziehung als genauso wichtig an wie eine negative Beziehung auf andere. In einer bestimmten Denktradition war die Vorstellung unmöglich, dass die Teilnahme an einem Vortrag freiwillig erfolgt, wenn lediglich vorausgesetzt wird, dass die Zuhörer dazu nicht gezwungen oder manipuliert worden sind. Eine Handlung zählt nur dann als frei, wenn sie direktes Resultat einer besonderen Art von Ereignis ist, das selbst nicht das Produkt sozialer oder natürlicher Kräfte ist: Die Zuhörer haben „gewollt“, dass es passieren sollte. Dieses Ereignis ist in metaphysischer Hinsicht einzigartig, weil es einfach keine anderen Beispiele für eine Selbstverursachung oder anderweitige unverursachte Ereignisse in der gesamten Natur gibt, und viele Philosophen haben geglaubt, dass es solche Fälle einfach nicht geben könnte. Aber gemäß dieser „voluntaristischen“ Darstellung sind die Zuhörer, wenn ihr Erscheinen objektiv vorbestimmt gewesen wäre und man es für ein Beispiel irgendeines wissenschaftlichen Gesetzes betrachten könnte, wie immer es ihnen auch erscheinen mag, nicht freiwillig gekommen, sondern wären determiniert gewesen wie jedes andere natürliche Ereignis, zum Beispiel der Verlauf einer Krankheit oder der Siedepunkt von Wasser. Freiheit erfordert gemäß dieser Erklärungsweise, dass wir zu zeigen in der Lage sind, dass ich anders hätte handeln können, wenn ich es bloß anders gewollt hätte.

An dieser Stelle werden die Optionen philosophisch kompliziert. Einige Philosophen wie Hume und auf andere Weise Leibniz argumentieren dafür, dass Freiheit mit Determinismus kompatibel ist, wenn die Handlung wirklich aus meiner Natur oder meinen Dispositionen resultiert und so wahrhaftig meine Wünsche und meine Natur zum Ausdruck bringt, sogar dann, wenn sie nicht anders hätte sein können. Andere Philosophen, angeführt in der modernen Ära insbesondere von Kant, bestehen darauf, dass dies nicht besser sei als die „Freiheit des Bratenwenders“ und dass die Zuweisung von moralischer Verantwortlichkeit stets eine Rechtfertigung des Anspruches, dass man auch anders hätte handeln können, einfordert. Wie könnten wir strafen und tadeln – aus dieser Sicht gesprochen – ohne solch eine Zuweisung? Wenn die Absicht, zu einem Vortrag zu gehen, und das entsprechende Handeln das kausale Resultat des Auftretens eines mentalen Ereignisses sein soll, zum Beispiel des Wunsches, der Öde eines Fernsehabends zu entgehen, oder der Neugierde auf Philosophie, verbunden mit dem Glauben, das Hören eines Vortrags könne diesen Wunsch oder diese Neugierde befriedigen, dann fällt es schwer, sich vorzustellen, was es rechtfertigen könnte, eine Person für diese Wünsche und ihre kausalen Resultate verantwortlich zu machen. Wenn eine solche Bedingung erfordert, dass wir die Existenz einer nicht-materiellen Substanz annehmen, die von den Naturgesetzen ausgenommen ist, dann ist das eben so.

Am Ende insistieren wir vielleicht darauf, dass sogar eine generellere positive Bedingung erfüllt sein muss, bevor ein Ereignis als freie Handlung beschrieben werden kann. Der Besuch eines Vortrags muss nicht nur frei von externen Zwängen sein, und man muss den Besuch nicht nur intendiert haben, sondern man muss in einer bestimmten Relation zu dieser Handlung stehen, nämlich im gewissen Sinne in einer der Identifikation und des Verstehens. Und das ist, wie wir gleich sehen werden, für Hegel das Herzstück dieses Zusammenhanges. Wenn eine Person von niemanden gezwungen wurde, einen Vortrag zu besuchen und sie ihr Erscheinen intendierte und gemäß ihrer Intention handelte, sie aber dennoch keine wirkliche Vorstellung davon hat, warum sie zu dem Vortrag gegangen ist und vielleicht unter einem inneren Zwang stehend kam, sie sich also niedergeschlagen und verwirrt von ihrer eigenen Handlung regelmäßig unglücklich zu Vorträgen schleppt, dann würden wir nicht sagen, dass sie freiwillig teilnimmt. Sie führt zwar die Handlung aus und ist daher in einem juristischen Sinne dafür verantwortlich, aber es ist noch nicht ihre Handlung, hauptsächlich deshalb, weil sie nicht versteht, warum sie in dem Vortrag sitzt, sie gleichsam „entfremdet“ von ihren eigenen Taten ist. In der Tat brauchen wir die Frage nach dem inneren Zwang oder der Obsession nicht überzustrapazieren, um auf das Wesentliche hinzuweisen. Allein das Wissen, dass die Person neugierig auf den Inhalt des Vortrags ist und dass das der Grund ihrer Teilnahme ist, wird dieses Kriterium nicht befriedigen, wenn sie weder weiß noch formulieren kann, warum sie ihr Handeln gemäß diesem Wunsch für gut oder besser befindet als jede andere Tätigkeit zum selben Zeitpunkt.

Wenn eine Tat wirklich als die ihrige erfahren wird und die ihrige sein soll, müssen wir den bereits erwähnten Bedingungen eine weitere hinzufügen, die eine Art Selbstrelation beinhaltet. Wahres Verstehen bedeutet natürlich, dass es durch die Berufung auf Vernunftgründe unterstützt wird und vertretbar ist, und diese Art von Verstehen, über das wir hier sprechen, ist ein praktisches; die Person muss ihre Handlung für gerechtfertigt halten. Das entscheidende Moment in ihrem freien Handeln ist die Rolle der praktischen Vernunft und damit einhergehend ihre Fähigkeit, sich außerhalb ihrer Handlung zu stellen, sie zu überdenken und, wenn sie gerechtfertigt ist, sich mit derselben zu identifizieren, sie als etwas zu erfahren, das als etwas Gerechtfertigtes ausgeführt hätte werden sollen. Diese Sichtweise hat natürlich eine lange und bedeutende Tradition. Beginnend mit Sokrates, ausgebaut bei den Stoikern und bis zu einem gewissen Maß bei Spinoza, ist die These, dass die ärgste Form der Sklaverei Unwissenheit ist und dass sogar ein wirklicher Sklave im Geiste freier sein könnte als sein Herr. Gemeint ist die „intellektuelle“ Konzeption der Freiheit, die lange ein Gegenstand philosophischer Diskussionen gewesen ist. Eine we-

niger ambitionierte Form davon hat sich in der anglo-amerikanischen Philosophie durch die Arbeiten des Princeton Philosophen Harry Frankfurt eines kurzen Wiederauflebens erfreut.

Das Interessante an Hegels Position ist dessen Nähe zur griechischen und spinozistischen Fassung dieses Problems, obwohl er in vielerlei Hinsicht ein von der christlichen Tradition beeinflusster Philosoph ist, welche einen strikten Begriff von individueller moralischer Freiheit beinhaltet, und obwohl er keine Version der oben genannten intellektuellen Theorie der Freiheit hat. Obgleich er mit Kant übereinstimmt, dass eine freie Handlung eine praktisch gerechtfertigte sein muss, ist er nicht dazu verpflichtet, die kausale Kraft von Vernunftgründen zu verteidigen. (Außerdem ist seine Sicht auf die Vernunft von der Kants recht verschieden. Leider kann ich dies hier nicht näher ausführen. Für Hegel ist Vernunft mehr eine Teilnahme an einer regelgeleiteten, sozialen Praxis und nicht die Anwendung eines formalen Kriteriums.) An dieser Stelle ist es wichtig zu sehen, dass Hegel kaum das Problem, welches Kant und große Teile der christlichen und modernen Tradition beschäftigte, anspricht, geschweige denn diskutiert, nämlich das Problem, ob ein kausales Reich, das von der Naturnotwendigkeit ausgenommen ist, gegen einen universalen Determinismus abgesichert werden könnte. Hegel ist sehr viel mehr daran interessiert, in welcher Weise ich meine eigenen Taten erfahre und zu einem Verständnis von ihnen gelange, und nicht, ob ich sie alleinig verursacht habe. Freiheit ist eine Sache des Selbstbezugs (und zwar ein sehr ungewöhnlicher; er bezeichnet diesen als Bei-sich-selbst-Sein-im-Anderen), und, was am auffälligsten ist, diese Beziehung kann nicht alleine erreicht werden; sie erfordert ein Leben gemeinsam mit anderen, eine Praxis des Anerkennens und des Anerkanntwerdens im institutionalisierten Leben, was er Sittlichkeit nennt.

### III

Das ist nun die Position, die Hegel in so viele Schwierigkeiten mit seinen Kritikern brachte. Weil er nicht den Versuch unternahm, eine strenge, individuelle, kausale Verantwortlichkeit für Taten zu etablieren und weil er eine geteilte und weitervererbte Praxis des Gebens und Einforderns von Gründen betont, scheint er die Freiheitsfrage von einem individuellen Blickpunkt zu einer gänzlich anderen Frage zu verschieben: nämlich der nach dem historischen Status jener geteilten und entwickelten Praxis selbst. Die Freiheitsfrage tritt als eine Frage darüber auf, ob unsere Praxis des Gebens und Akzeptierens von Gründen ein bestimmtes Stadium erreicht hat (in dem ich mich erfolgreicher mit meinen eige-

nen Taten und Praktiken „identifizieren“ kann), und nicht, ob ich als individueller vernünftig Handelnder rational die Gründe meines Handelns verteidigen kann und ob diese Gründe als relevante kausale Faktoren der auftretenden Tat gelten können, ob ich also wahrhaftig nach ihnen gehandelt habe.

Aber wieder bleibt die Herausforderung, der man sich gegenübersteht, eine interpretative und nicht primär apologetische. Es gibt viele sehr gute Artikel, die nachweisen, dass, was immer Hegel auch meinte, er nicht den Staat deifiziert, die Machtpolitik gebilligt, die liberalen Reformen zurückgewiesen, den Krieg glorifiziert oder proklamiert hat, und dass die Geschichte nicht mit seiner Philosophie geendet hat usw. Während solche Untersuchungen deutlicher herausstellen, was Hegel nicht glaubte, helfen sie doch nicht weiter, um zu erklären, was Hegel wirklich meinte. Es bleibt grundlegend unklar, was Hegel in den im Rahmen der Einwände zitierten Passagen angesichts dessen, was er sonst gesagt hat und wie inkonsistent dies mit dem Sinn ist, den man Hegel in den Einwänden zuschreibt, gemeint haben könnte.

Wenn Hegel selbst zu erklären versucht, warum seine Position so ungewöhnlich ist und warum man sie nicht auf philosophisch üblichen Weisen beurteilen kann, betont er insbesondere einen Punkt, der uns für den Rest dieser Diskussion beschäftigen wird und im Zusammenhang mit den beiden Eingangsthesen der Rechtsphilosophie steht. Diese Thesen bereiten Hegels Gründe dafür vor, auf eine „Zustands“- und nicht auf eine „Kausalkraft“-Theorie der Freiheit zu insistieren, aber sie treten in einer sehr untraditionellen und beispiellosen Form auf. Die erste Schwierigkeit zeigt sich im ersten Paragraphen der PR, in dem Hegel verkündet, dass „[d]ie philosophische Rechtswissenschaft ... die Idee des Rechts und dessen Verwirklichung zum Gegenstande [hat]“ (PR, § 1). In der Anmerkung betont er weiterhin, dass „die Philosophie ... es mit Ideen und darum nicht mit dem, was man bloße Begriffe zu heißen pflegt ...“ zu tun habe, und dass die entscheidende Frage, an der sich diese beiden Bearbeitungsweisen scheiden, die nach der „Wirklichkeit“ sei (diese ist als ein Moment in der Darstellung der ersteren [der Ideen], nicht aber der letzteren [der bloßen Begriffe mit eingeschlossen], wo die Frage nach der Existenz als äußerlich und als eine kontingente Angelegenheit behandelt wird). Und er verdeutlicht, dass die Einführung der Frage nach der „Wirklichkeit“ in die Philosophie nicht bloß ein Fragen danach ist, ob ein Begriff zufällig in der realen Welt korrespondierende Instanzierungen hat oder nicht. Hegel weist vielmehr jede philosophische Konzeption zurück, die sich ausschließlich auf eine analytische oder deduktive Methode zu ihren Ergebnissen verlässt. Philosophie kann die notwendigen Elemente der Bedeutung eines Begriffes nicht deduktiv ermitteln, sondern muss

stattdessen eine entwicklungstheoretische oder historische Erklärung dessen anbieten, was tatsächlich unter solchen Elementen angenommen wurde, warum dies geschah und welche Transformationen der Bedeutung dafür notwendig waren. Der grundsätzliche Themenkreis der Philosophie sind nicht die Natur, die Essenzen, die notwendigen Bedingungen von Erfahrung oder die Sprache. In Bezug auf Begriffe wie Recht und dessen Bedingung, die Freiheit, muss Philosophie als ein rationales Verständnis des tatsächlichen historischen Wandels in der Bedeutung einer solchen Norm in ihrem historischen Gebrauch aufgefasst werden. Philosophie ist zudem eine Demonstration der Art und Weise, wie von höher entwickelten Institutionen, zum Beispiel dem modernen Staat, behauptet werden kann, frühere, partielle Manifestationen des Rechts zu beinhalten und transformiert zu haben. Die Dinge auf diese Art zu verstehen, versetzt uns in die Lage, zu begreifen, warum und wann sich eine atomistische und selbstverursachende Freiheitskonzeption als eine partielle Ausarbeitung eines jeden voll realisierten Zieles einer freien Existenz entwickelte.

Ich sollte hier kurz darauf hinweisen, wo wir eigentlich sind. Hegel hat die voluntaristische Option zurückgewiesen, nach welcher die Freiheit nur eine metaphysische Bedingung erfordert – eine unverursachte Ursache-Fähigkeit oder eine „Ich hätte immer anders tun können“-Version. Und er hat eine deterministische Version des Kompatibilismus gelehrt, nach welcher die Freiheit nur eine Abwesenheit der Hindernisse und der Einschränkungen erfordert. Und meines Erachtens hat er eine Idee der Freiheit vorgeschlagen, nach welcher eine gewisse Selbst-Beziehung unentbehrlich ist; die Beziehung der Rationalität als die Überwindung irgendeiner möglichen Entfremdung, aber gerade dadurch erfordert die Freiheit eine gewisse Form der Partizipation in einer Gesellschaft. Aber bis jetzt sind dies nur Äußerungen. Um zu verstehen, wie Hegel all dies beweisen möchte, müssen wir seine ungewöhnliche Form des Argumentierens betrachten, nämlich den Versuch zu zeigen, dass eine Idee wirklich ist oder wirklicher als eine andere Form. Dies ist eine schwierige Aufgabe.

Aber bevor wir die Diskussion überhaupt beginnen können, was es heißt, eine philosophische Erklärung auf das Reale und nicht das Ideale zu beschränken, fährt Hegel damit fort, die Relation zwischen „Begriff“ und „Wirklichkeit“ oder den wirklichen Praktiken in weitaus weniger vertrauten und viel eher spekulativen Ausdrücken darzustellen. Denn wir werden davon unterrichtet, dass wir die Wirklichkeit eines jeden Begriffs bedenken müssen, nur insofern der Begriff „sich diese (Wirklichkeit) selbst gibt“ (PR, § 1A). Diese ungewöhnliche Relation zwischen Begriff und Wirklichkeit besteht nicht nur darin, dass sie „eine Harmonie“ sein soll, „sondern (sie) eine vollkommene Durchdringung“ ist (PR,

1Z). Weil „die Idee des Rechts ... die Freiheit“ ist, müssen wir folglich sowohl den Begriff einer solchen Freiheit als auch dessen historische „Realisierung“ und endgültige Wirklichkeit verstehen, und wir müssen dabei zu einem Verständnis davon gelangen, wie ein solcher Begriff sich selbst seine Wirklichkeit gibt.

#### IV

Hegels Projekt unter dieser Perspektive zu betrachten, führt uns natürlich zu einem entscheidenden und ein wenig instabilen Wendepunkt in der europäischen bzw. der heute so genannten „kontinentalen“ Philosophie, und zwar zu dem Punkt, wo Kants große Unternehmung, nämlich sein Versuch, angesichts der kollabierenden Autorität des traditionellen Rationalismus und der offensichtlich unbefriedigenden Anspruchslosigkeit des modernen Empirismus eine reine rationale Philosophie neu zu bedenken oder deren Entwicklungen, etwa der Begrifflichkeiten von transzendentaler Subjektivität oder „praktischer Realität“, sowohl in sozialer als auch historischer Hinsicht entwicklungsgeschichtlich wieder zu erfassen. Ebenfalls wird hier Kants selbstgesetzgebendes moralisches Subjekt in neuer Weise als sehr viel mehr als eine praktisch notwendige Idee betrachtet, insofern es mit historischem Leben gefüllt wird. Auf diese Weise beginnt die Debatte darüber, was Philosophie (oder Normativität) denn wirklich ist, wenn ein solcher Wechsel vollzogen werden kann, und wie sie sich (wenn es der Fall ist) von der Soziologie oder Anthropologie des Wissens (also gerade von dem, was wir in Wirklichkeit für normativ bindend gehalten haben) oder sogar vom historischen Materialismus oder einer zufälligen Form des Lebens oder der Art, wie wir einfach weitermachen usw., unterscheidet.

Kants Argumente (diejenigen über die Wirklichkeit des moralischen Gesetzes) sind vielleicht schwer verständlich oder sogar falsch, aber was er zu tun versuchte und warum er es unter Annahme seiner Voraussetzungen versuchen musste, wird deutlich genug. Kann eine Entwicklungsdarstellung begründen, dass selbstaufgelegte Gesetze und Beschränkungen nicht mit der „Wirklichkeit“ konfliktieren können, weil sie die Möglichkeit einer solchen Wirklichkeit konstituieren, sich also selbst diese Wirklichkeit geben? Könnte eine Ausführung dessen, an was wir uns selbst gebunden und was wir verändert haben, darin münden, uns mitzuteilen, welche „aktuellen“ normativen Verpflichtungen wir jetzt haben? Wie würde man so etwas zeigen?

Wie bereits erwähnt wurde, muss man von einer recht hohen Warte aus anfangen, um in der Lage zu sein, sich einen Weg durch die verschiedenen Thesen der praktischen Phi-

losophie Hegels zu bahnen. Die grundsätzliche spekulative These, dass ein Begriff die eigene „Wirklichkeit“ sichert bzw. „sich selbst gibt“, ist jedoch unter der Voraussetzung ihres idealistischen Kontexts nicht so fremdartig, wie es zunächst klingen mag. Es werden sofort die Versuche Kants in Erinnerung gerufen, in denen dieser argumentiert, dass es ein praktisches Prinzip gebe und die „Einführung“ desselben bereits seine praktische Gültigkeit demonstriere, „in Wirklichkeit“ bindend zu sein, was Kant das „Faktum der Vernunft“ nannte. Die von Hegel aufgeworfene Frage ist mit anderen Worten bereits in der postkantianischen philosophischen Welt recht wichtig gewesen und erscheint nur dann so spekulativ und sonderbar, wenn man diesen Kontext vergisst.

Die Problemstellung selbst ist neuerdings in den gegenwärtigen Diskussionen um den so genannten „Internalismus“ in der Moraltheorie sehr viel vertrauter geworden. Ich mag zum Beispiel wissen, dass ein bestimmter Handlungsablauf, wie in der Heiligen Schrift offenbart, von Gott verboten wurde. Aber was würde eine solche Behauptung für meine Handlung tatsächlich bindend machen, was würde diese Anerkennung zu einem zwingenden Grund für mein Tun machen? (Zu wissen, dass Gott es so befohlen hat, ist bloß die Kenntnis einer Tatsache; das ist, wie die Humeianer sagen würden, motivational erinnert bzw. es hat keine praktische Wirklichkeit.) Es mag sein, dass sich diese Verbindlichkeit unter Umständen von einem Satz ableitet, der behauptet, dass man Gottes bindenden Befehlen Gehorsam leisten muss. Das wirft die Frage aber erneut auf, weil es vermutlich wieder ein Gottesbefehl ist, der die Verbindlichkeit des Anspruchs, man solle allen seinen Befehlen gehorchen, begründet. Oder wir mögen glauben, dass es vernünftig ist, dem Befehl Folge zu leisten, nämlich in Erwartung einer ewigen Bestrafung, wenn wir das nicht tun. Aber dann gäben wir zu, dass der Befehl selbst keine bindende Autorität für uns hat und dass die wirkliche Antwort auf die Frage, warum wir unbedingt gehorchen sollten, sich auf unser rationales Selbstinteresse und die Wünsche, die wir zufällig haben, reduziert. Es ist nicht der Befehl, der uns wirklich bindet oder der uns einen Handlungsgrund gibt; es ist unsere eigene Antizipation von Freuden und Schmerzen, die für den Handlungsgrund sorgt. Und dann können wir natürlich die Frage hinzufügen: Warum sollte das Vermeiden von Schmerz als ein vordringlicher Grund für jeden zählen? Wir können solche Erwägungen für sofortigen Lustgewinn klarerweise ignorieren; warum sie also nicht immer ignorieren?

Dieses Problem, das Kant das schwierigste in der Philosophie überhaupt nennt, den „Stein des Philosophen“, ist für diesen sogar akuter. Zum Beispiel ist es gut möglich, sich ein Subjekt vorzustellen, das darüber nachdenkt, welches formale Prinzip die Handlung

eines rein rationalen Wesens leiten würde, und das zu dem Schluss kommt, dass dieses Prinzip die Form einer strikten Universalität hätte. Dies hilft uns dennoch in keiner Weise weiter, die bindende Kraft eines solchen rein rationalen Prinzips zu verstehen. Wir mögen vielleicht tatsächlich aufgrund eines Wunsches nach einer Art Perfektion streben, ein rein rational Handelnder zu sein, aber dann würde das Prinzip nur konditional verpflichten, nämlich nur diejenigen, die einen solchen Wunsch zufälligerweise haben. (Und man kann nicht jemanden dazu überreden, einen solchen Wunsch zu haben.) Was Kant nun versuchen muss, ist außerordentlich schwierig: zu leugnen, dass eine praktische Kluft bestehen könne zwischen dem Erkennen, was das Prinzip eines rational Handelnden sei, und dem Wissen um die eigene Verpflichtung gegenüber einem solchen Prinzip, das heißt dass eine solche Überlegung ein Grund für mein Handeln sein müsse.

Genau eine solche Analyse versuchte Kant unerschrocken, aber rätselhaft zu leisten, indem er sich in der *Kritik der praktischen Vernunft* auf das beruft, was er das Faktum der Vernunft nennt, eine Art Prinzip, dessen vollständige Darstellung selbst schon seine Gültigkeit wäre. Diese Legitimität soll „durch ein Faktum“ nachgewiesen werden, „worin sich reine Vernunft bei uns in der Tat praktisch beweist“ (KprV, 42). Das würde auf die einzige Rechtfertigung hinauslaufen, die für die These, die reine Vernunft sei praktisch, angeboten werden könnte, und die jeden zu einer Position verpflichtet zu wissen, was die reine praktische Vernunft anordnet. Dies begründet nicht, dass ich „in der Tat“ wirklich eine Ursache sein kann (die Vernunft ist machtlos, solche Fragen zu beantworten), sondern nur, dass ich es mir selbst so vorstellen muss, da ich andernfalls noch so etwas versuchen würde, wie „mit Vernunft zu begründen, dass es keine Vernunft gibt“. Folglich stiftet die „Darstellung“ der Idee selbst deren Realität (KprV, 46), und nach der spekulativsten Formulierung Kants kann die Wirklichkeit des Moralgesetzes weder philosophisch noch empirisch begründet werden, sondern sie „... steht dennoch für sich selbst fest“ (KprV, 47). Er hätte ebenso gut sagen können, dass „der Begriff sich seine eigene Wirklichkeit gibt“.

Natürlich ist es am Anfang nicht hilfreich, die meist schwer verständlichen Behauptungen Hegels – ein „Begriff gibt sich selbst seine Wirklichkeit“ – mit den unklarsten Stellen in Kants praktischer Philosophie, dem Faktum der Vernunft, zu erklären zu suchen. Aber es sollte zumindest zum Ausdruck gebracht werden, dass es sehr hilfreich sein kann, sich Hegels zentraler spekulativer These auf diesem Weg zu nähern, besonders, weil es darauf hinweist, wie viel für beide Philosophen auf dem Spiel steht. Jede moderne Philosophie ist in diesem Sinne anti-platonisch und (zumindest in moralischer Hinsicht) atheistisch. „Was wir tun müssen“, kann nicht an irgendeinem Ideal orientiert werden,



welches wir zu werden hoffen, aber von dem wir wissen, dass wir es nie werden können; und für rationale Wesen ist es erniedrigend, einen göttlichen Befehl passiv zu akzeptieren, ohne in der Lage zu sein, sich selbst diesem Befehl zu fügen, und zwar wissentlich und mit Vernunft. Normatives Leben muss zumindest in dieser anti-platonischen und atheistischen Welt von Menschen gemacht und erhalten werden, aber es muss ebenfalls eine genuine, bindende Autorität besitzen. Wie zugleich Selbstgesetzgebung und Bindung möglich sein kann, wie wir also zur selben Zeit Befehlender und Gehorchender des Gesetzes sein können, ist eine Weise, den Ursprung aller spekulativen Probleme in der Tradition des deutschen Idealismus zu verstehen. Und wir müssen diesen Ursprung im Hinterkopf behalten, wenn wir uns Hegels sonderbaren Thesen bezüglich des sich selbst Wirklichkeit gebenden Begriffes annähern. Noch einmal: Der Wendepunkt in der Tradition, den Hegel in Beschlag nimmt, liegt in der entscheidenden Passage in Kants Grundlegung, wo dieser erklärt:

Der Wille wird also nicht lediglich dem Gesetze unterworfen, sondern so unterworfen, dass er auch als selbstgesetzgebend, und eben um deswillen allererst dem Gesetze (davon er selbst sich als Urheber betrachten kann) unterworfen, angesehen werden muss (G, 431).

Hegels Fragestellung ist nicht genau die gleiche wie Kants, nämlich ob die reine Vernunft praktisch sein kann. Aber sie sind sich ähnlich genug, so dass es gerechtfertigt ist, sie in einem Atemzuge zu nennen. Wir legen gemeinsam und über die Zeit hinweg dem menschlichen Verhalten normative Beschränkungen auf, aber diese Anerkennung naturalisiert oder reduziert nicht den normativen Status dieser Prinzipien – ungefähr so lautet die grundsätzliche These. Die Wolken, die am Horizont einer solchen neuen, modernen Welt aufziehen und die so deutlich und furchterregend für Friedrich Heinrich Jacobi und andere sind, würden bald ankommen unter dem Namen: Nietzsche.

## V

Auf diese Weise impliziert das gemeinsame Band zwischen Kants und Hegels Idealismus trotz immenser Unterschiede deren gemeinsame Verpflichtung für eine kontroverse Antwort auf Fragen wie diese: dass der Ursprung einer basalen normativen Einschränkung bei jedem Urteilen in einem gewissen Grade „in uns“ liegen muss, das heißt entweder – wie bei

Kant – in der Natur des Verstehens und der Vernunft oder sogar – wie bei Fichte und in Nachfolge bei Hegel – als Ergebnisse unserer „sich selbst beschränkenden“ Aktivität, unserer Gesetzgebung und unseres „Postulierens“ und Sich-selbst-Beschränkens.

Hegel bemüht sich um einige verschiedene Darstellungsweisen, um diese Entwicklung zu erklären. In seiner *Phänomenologie des Geistes* macht er den Versuch, in einer archetypischen Darstellung zu zeigen, wie die Befriedigung der natürlichen menschlichen Begierde aussieht und wie sie erfahren werden würde, wenn man einmal die Erfahrung des Konfliktes mit anderen gemacht hat, die in ähnlicher Weise ihre Bedürfnisse zu befriedigen suchen. Damit beginnt seine berühmte Geschichte eines unvermeidlichen „Kampfes bis zum Tode“, eines Kampfes, der „natürlicherweise“ nur durch den Tod einer der Teilnehmenden aufgelöst werden könne und so mit der Erhaltung einer natürlichen oder animalischen Befriedigung und einer unvermeidlichen Frustration enden würde. Er mutmaßt, wie die Erfahrung eines solchen Kampfes und das Fehlen einer Befriedigung in einem solchen natürlichen Ausgang eine neue Art Begierde hervorriefe, eine „Begierde für die Begierde des anderen“ bzw. den Anspruch auf die Berechtigung gegen eine solche Herausforderung und so die Forderung nach „Anerkennung“ einer solchen Berechtigung. Das Auftreten dieser Erfahrung kann wiederum nicht als die Manifestation natürlicher Dispositionen verstanden werden, weil wir festlegen, was als eine Erfüllung einer solchen Forderung zählen wird oder nicht. Nichts in der Natur wird etwas gelten, bis wir nicht festgelegt haben, dass es so sein soll. (Und so tritt die zentrale Stellung der Selbstgesetzgebung wieder in Erscheinung.) Es gibt keinen besonderen Grund, ein natürliches Faktum wie überlegenen Mut und überlegene Stärke als Garantie für die Berechtigung zum Handeln zählen zu lassen, bis es nicht Gründe gibt, solche Eigenschaften in normativer Weise in Betracht zu ziehen. Hegel versucht dann zu zeigen, dass das Anbieten und Akzeptieren von Gründen letzten Endes eine Gegenseitigkeit erfordert, irgendeinen Anspruch auf genuine Autorität und so universale Akzeptabilität, etwas, das in der ursprünglichen Herr-Knecht-Beziehung oder ihren späteren Manifestationen nicht möglich ist. In späteren Manifestationen dieses Unternehmens, das Hegel sich als einen Versuch vorstellt, eine normative Struktur kollektiv zu legalisieren, die sowohl die individuelle Besonderheit in Bezug auf die Wünsche und kontingente Lebensgeschichte eines einzelnen Menschen als auch universal eine ähnliche Berechtigung für alle zu dieser Befriedigung erfolgreich realisieren würde, werden ähnliche Arten von „einseitigen“ Spannungen oder unlösbaren Konflikten in einer Entwicklungsform dargestellt, also in einem Versuch, den wachsenden Erfolg dabei zu demonstrieren.

In diesem Sinne ist die Entwicklungsgeschichte des subjektiven, objektiven und absoluten Geistes als eine kollektive historische Leistung zu verstehen, ein durch menschliche Tätigkeit zunehmendes Vermögen, das zu begreifen, was durch eine kollektive Selbstbestimmung (bzw. durch eine abnehmende Abhängigkeit von der Natur und der Berufung auf die Natur) erforderlich wird, und besser zu verstehen, dass es genau das ist, was sie (immer schon) tun, und damit das zu erweitern, was unter Berufung auf Vernunftgründe, Rechtfertigungen und Normen kohärent und kollektiv angeordnet und verfügt werden kann. Der in dieser Weise verstandene Geist (insofern nämlich der anti-dualistischen These und dem Insistieren darauf, dass die Entwicklung eine selbstbestimmte Entwicklung sei, im vollem Umfang Rechnung getragen wird) ist folglich keine Emergenz oder Realisierung einer nicht-natürlichen Substanz, sondern reflektiert allein das wachsende Vermögen von immer noch natürlich situierten Wesen, wie sie stets erfolgreicher eine Form normativer und genuin autonomer Gleichgesinntheit erzielen. (Eine umfassendere Verwirklichung der Freiheit ist dann eine Art besseres, praktisch realisiertes und ausgedrücktes Verständnis für das, was unsere Empfänglichkeit für und Aufnahme von praktischen Vernunftgründen erfordert, also die Behauptung einer Überlegenheit, die durch das Versagen von eingeschränkteren Berufungsmöglichkeiten gerechtfertigt wird.)

## VI

Die Richtung dieser Annahme wirft zahlreiche Fragen auf. Aber es sollte zumindest etwas klarer sein, was Hegel mit der Behauptung meint, der Begriff des Rechts solle sich seine eigene „Wirklichkeit selbst geben“ können. Die „konstruktivistischen“ oder selbstgesetzgebenden Formulierungen, wie sie oben zitiert wurden, schlagen gerade das vor. Unter der Annahme, dass Formen des natürlichen Selbstverständnisses praktisch unangemessen für die Koordination und Intelligibilität komplexen Verhaltens werden, müssen Subjekte anfangen, normative Beschränkungen und Ideale zu errichten und sich auf vielfältige Weise daran zu halten. Weil sie aufgestellt und befolgt werden, funktionieren sie überhaupt erst als Normen, das heißt sie sind wirklich. Ihre normative Autorität ist nicht ein Ausdruck einer Natur, sondern sie funktionieren als unabhängige Formen einer Selbstregulation. Wie immer paradox es auch klingen mag, dass solche Begriffe sich so „ihre Wirklichkeit selbst geben“: Sie konstituieren den normativen Bereich, den sie regulieren. Es gibt keinen solchen Bereich, den wir entdecken und dem wir gerecht zu werden versuchen, und noch weniger gibt es ideale Spielregeln, die wir entdecken und denen wir uns anzunähern

versuchen. Der Begriff gibt sich selbst mit der Zeit als ein Ergebnis seiner Selbstbildung seine Wirklichkeit. Wie das versucht wird und was als Erfolg (Verwirklichung) und was als Misserfolg zählt, ist das Thema von Hegels Werken und Vorlesungen.

Trotzdem, um es noch einmal zu wiederholen, ist die Grundannahme jenseits der Unterschiede bei Kant und Hegel dieselbe, was die essentielle Modernität dieser beiden Denker bestätigt. *Natur ist moralisch vollständig entzaubert*; es ist für unser selbstverantwortliches Leben von keinerlei Bedeutung, dass wir Wünsche, Begierden, Leidenschaften und Begrenztheiten in unserem Tun haben. Wir allein können für die Normen verantwortlich sein, die unserem Leben eine Richtung geben und so die Bestimmung entweder erzwingen oder wählen, um solche Bedürfnisse zu befriedigen. Aber im Gegensatz zu Kants Hoffnungen wird die höchste Idee, unser Leben auf diese autonome Weise rational zu führen, uns nicht zugleich mitteilen, was wir tun sollen, noch uns erlauben zu verstehen, warum wir an ein solches Ideal gebunden sein würden. Wenn wir mehr als alles andere zu wissen bedürfen, was es hieße, rational selbstverantwortlich zu sein, und in welchem Sinne wir uns selbst dieser Norm unterwerfen würden – mehr als bloß zu erkennen, um wesentlich willens es sie gibt –, dann versprechen deduktive Verfahren wenig Erfolg.

Im Gegensatz dazu versuchte Hegel eine ursprünglich aristotelische Überlegung wiederzubeleben und zu erweitern, nämlich die von der unentbehrlichen Rolle der sittlichen Gemeinschaft für die Bildung und das bloße Dasein von Individuen. Aus den hier diskutierten Gründen bin ich sowohl bei Hegel als auch bei Kant nur Gesetzen unterworfen, denen ich mich im gewissen Sinne selbst unterwerfe. Aber der Erlass eines solchen Gesetzes besteht nicht in irgendeinem paradoxalen Einzelmoment einer Wahl, bei der es von einem noumenalen Individuum als ein höchstes Leitprinzip gewählt wird, das entweder im Gehorsam gegenüber einem Moralgesetz als Lebensgrundsatz oder in der Priorität der Selbstliebe und deren Satisfikationen besteht. Die Bildung und Selbstunterwerfung unter solche normative Zwänge ist graduell, kollektiv und wirklich historisch. Die Ansprüche der Vernunft können nur im gemeinsamen sittlichen Leben „wirklich“ sein, nicht nur, weil Hegel die Prinzipien als selbstauferlegt und vollständig den normativen Bereich konstituierend denkt, sondern auch, weil nur dann, wenn die gebildeten Institutionen einer solchen Gesellschaft selbst rational sind, ich als deren Produkt tatsächlich die Ansprüche anderer als Gründe für mich, zu handeln oder auf eine Handlung zu verzichten, erfahren kann. Das beinhaltet einen besonderen Fall für die Rationalität der modernen Familie (wo die individuellen Partner sich gegenseitig auf der Grundlage der Liebe auswählen und wo das Ende der familiären Erziehung die schließliche Unabhängigkeit der Kinder und deren

Aufbruch aus der privaten Welt in die öffentliche Sphäre ist), der modernen Institution des Privateigentums und eines repräsentativen Staats. Ebenso impliziert das die angemessene Anerkennung, wie sie in den sozialen Institutionen selbst (beispielsweise dem Gesetz) und in den moralischen Vorstellungen von der individuellen Verantwortlichkeit reflektiert wird sowie auch abstrakte, angemessene Ideen von Anspruch. Ebenfalls hat das eine vertretbare historische Darstellung zur Folge, die die Rolle richtig erklärt, welche die Freiheit in der Moderne zu spielen begann.

Das ist sehr viel verlangt! Aber weil wir uns diesen normativen Ansprüchen nicht als singuläre, unabhängige, noumenale Wesen, die in der Lage sind, wie unverursachte Ursacher zu handeln, gegenübersehen, sondern als Subjekte, die in einer historischen Zeit und (als moderne Subjekte) in nicht ablösbaren sozialen und ethischen Beziehungen zu anderen auf vielfältige Weise verortet sind, ist eine solche Annäherung an das Problem der Realisierung der höchsten modernen Norm, nämlich der Freiheit, trotz aller Schwierigkeiten, wie ich nahe legen möchte, die am ehesten zu bevorzugende.

#### Literatur

- Kant, Immanuel. *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*. Akademie Textausgabe, Bd. IV. Berlin: de Gruyter, 1968. (G)
- Kant, Immanuel. *Kritik der praktischen Vernunft*. Akademie Textausgabe, Bd. V. Berlin: de Gruyter, 1968. (KprV)
- Hegel, G. W. F. *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften, III. Die Philosophie des Geistes*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1970. (E, III)
- Hegel, G. W. F. *Grundlinien der Philosophie des Rechts*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1986. (PR)
- Hegel, G. W. F. *Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie, Bd. I, Die Vernunft in der Geschichte*, herausgegeben von Johannes Hoffmeister. Berlin: Akademie Verlag, 1970 (WG).
- Jackson, M. W. „Hegel: The Real and the Rational.“ In *Stewart* 1996, 19–25.
- Stewart, Jon. *The Hegel Myth and Legends*. Evanston: Northwestern University Press, 1996.

INTERDISCIPLINARY CROSS-FERTILIZATION OR  
CROSS-STERILIZATION? CHALLENGES AT THE INTERFACE OF  
RESEARCH ON BRAIN AND LANGUAGE  
DAVID POEPPEL

In the last several years, the popular media have reported enthusiastically on progress in brain research, in general, and human brain research, in particular. Magazine titles such as “Demystifying the brain” suggest to the public readership that substantive progress has been made on topics ranging from the brain basis of learning to the brain basis of philosophical topics (neurophilosophy), religious topics (neurotheology), and economic topics (neuroeconomics). The techniques that have elicited the most discussion and the most widespread popular recognition are the non-invasive brain imaging techniques (PET, fMRI). The canonical result that we can read about in media ranging from *The New York Times* to *Der Spiegel* is an image of a brain in which a specific location is activated (“on fire”), suggesting that specific localizations constitute the basis for the psychological phenomena in question. Interestingly, the images created by art departments for magazine covers (localized flames inside of a glass head, say) are not as different from technical scientific visualization as one might imagine. For example, one cover of the popular neuroscience and psychology magazine *Gehirn & Geist*, an issue discussing how neuroscience embodies an attack on our image of humanity, is strikingly similar to images illustrating results from psycholinguistic brain imaging studies in a technical publication (*Journal of Neuroscience*).

The foundational concept that informs experimental design, the results, and their interpretation is the concept of functional localization. The idea that different places in the brain are associated with different processes and representations has a long history, dating back at least as far as Franz Josef Gall (1758–1828). Gall’s phrenology and organology made explicit a view of psychology in which the human mind is made up of a list of mental facul-

---

This paper is a shortened and modified version of an evening lecture given in March, 2004, at the Wissenschaftskolleg. The lecture, making extensive use of visual and auditory examples not incorporated into this version, was given in German and was entitled “Vergebene Liebesmüh? Zur interdisziplinären Erforschung von Sprache und Gehirn”.

ties, each of which is represented in a certain location. We now view this approach as hopelessly underspecified and psychologically misguided – yet it is at the basis of most of the results reported in brain imaging and, either implicitly or explicitly, constitutes a central part of the explanations provided for the brain basis of cognitive function.

In this brief overview I discuss some of the prospects and problems for the concept of localization, using examples from neurolinguistic research. I argue that the concept of functional localization is, in fact, profoundly useful – but only when coupled with a psychological or cognitive theory of a very different granularity than typically assumed. Specifically, I develop the argument that a linguistic domain, such as phonology or syntax, is not the right level of granularity to permit localization in any useful sense. The challenge for psycholinguistic as well as neurobiological research is to identify the correct level of abstraction to allow for *linking hypotheses* between physiological mechanisms and basic computations underlying different aspects of language.

Why is localization of function, particularly the idea of a spatial (topographic) map, so compelling? There is an easy answer: in the study of sensory and motor domains, the idea of a localized spatial map is actually correct. Research on the organization of the visual system has shown that the brain representation of the visual world is accomplished by the use of “retinotopic maps”: adjacent objects in the visual world are adjacently represented in visual brain areas. Most of the 30–50 cortical areas identified in the primate visual system share this property of retinotopic organization.

Much like in the visual system, the auditory system uses a form of spatial mapping, namely mapping by frequency. It is often argued that brain areas sensitive to auditory information reflect a so-called “tonotopic organization”. In such a map, low-frequency sounds are represented at one end of the map and high-frequency sounds at the other end. A given sound (speech, music, traffic, etc.) is broken down into its frequency components, which in turn are represented in their respective locations in these maps. Therefore, it is a pattern of locations and their activation that form the brain’s representation of that sound.

Perhaps the most striking example of the principle of spatial representation is the representation of body surface in the brain: the somatosensory homunculus, or “somatotopy”. The body surface is represented in an orderly way in the parietal cortex. Moreover, some areas of the body are dramatically over-represented (magnified) in the somatosensory cortex. Specifically, the brain space allocated to the mouth, face, and hands far exceeds the space dedicated to, say, the lower back. The mind/brain’s view of the body is consequently a human shaped form with wildly exaggerated hands and head. The body is represented as a spatial map.

The spatial topographic principles of retinotopy, tonotopy, and somatotopy have been replicated across techniques and across species and therefore form one of our most strongly held beliefs about brain organization. Given the success of these concepts, it is not surprising that one might want to extend the notion of spatial topographic representation to domains *beyond* sensory and motor function. An example from the neural basis of processing words illustrates the extent to which we wish to broaden spatial mapping into even very complex cognitive domains.

How is word meaning represented in the brain? A satisfying answer to this question would not only reflect substantive progress in cognitive neuroscience but also begin to provide a real bridge to the humanities. Engaging a major issue such as “meaning” signals that the humanities and the natural sciences are focusing their joint efforts on common questions – raising the hope of interdisciplinary cross-fertilization that neutralizes the two-cultures divide. So, to illustrate this program of research, what does it mean to understand the word *kick* while reading it, and what distinguishes it from the word *pick*? Recent brain research, for example a study using fMRI, has addressed this question, and the results have received widespread attention. One interesting study (O. Hauk, I. Johnsrude, F. Pulvermueller. 2004. “Somatotopic Representation of Action Words in Human Motor and Premotor Cortex.” *Neuron* 41, 301–307.) is based on the following intuition: verbs denoting actions, such as *kick* or *jump*, have strong sensorimotor components. According to certain theories of word comprehension, processing such a word has as its core operation the activation of those parts of the body associated with that word. The recent experiment mentioned takes a very strong view, predicting that even reading the words “lick”, “pick”, and “kick” will activate the corresponding areas in the somatosensory homunculus. In other words, reading the word “lick” will be reflected in the activation of the tongue area of the somatosensory homunculus, reading “pick” will be reflected in the finger area, and reading “kick” in the foot area. While this is, *prima facie*, a defensible hypothesis (some version of a “motor theory of word meaning”), a serious question is how far would one want to take such a theory. To test the prediction, these investigators measured the regional brain activation when subjects, while lying in a scanner, read verbs such as “kick”, “pick”, and “lick”. Furthermore, in a control condition, the same participants wiggled their toes, fingers, and tongues. The results showed that there was some overlap between the brain activation elicited by moving the relevant body parts and the activation elicited by reading the corresponding verbs. This is certainly a spectacular result. It was interpreted as showing that understanding verb meaning is accomplished by activating sensory or motor representa-



tions. They argue that their experiment “rules out a unified meaning center in the human brain and supports a dynamic view . . . with cortical topographies that reflect word semantics”. Can this be a plausible conclusion following from such data? What aspects of such a research program should make us nervous? Consider a few points that render such an interpretation highly problematic for all but the smallest set of action verbs.

(1) Brain imaging techniques such as fMRI (functional magnetic resonance imaging) reflect hemodynamic (blood-flow) activity over many seconds. While it is plausible to hypothesize that for verbs with a strong mental imagery component, such as “kick”, motor representations can be co-activated, it is not immediately clear why one would interpret widespread hemodynamic brain activation integrated over seconds as the *primary representation* of a word’s meaning. Language comprehension – including the retrieval of word meaning – is remarkably fast (current research estimates that word meaning is robustly available to speakers/listeners no later than 300–400 milliseconds after a word is presented). Therefore the assumption that brain activity recorded over many seconds reflects primary word meaning is extremely sketchy.

(2) If the meaning of a verb is given by the activation of the verb-associated motor area of the sensory and motor homunculus, why stop in the cerebral cortex? Brain areas and peripheral areas are massively interconnected, so why not include the spinal cord, which obviously also plays a crucial role in motor control? Why not the muscles in the fingers? Is there, in this view, still a usable and defensible notion of word meaning?

(3) What does such a view imply about patients with movement disorders or patients with injuries? Is meaning processing of verbs impaired for them because their somato-motor homunculus is compromised? That prediction is, in my opinion, much too strong. It would be tantamount to arguing that a congenitally quadriplegic patient cannot read a book about soccer because not having the necessary motor representations renders understanding of the associated words impossible.

(4) Only a small fraction of vocabulary can be covered by such a “direct matching” theory. What to do with verbs with no sensorimotor features (e. g. *seem* or *justify*) or, more generally, any abstraction (e. g. *Wednesday* or *political intrigue*)? We will need separate theories of word meaning for such items. Is it economical to stipulate separate word meaning representation theories for different types of vocabulary?

(5) What about so-called closed-class or function words (e. g. *or*, *some*, *not*, *through*)? These words have very precise meanings but do not map onto any topography we currently know of.

(6) Finally, what about all of *compositional semantics*, that branch of meaning associated with interpreting phrases in sentences, not just single words? The “direct matching” theory between sensorimotor brain representation and word meaning has nothing to say about how we construct sentential interpretations, not to speak of even higher-order, discourse-related interpretations. Distinguishing the sequence of words *dog bites man* from *man bites dog* requires the construction of meaning on a level more abstract than looking up the meaning of individual words.

On balance, the position articulated in a direct matching “motor theory of word meaning” does have merits for a small portion of vocabulary and implies that there is a tight connection between the many aspects of (action) verb meaning and the actual execution of the action. But notwithstanding this positive result, such a view drastically underestimates the complexity of word meaning, in general, and verb meaning, in particular. The cognitive neuroscience results that are brought to bear on these issues are of an extremely coarse granularity in comparison with the linguistic complexity of the items (see the extensive literature on word meaning in philosophy, linguistics, and psycholinguistics).

We briefly reviewed one piece of neurobiological (imaging) evidence. Presumably, a goal of such an interdisciplinary research program must be to relate the results from psycholinguistics to the results from neurolinguistics. Does the work illustrate scientific progress driven by interdisciplinary cross-fertilization? Or does it, rather, exemplify interdisciplinary cross-sterilization? The implicit presupposition in this type of research program is that by performing such brain and language research we will learn something about *how the brain works* and/or *something about how language works*. But is this presupposition correct? Is such “unification” of disciplines possible given our current state of knowledge? Is there a future for interdisciplinary cross-fertilization, or are we doomed to interdisciplinary cross-sterilization?

The problems that the research program is faced with are straightforward to articulate. Specifically, the “alphabets” (the *primitives* or *elementary constituents* or *ontologies*) of linguistics and neuroscience are profoundly distinct. Suppose we generate an inventory of the fundamental elements and operations postulated by the language sciences, on the one hand, and the brain sciences, on the other. Are there plausible links between the domains? The fundamental elements for language research include concepts such as distinctive feature, syllable, morpheme, noun-phrase or clause; fundamental operations on primitives include operations such as concatenation, linearization, and semantic composition. Basic neurobio-

logical elements include structures such as dendrites, neurons, ensembles, cortical columns, and operations such as long-term potentiation, oscillations, or synchronization. Are there any links between the alphabet of one domain and the alphabet of the other? Can we formulate a connection between any of these listed concepts? Clearly not. In fact, there is a total absence of linking hypotheses by which we can explore how well established brain mechanisms form the basis for linguistic computation.

Why are there no linking hypotheses? There are, in my view, two major causes, the *granularity mismatch problem* (neurolinguistics in practice) and the *ontological incommensurability problem* (neurolinguistics in principle). The granularity mismatch problem (GMP) refers to the fact that linguistic and neurobiological studies of *language* operate with objects of different granularity. In linguistics, extremely fine-grained distinctions and generalizations are made, referring to very detailed aspects of linguistic representation and computation. In contrast, neurobiological studies work with much broader conceptual distinctions. For example, numerous cognitive neuroscience studies seek to investigate the neural basis of “syntax” or “phonology”. However, a rich tradition of linguistic research shows that these domains are not monolithic but have many subroutines and parts. Therefore, linguistic research refers to subroutines such as “phrase structure building” or “linearization”, each in turn one sub-computation in syntax and phonology. In short, the GMP simply illustrates that the grain size of the objects of study is not congruent in a manner that permits mapping and matching between domains of inquiry such as neurobiology and linguistics.

The ontological incommensurability problem (OIP) refers to the fact that the units of linguistic computation and units of neurobiological computation are incommensurable. Therefore, an attempt at reduction, in its most canonical sense, cannot be made in any convincing way. If reduction is, at the moment, not even approachable in principle, the next step might be to investigate “unification” of fields (cf. the unification between chemistry and physics at the beginning of the 20<sup>th</sup> century). But unification will, presumably, involve *conceptual change*: a rethinking of how the fundamental concepts of the fields can be rearranged so as to permit the expression of relations across the disciplines. In order to permit such mapping, or *Abbildung*, of the areas onto one another, conceptual change is mandated.

The GMP and the OIP are, of course, not unique to research on brain and *language*. When we consider questions in visual perception, memory, attention, reasoning and decision-making, or even higher-order experiential issues (free will, consciousness), analogous problems emerge. The psychological domains in question have articulated theories dealing

with subtle aspects of perception, cognition, and so on; that is, the “granularity” of the questions addressed in these domains is very high. In contrast, the manner in which neurobiological research talks about these domains again reflects a much more coarsely grained research program. The general principle that we can derive as a challenge to this kind of interdisciplinary research is: the level of description and analysis in one domain tends to be dramatically mismatched to the level in the other domain. Therefore *true* interdisciplinary progress is not possible. If true progress means *substantive* new insight into either of the domains in question, the present state of affairs suggests that the research enterprise has been a spectacular failure.

Again, to illustrate this crisis from the perspective of brain-language research: while neurobiology operates with distinctions such as syntax, semantics, or phonology, linguistic research operates with carefully distinguished sub-categories, the collection of which makes up a domain such as syntax or phonology. On this view, what can be the focus of localization studies? In neurobiological approaches, the focus has tended to be on the levels of syntax vs. semantics vs. phonology – but linguistic research shows us that these domains are not elemental. And common sense (as well as biological knowledge) dictates that if anything is localized in nervous tissue, at least on the level of cellular ensembles or columns, it will be *elementary* computational functions.

Given this rather pessimistic assessment of the situation – an attempt at reduction is incoherent and unification requires extensive reconceptualization – what do we need to look toward to generate substantive interdisciplinary progress, or, more pointedly, to even develop a viable interdisciplinary program of research? Is there a positive proposal available, a way out of this rather negative assessment of interdisciplinary research in cognitive neuroscience?

My suggestion is to look to *computation*, broadly construed, as a mediating level of analysis that permits contact between the conceptual architecture of the humanities, the cognitive sciences, and the neurosciences. More concretely, I argue for the following research strategy. Linguists and psycholinguists owe a decomposition (or fractionation) of the particular linguistic domain in question (e. g. syntax) into *formal operations that are, ideally, elementary and generic*. The types of computations one might entertain, for example, include concatenation, comparison, or recursion. Generic formal operations on this level of abstraction can form the basis for more complex linguistic representation and computation. Cognitive scientists, and linguists in particular, should develop the set of elementary representations and computations (independent of particular theoretical predilections). The chal-

lenge to the neurobiological colleagues is then precise and clear. Specifically, what type of neuronal circuit is the basis for the hypothesized computations in question? If the stipulated computation is a foundational constituent for processing language, then it stands to reason that it must be implemented by neuronal tissue *somehow*. In other words, if we agree that, say, concatenation is an elemental operation, then the most helpful neurobiological research program would attempt to identify exactly how this operation is instantiated. Such an operation may or may not be localized in one place in the brain; that is, it may be distributed over different brain areas, or alternatively it may be instantiated multiple times in different places.

Insofar as linguistic operations are fractionated into generic formal operations on the appropriate level of abstraction, and insofar as neurobiological research identifies the basis for such formal operations, we have now created the possibility to state direct linking hypotheses. Linguistics (or any other area of the cognitive sciences) conceptualized on this level of abstraction now has a direct relationship to biological implementation.

(A note on free will: In the last several years, there has been extensive discussion on the relation between the neurobiological architecture of the human mind and the possibility of free will. This discussion has been – occasionally – interesting, often provocative, but to practicing cognitive neuroscientists practically incoherent. Prominent neurobiologists have argued in prominent media outlets that the neural basis of human cognition precludes free will. This point may or may not be true, and one might consult the extensive philosophical literature for arguments. However, given the discussion here, it should be readily apparent that it is not even clear that the issue can be coherently formulated in current cognitive neuroscience terminology. Free will is, surely, not a monolithic concept but comprised of numerous constitutive parts; every putative act of free will obviously includes an enormous range of information processing, drawing on memory, perception, etc. Since no single constituent activity underlying an act of free will is itself monolithic, free will cannot be a monolithic and elemental function. Therefore, its relation to neurobiological implementation is, at best, vague and tentative and, more realistically, unstateable. So, whether or not one consequence of the neural basis of behavior is the existence or absence of free will, the contemporary cognitive neurosciences have, as far as I can see, absolutely nothing to say about it.)

Finally, turning to the original issue of localization, what is its status? In the view sketched here, how much can be gained by focusing on localization? What is the payoff for continuing to perform series of brain-imaging studies attempting to localize entire complex domains such as syntax or phonology? In my view, not much can be gained at this

point. We might think of localization as the “homework problem”, that is, an important intermediate step (the identification of areas that are implicated, certainly an important descriptive step), but ultimately uninteresting from the point of view of explanation. Is it possible to achieve a unification of linguistics and neurobiology by asking localization questions? No; rather, we need to develop the explicit linking hypotheses between linguistic computation on the right level of abstraction and well-characterized brain mechanisms. The *wrong* question is: where are syntax or phonology or semantics mediated? The *right* question might be something like: what kind of computations in the brain forms the basis for processing *elementary* linguistic functions? Characterizing the problem in the manner we have done here does away with questions such as “Is human language processing unique?” or “Are humans ‘higher’ or ‘better’ in an evolutionary sense than animals?” Rather we can turn to typical questions of the sciences such as, “How does this work?”

There is, of course, functional localization, but, in this view, what is localized is circuitry that executes specific computations such as concatenation or recursion or linearization. When we perform a brain imaging experiment and interpret the results – the localized colored “blobs” appearing on brains – it appears more sensible to attribute to each activation a specific computational function rather than some coarse domain. As a specific example, an apparently simple process, such as auditory word recognition, a process we do within hundreds of milliseconds over and over and without conscious effort, is comprised of various subroutines, and it is these subroutines that we ultimately want to identify and localize. Localization as an intermediate research goal survives, but the interpretation of localization is fundamentally recast.

From a historical perspective, we may characterize such a research program as third in a series of large-scale developments. Cognitive neuroscience research on brain and language began in a decidedly localizationist and phrenological stance. This “intuitive psychological phrenology” that built on the work of Franz Josef Gall is the wave of the past. The wave of the present is what we might call “cognitive psychological phrenology”: guided by observations and theories from cognitive psychology, we attribute to certain brain areas relatively broad psychological functions. I argue here that the wave of the future must be “computational organology”. The research program seeks to identify the elemental computations that form the basis for perception, cognition, and action and attempts to identify the neuronal basis of these elemental computations. In such a program of research we will no longer pursue misguided attempts to sell localization as explanation. Rather, we will have moved from a descriptive enterprise to the explanatory approach typical of the sciences.

## WAS HEIßT ÜBERSETZEN? DIE UNENDLICHE AUFGABE AM BEISPIEL DER BIBEL UND DES DEUTSCHEN SHAKESPEARE

KLAUS REICHERT

„Leo clamat“, sagt Paul Valéry, heißt nicht, „Der Löwe brüllt“, sondern heißt: „Ich bin ein grammatisches Beispiel“. In dieser Bemerkung Valérys steckt schon fast eine ganze Überetzungstheorie: Ist das Gesagte zu übertragen oder das Gemeinte? In einer neuen Übersetzung eines Paulus-Briefs wird das griechische ‚mysterion‘ übersetzt als ‚der Grund, aus dem wir dieses Wesen (also Christus) verehren‘, weil ‚Geheimnis‘ nichtssagend geworden und ‚Mysterium‘ heute unverständlich sei. Ist das eine Paraphrase oder als Übersetzung passabel, weil der Nebel des Nichtverstehens immer undurchdringlicher wird, d. h. die Sprachkompetenz unaufhaltsam schrumpft, zugleich aber doch das, was unter dem Sinn der Stelle verstanden wird, für heute gerettet werden soll? Ein drittes Beispiel: Der Anfang von Shakespeares *Measure for Measure* lautet: „Of government the properties to unfold / Would seem in me t’ affect speech and discourse.“ Das heißt in der Übersetzung Baudissins „Das Wesen der Regierung zu entfalten, erschien’ in mir als Lust an eitler Rede“. Heiner Müller übersetzte den Anfang in den sechziger Jahren so: „Das Wesen des Staates“, und begründete das im Gespräch mit westdeutschen Dramaturgen: „Ihr habt eine Regierung, die ist abwählbar, wir aber haben einen Staat!“ So befremdlich Müllers Übersetzung und ihre Begründung ist, er tut nichts anderes als das, was den meisten Übersetzern ohne Nachdenken unterläuft, er denkt vom eigenen historisch-politischen oder ästhetischen Kontext aus und versucht ihn wiederzufinden im Original.

Übersetzen ist die unmöglichste Sache von der Welt, und dennoch tut man es seit Anbeginn der Welt. Eine Übersetzung kann nie adäquat sein, denn wäre sie es, gliche sie dem Original aufs Haar, wäre dessen Replik, wie Borges sie in seiner Geschichte vom Don Quijote-Übersetzer beschreibt. Adäquat hieße, es gäbe Wortgleichungen zwischen den Sprachen, während doch, selbst unter dem Anspruch größtmöglicher Wortwörtlichkeit, nicht Wörter übersetzt werden, sondern ein Sprachsystem in ein anderes, mit allem, was

---

Vortrag im Wissenschaftskolleg zu Berlin am 25. Februar 2004.

das impliziert, also vor allem der kulturellen Differenz auf der synchronen Ebene genauso wie auf der diachronen. Adäquat hieße, der Satzbau ließe sich nachbilden, denn es ist ja für die Bedeutung zumal poetischer Texte wichtig, wann welche Information im Satz erfolgt. Aus der Endstellung des Prädikats im Deutschen beziehen die langen Perioden Kleists oder die Sätze Kafkas ihre Spannung. Wenn, wie im Englischen, das Prädikat am Anfang steht, ist von vornherein klar, wohin der Satz laufen wird. Adäquat hieße, das Zeitgefüge der einen Sprache entspräche dem der anderen. Wer aus nicht-indoeuropäischen Sprachen übersetzt, weiß, dass es dort ganz anders ist. Das stellt z. B. die Übersetzung aus dem Hebräischen vor nicht lösbare Probleme, weil es dort streng genommen keine Tempora gibt, sondern nur abgeschlossene und unabgeschlossene Handlungen. Adäquat hieße, die Rhythmen wiederzugeben, die oft querstehen zum Metrum, die aber doch ähnliche Sinnträger sind wie die semantische oder die syntaktische Schicht, insbesondere bei dramatischen Texten. Ich könnte in der Aufzählung fortfahren, das Argument ist aber wohl klar geworden: eine adäquate Übersetzung ist auf Grund der unterschiedlichen zu berücksichtigenden Parameter eine Unmöglichkeit. Die Übersetzung verfehlt das Original um das Ensemble des in ihm Geformten, verfehlt es vielleicht gerade in der zentralen Schicht, die es für seinen oder seine Urheber einmal gehabt haben mochte. Hier erhebt sich sofort die Frage: Was wäre denn die zentrale Schicht, oder die etwas törichtere Frage: Was hat der Autor gemeint?, als ob sich das restituieren ließe? Diese Schicht ist vermutlich größtenteils abhängig davon, wann einer den Text liest, ob im dritten vorchristlichen oder im vierten nachchristlichen Jahrhundert, ob um 1520 oder um 1610 oder 1926. Das Original oder gar dessen Intention ist ohnehin nicht zu haben, und es ist diese Lücke zwischen Original und Aneignung, in die der Übersetzer springt. Wir Übersetzungskritiker stehen also vor der schwierigen, immer neu sich stellenden Aufgabe, nicht so sehr die Übersetzung am Original zu messen, seine Verfehlungen zu notieren, als vielmehr sie in ihrem Eigenwert zu begreifen, in ihrer Differenz, auch in dem gerade, was in ihr hinzukommt und die Ausgangslage vielleicht radikal verändert. Vom Ausgangspunkt der Unmöglichkeit des Übersetzens sind wir also jetzt bei der Behauptung ihrer Eigenmächtigkeit angelangt.

Übersetzung ist kultureller Transfer, ist eine Verschiebung, ist die Über-Setzung von einem Ufer ans andere, wobei die Strömung mitzubedenken ist, die einen abtreibt vom genau gegenüberliegenden Ufer. Dabei können wir die Grundunterscheidung des Übersetzens, die seit dem 18. Jahrhundert getroffen wurde, erst einmal vernachlässigen, ob nämlich der Leser zum Original hin bewegt werde oder umgekehrt das Original zum



Leser hin. (Im ersten Fall würden die Strukturen des Originals im übersetzten Text durchscheinen; im zweiten erschiene das Werk als gewissermaßen bruchlos integriert und als Teil der Kultur, in die übersetzt wird.) Diese Unterscheidung, diese Frage stellte sich in der Frühzeit gar nicht erst als Problem. Sie stellte sich erst, als Texte, auch die biblischen, in ihrem sprachlichen Eigenwert als ästhetische oder als Zeugen eines bestimmten Sprachgeistes ins Bewusstsein traten, oder als das, was Benjamin die verschiedenen Arten des Meinens nannte.

Ich möchte im Folgenden der Frage ‚Was heißt übersetzen?‘ auf drei Beispielfeldern nachgehen, dem der Bibel, dem des deutschen Shakespeare und dem des Hohenliedes, wobei sich dieses Gedicht in meiner Fassung sowohl unter Bibel wie unter moderner Lyrik rubrizieren ließe.

Zunächst zur Bibel. Der Text wurde um 300 vor unserer Zeitrechnung von hellenistischen Juden in Alexandria übersetzt, angeblich von 70 Männern. Diese Septuaginta, diese Vergriechischung des Hebräischen, galt bald als von Gott inspiriert, Gottes originales Wort, wurde kanonisch, und war der Text, aus dem die Christen den Judengott kannten und übernahmen, bis er ab etwa 400 unserer Zeitrechnung – sehr langsam und zögernd, auf viele Widerstände und Einwände stoßend, nach vielerlei Revisionen – wenigstens im westlichen Christentum durch die lateinische Übersetzung des Hieronymus, die später Vulgata genannte, ersetzt wurde. (Sie wurde übrigens erst 1546 auf dem Tridentinischen Konzil zum authentischen Text der römisch-katholischen Kirche erklärt.) Die LXX haben das Hebräische mit dem Geist der griechischen Philosophie erfüllt, haben aus einer kranken, wie unbehauene Steine parataktisch nebeneinander gesetzten Zyklopiensprache, die über Jahrhunderte aufgetürmt worden war, eine homogene, hypotaktische, von eleganten Modalwörtern wimmelnde Sprache gemacht, dem sie das griechische Zeitsystem überstülpten, haben die stete Fundierung im Konkreten durch Abstrakta ersetzt, wie wenn die Hand Gottes (jad) zur Kraft Gottes (dynamis) wird. Die LXX haben dem Text eine Richtung gewiesen, die für die nicht-jüdische Welt bis heute bestimmend geblieben ist. Das seit dem 2. Buch Mose als höchster Gottesname durchgesetzte Tetragrammaton, JHVH, das nicht ausgesprochen werden durfte, sondern an dessen Statt ‚Adonai‘, ‚Herr‘, zu sprechen war, haben sie durchgängig mit ‚kyrios‘ übersetzt, ohne dass dieser Ehrerbietungsbezeichnung der göttliche *Name* noch anzumerken wäre. Und doch konnte ein Theologe um 1900 schreiben: „Die Bibel, deren Gott Jahveh heißt, ist die Bibel eines Volkes; die Bibel, deren Gott Kyrios heißt, ist die Weltbibel.“ Man fragt sich, wie ein Titel, der allmählich zum Allerweltstitel mutierte, das Geheimnis eines Namens zu ersetzen vermag. Vielleicht

sichert Reduktion von Komplexität durch Übersetzung den Werken ihr Überleben. Ich komme darauf zurück.

Die Bibel beginnt recht unspektakulär, wie es scheint, mit dem Wort ‚Im Anfang‘. Wenn die LXX das mit ‚en archè‘ übersetzten, stand dahinter eine kosmologische Vorstellung, ein Mythos, der den Hebräern ja ganz fremd war. Und eben dieses eine mythische Erzählung einleitende Wort ist dann traditionsbildend geworden und steht als Fortführung und Antwort am Anfang des Johannesevangeliums: ‚en archè ēn ho logos‘. Dabei ist das hebräische Wort ganz einzigartig und unerhört, ein Hapax legomenon: ‚bereshit‘. Darin steckt etymologisch ‚rosh‘, der Kopf, und von daher hat es Aquila im 1./2. Jahrhundert übersetzt, der näher ans Hebräische heranwollte, dessen Übersetzung aber fast ganz verloren ist: ‚En kephalaio‘, ‚Im Kopf schuf Gott Himmel und Erde.‘, und wenn man von da aus weiterdenkt, kommt man zu den Auslegungen, wonach Gott in seine Tora geschaut habe, um zu wissen, wie die Welt zu erschaffen sei. Auch das Wort ‚Gott‘ im ersten Vers stellt vor ein Problem. Das hebräische ‚elohim‘ ist eine Pluralform, die hier im Singular gebraucht ist. Manche Kabbalisten und die Feministinnen haben daraus auf die Doppelgeschlechtlichkeit Gottes geschlossen. Und Elohim bezeichnet eben auch die Götter in den altorientalischen Religionen, ist ein generischer Terminus für die Gesamtheit der Gottheiten in den semitischen Sprachen. So war die Wendung vereindeutigend, die die LXX dem Wort gaben: ‚ho theos‘, wenn damit auch, wie manche meinen, der Himmel der Olympier evoziert ist („Theos désignait exclusivement les dieux de l’Olympe.“, schreibt André Chouraqui, einer der originellsten neueren Bibelübersetzer.) Wenn man Elohim mit ‚theos‘ übersetzt, kommt man natürlich in Teufels Küche und muss wie dieser manipulieren. Wenn die Schlange zu Eva spricht, ‚Elohim weiß, an dem Tag, da ihr von der Frucht eßt, werden eure Augen aufgetan und ihr werdet sein wie Elohim‘, dann heißt das bei den LXX: ‚édei gar ho *theos*‘, dann aber: ‚éseste hos *theoi*‘ (oder bei Hieronymus ‚Scit enim Deus‘, und dann ‚eritis sicut dii‘). Hier haben wir den nicht seltenen Fall, wo das Gesagte und das Gemeinte – oder auch nur das vermeintlich Gemeinte – sich nicht decken. Man kann aber eben auch sagen, dass es so, wie es dasteht, gemeint ist, dass die Menschen werden wollen wie Gott, denn schließlich sind sie seine Replik, sein Faksimile. Dies wiederum hängt davon ab, wie die Menschenschöpfung zu verstehen ist. Elohim will den Menschen machen ‚in unserem Bild‘, ‚bezalmenu‘, aber dieses ‚z’elem‘ heißt plastisches, geschnitztes, auch gemaltes Bild, im Besonderen Götzenbild, aber um diese Assoziation nicht aufkommen zu lassen, wird hinzugesetzt ‚wie ein Abbild von uns‘, ‚kidmutenu‘, und dieses Abbild, ‚demut‘, heißt eben auch Kopie, Replik. Die Griechen nun übersetzen das erste ‚Bild‘,

‚zélem‘, mit ‚eikón‘, das zweite, ‚demut‘, mit ‚homoiosis‘, was vor allem das Ähnlichmachen heißt, und darüber, ob ‚homoiousios‘, ‚ähnlich‘, gemeint ist oder ‚homoousios‘, ‚gleich‘, über dieses Jota werden sich die Jahrhunderte streiten. Hieronymus wird übrigens ‚similitudo‘ übersetzen, und damit ist wohl nur noch die Ähnlichkeit gemeint.

Oft ist schwer festzustellen, wie weit ein Wort ursprünglich im Sinnlich-Konkreten verwurzelt war und erst im Laufe der Wirkungsgeschichte hochtheologisiert wurde. Wenn es heißt, ‚Der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser‘, und dafür ‚pneuma theou‘ bzw. ‚spiritus dei‘ steht, ist diesen Wörtern nicht mehr abzuhören, ob für frühe Leser in ihnen das Stürmisch-Drängende, das Atmende zu spüren war. Hebräisch ‚ruach‘ ist der Schöpfungswind, der Sturmwind. Wenn Buber/Rosenzweig mit ‚Braus Gottes‘ übersetzen, ist die Stelle um ein Theologoumenon ärmer, aber in die konkrete, sinnliche Vorstellung des tosenden Urwirbels zurückgeholt.

Gott hat viele Namen, Eigennamen, unter denen er angerufen wird und mit denen Gott auch sich selbst nennt: es sind Namen, die einen bestimmten Wirkungsgrad bezeichnen, einen Machtbereich. Namen haben offenbarende Kraft, geben preis und machen den so angerufenen verfügbar. Daher sind sie oft von Tabuzonen umgeben; sie zu benutzen, gar magisch zu beschwören, kann gefährlich sein. Da die Namen immer etwas heißen, stellt sich die Frage, ob man sie übersetzen oder ob man sie stehen lassen soll. In der Regel hat man sich für das Letzte entschieden: Adam, Eva, Jakob, Israel, Naomi usw. Bei den Gottesnamen aber entschieden sich die LXX und nach ihnen alle folgenden Dolmetscher für die Übersetzung. So wurde aus dem Namen Shaddai, der heute noch in der Messusah das jüdische Haus vor bösen Geistern schützt, der Allmächtige, deus omnipotens, wurde aus Elyon der Höchste, aus Eloha der Stärkste, aus Zebaoth der Herr der Heerscharen. Das alles sind Herabstufungen der Gottesnamen auf attributive Qualitäten, auch auf Appositionen, auf Beinamen, wozu einem Rosenzweig einfallen mag, der hierzu sagte, „das Namenhafte und das Beinamenhafte decken sich vollkommen.“ Aber warum taten die LXX das? Vielleicht aus Angst vor der magischen Potenz der Namen? Man könnte daraus schließen, dass der Monotheismus, die Schaffung des Einen Gottes, das Werk der Übersetzer ist. Aber was ist das für ein Gott, dessen Name Kyrios ist, Dominus, Herr, The Lord, Seigneur? Manche Gottesnamen waren in der Tat für die LXX zu riskant, weil sie Götzen evozierten. Von Elohim war schon die Rede. Ein von ihm abgeleiteter Name heißt El. El ist aber auch ein Gott der Babylonier und ist der höchste Gott im phönizischen Pantheon. Wenn Gott immer wieder von sich behauptet, er könne es regnen lassen oder die Ernte befördern, so kann das der babylonische oder phönizische El auch. Was tun die Über-

setzer? Jakob nennt die Stätte, an der er die Himmelsleiter gesehen hatte, ‚beit El‘. Die LXX übersetzen das mit ‚oikos theou‘. Erst seit Hieronymus, vielleicht weil die Götzenangst nicht mehr aktuell war, darf die Stätte ‚Bethel‘ heißen, da ist dann der gefürchtete Name zu einer unbetonten Silbe geschrumpft. Die Tilgung des als heidnisch Verdächtigten ist bei den LXX allenthalben zu spüren. Gott wird häufig ‚Fels‘ genannt. In Psalm 18 heißt es, „Denn wer ist Gott, wenn nicht der Herr, / oder ein Fels, wenn nicht unser Gott“. Bei den LXX wird daraus: „Wer ist Gott, wenn nicht der Herr / und wer ist Gott, wenn nicht unser Gott“ (Hieronymus übersetzt vorsichtig „Wer ist stark – fortis – wenn nicht unser Gott“). Mit ‚Fels‘ wurden Götzen in Verbindung gebracht, die ja häufig als Felsen, als besonders markante Steine verehrt oder angebetet wurden. Daher sollte Gott nicht als Fels genannt sein. Die Tilgung dieser Nennung ist also ein Akt der damnatio memoriae. Anders kann man das kaum nennen. Doch zurück zu den Gottesnamen. Gott offenbart sich Abraham, Isaak und Jakob mit einem Doppelnamen: ani el shaddai. Die LXX lassen das Shaddai weg: ego ho theos sou; Hieronymus macht wenigstens ein Attribut daraus – Ego Dominus omnipotens –, aber das ist natürlich etwas anderes als ein Name, ein Doppelname. Gott nimmt diesen Namen dann noch einmal auf, als er zu Mose spricht: ‚ani JHVH, ich bin Abraham, Isaak und Jakob erschienen als El Shaddai, – hier setzen die Griechen dann theos ōn auton, den seienden Gott ein –, aber unter meinem Namen JHVH (kyrios, deus) war ich ihnen nicht bekannt.‘ Was das für ein besonderer Name ist, den die Erzväter noch nicht wissen durften, wird ganz gewiss nicht in der Übersetzung kenntlich. Das haben die Engländer gespürt und tatsächlich – soweit ich sehe als einzige – einen Namen hergesetzt: „I am the Lord: And I appeared unto Abraham, unto Isaac, and unto Jacob by the name of God Almighty, but by my name JE-HO-VAH was I not known to them.“ Das ist ebenso klug gedacht wie falsch, denn den Namen Jehovah gibt es nicht: er entsteht, wenn man die vier Konsonanten mit den Vokalzeichen für Adonai, die anzeigen, dass der unaussprechliche Name durch Adonai zu ersetzen ist, verbindet. Auch hier hat ein Fehler bekanntlich Schule gemacht.

Es gibt noch einen weiteren Gottesnamen, der nur einmal vorkommt und den Gott dem Mose offenbart. Als Mose Gott fragt, wie soll ich dich nennen, wenn die Kinder Israels nach deinem Namen fragen, sagt Gott: ‚ehjeh asher ehjeh‘. Das heißt auf Lateinisch ‚sum qui sum‘, auf Englisch ‚I am that I am‘, Luther übersetzt ‚Ich werde sein, der ich sein werde‘. Das ist alles richtig und auch wieder nicht. Man könnte auch sagen ‚Ich bin der ich war und sein werde, werde sein der ich bin. Buber/Rosenzweig übersetzen ‚Ich werde dasein als der ich dasein werde. So sollst du zu den Söhnen Jisraels sprechen: ICH BIN DA

schickt mich zu euch.' Moses Mendelssohn schreibt dazu: „Weil Vergangenheit und Zukunft bei dem Schöpfer allesamt Gegenwart sind ... und keiner von allen seinen Tagen vergangen ist, deshalb werden also alle Zeiten bei ihm in seinem Namen genannt. Er umfasst ‚er war‘, ‚er ist‘ und ‚er wird sein‘. ... Nun gibt es aber in der deutschen Sprache kein Wort, welches die Bedeutung aller Zeiten sowie das zwangsläufige Vorhandensein und das Hinsehen in einem umfasst, wie es bei diesem heiligen Namen der Fall ist, das ewige, notwendige, vorsehende Wesen; und wir übersetzten ‚der Ewige‘ oder ‚das ewige Wesen‘.“ Folglich übersetzt Mendelssohn „Gott sprach zu Moshe: ‚Ich bin das Wesen, welches ewig ist.‘ Er sprach nämlich: ‚So sollst du zu den Kindern Jisraels sprechen: Das ewige Wesen, welches sich nennt: „Ich bin ewig“ hat mich zu euch gesandt.‘“ Und was machen die LXX? ‚Ego imi ho ōn‘, Ich bin der Seiende. Sie transplantieren also den Gottesnamen in die griechische Seinsphilosophie; von einem Namen ist kein Rest mehr zu spüren; es ist personalisierte Seinsbestimmung. Größer könnte der Abstand zum jüdischen Gott nicht sein.

Nun versucht zwar jede Übersetzung das, was sie für das Gemeinte hält, zu erfassen. Aber das Wort ‚ehjeh‘ zeigt, dass es auch, und hier vielleicht vor allem, auf die Buchstäblichkeit ankommt – ‚ehjeh‘. Es ist auch ein Tetragramm und enthält drei Buchstaben des unaussprechlichen Namens, Jod und zweimal das He. Der vierte Buchstabe, oder vielmehr der erste, ist das Aleph. Die Bibel beginnt mit dem zweiten Buchstaben des Alphabets, dem Bet, das wie eine nach links geöffnete Klammer aussieht. Rechts davon kann nur das Aleph stehen als der die Schöpfung auslösende, nicht aussprechbare Laut. Nach einigen Kabbalisten soll Gott nur das Aleph geäußert haben, und seine ganze Schöpfung folgte daraus. Dieses Aleph zusammen mit drei Teilen des Tetragramms erscheint nun im offenbarten Namen ‚ehjeh asher ehjeh‘ und damit ist es ein ‚richtiger‘ Name jenseits der Übersetzbarkeit. Übrigens hat das Aleph sich bei Gott beschwert, dass die Bibel nicht mit ihm, sondern dem Bet anfangen sollte. Gott sagte, ich sehe das ein und lasse deshalb den wichtigsten Text der Bibel, das Zehnwort (die Zehn Gebote) mit Dir anfangen. Und so geschahs: ‚anochi JHVH elohejcha‘.

Damit genügt zu den Verwandlungen, die die hebräische Bibel in den Übersetzungen durchlaufen hat, Verwandlungen in andere Denk- und Mentalitätsräume, andere Denkstile. Die einzigen Übersetzungen, die etwas vom Geist des Hebräischen in der eigenen Sprache nachzubilden versuchten, sind die von Buber/Rosenzweig, begonnen 1926, beendet 1961, die ein Deutsch vom Hebräischen her neu erfanden, und ist die ähnlichen Prinzipien folgende von André Chouraqui ins Französische. Bevor ich das Bibelkapitel abschließe, lassen Sie mich aber noch wenigstens ein einziges Beispiel aus dem Neuen Tes-

tament bringen. Der englische Gruß lautet: „Chaire, kecharitoméne, ho kyrios meta su.“ Auf lateinisch heißt das: „Ave, gratia plena, Dominus tecum“ und es wird noch ein Satz hinzugefügt, der im Griechischen nicht steht: „benedicta tu in mulieribus.“ Die Crux ist ‚gratia plena‘, die früheste Einführung der Gnade in die Jesus-Geschichte – durch Übersetzung. Das griechische ‚kecharitoméne‘ kommt von ‚charitoo‘, lieblich oder anmutig sein, und damit erscheint das angesprochene Mädchen in einem ganz anderen Licht, freundlich, schön, wie eine der heidnischen Chariten. Die Gottesmutter kommt später. Mir scheint, dieses Nebeneinander von Antike und Christentum, dieses Herauswachsen des einen aus dem andern ist hier greifbar wie in den Bildern Ghirlandaios. Luther hat übrigens versucht, dem Griechischen näher zu kommen, wenn er übersetzt „Gegrüßet seist du, Holdselige!“ Er begründet seine Fassung allerdings mit dem deutschen Sprachgebrauch: „... da der Engel Mariam grüßet und spricht: Gegrüßet seist du, Maria, voll Gnaden, der Herr mit dir. Nun wohl – so ist’s bisher einfach dem lateinischen Buchstaben nach verdeutsch. Sage mir aber, ob solchs auch gutes Deutsch sei. Wo redet der deutsch Mann so: du bist voll Gnaden? Und welcher Deutsche verstehtet, was das heißt: voll Gnaden? Er muss denken an ein Faß voll Bier oder Beutel voll Geldes; darumb hab ich’s verdeutsch: Du Holdselige.“ Sprachgebrauch, Sprachgefühl sind sehr heikle Joker in den Händen der Übersetzer. Meist werden sie benutzt, um Diskussionen abzuschneiden oder um einen eigenen, meist interessegeleiteten Standpunkt zu zementieren. Luther war darin nicht zimperlich, wenn er seine Theologie per Übersetzung stabilisieren wollte. Bekannt ist die Römerbrief-Stelle „Wir halten, daß der Mensch gerecht werde, ohn des Gesetzes Werk, allein durch den Glauben“, in der er das Wort ‚allein‘ einfügte – als stünde da ‚sola fide‘ – auf Grund seiner Polemik gegenüber der Werkgerechtigkeit und das listig mit dem Sprachgebrauch begründete – „der Bauer bringt allein Korn und kein Geld“.

Heilig gesprochene Texte zu übersetzen ist eine Sache, profane Texte zu übersetzen eine andere. Im ersten Fall weiß man sich dem Geist und dem Buchstaben des Textes verpflichtet, auch wenn bei der Verpflanzung in einen anderen Kulturraum notwendig etwas anderes herauskommt. Im zweiten Fall ist dem Übersetzer die Verpflanzung derart bewusst, dass er das eigene kulturelle Feld stets und vor allem im Auge hat. Mit dem Originaltext kann er daher beinahe schalten, wie es ihm beliebt. Ich möchte das am deutschen Shakespeare zeigen. Shakespeare war in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wenig mehr als ein Gerücht. Man kannte die Äußerungen Voltaires, der dem Autor Genialität zusprach, aber seinen kruden, die Sitten verletzenden Stil und Geschmack verabscheute. Othellos Sprache sei die eines betrunkenen Wilden; die erste Szene des Hamlet auf der Zinne in gespenstischer

Stille sei vor Damen nicht spielbar, weil darin von einer Maus die Rede sei – „not a mouse stirring“. Shakespeares angeblich regellose Verse wurden mit der Elle des Klassizismus gemessen und entsprechend begradigt. Auf der anderen Seite zog das für krud, für regellos, für naturwüchsig gehaltene gerade an. Es war Moses Mendelssohn, der 1758 in seiner folgenreichen Abhandlung ‚Über das Erhabene und Naive in den schönen Wissenschaften‘ als erster auf den Autor aufmerksam machte und ihn in vielen Zitaten in eigener Übersetzung dem Publikum vorstellte. Wenig später, 1766, begannen Wielands Übersetzungen zu erscheinen. Das Theater der Zeit stand unter dem Diktat der Deutschen Schaubühne Gottscheds. Das war ein Theater nach französischem Muster, elegant, glatt, unanstößig, die schöne Form war wichtiger als das in ihr Gesagte, die Sprache war erlesen, der Vers der gemessen schreitende Alexandriner. Was tat Wieland, der selber einer der elegantesten Autoren jener Jahre war und mit der deutschen Sprache machen konnte, was er wollte? Er übersetzte Shakespeares Verse in eine krude Prosa, mordete ihn also als Dichter, um ihn als Dramatiker zu etablieren. Hätte er ihn in Verse übersetzen wollen, hätte er den steifen Alexandriner benutzen müssen, denn den Blankvers, den jambischen Pentameter gab es noch nicht oder nur erst in Ansätzen. Mit dem Prosa-Shakespeare entstand eine neue Theatersprache, die dann die Dramatik des Sturm und Drang, des jungen Goethe, Schillers in Gang setzte. Wieland kümmerte sich nicht nur nicht um die Vergestalt, er jätete auch die meisten Bilder und Metaphern aus, die ja im Geschmacksurteil der Zeit nichts weiter waren als Redeschmuck und den Gedanken verhüllten.

Sehen wir uns den Anfang des ‚To be or not to be‘-Monologs an: „Whether ’tis Nobler in the minde to suffer / The Slings and Arrowes of outragious Fortune, / Or to take Armes against a Sea of troubles, / And by opposing end them“ Bei Wieland steht: „Ob es einem edeln Geist anständiger ist, sich den Beleidigungen des Glücks geduldig zu unterwerfen, oder seinen Anfällen entgegen zu stehen, und durch einen herzhaften Streich sie auf einmal zu endigen.“ Aus den starken Bildern ‚Slings and Arrowes of outragious Fortune‘ werden die nüchternen ‚Beleidigungen des Glücks‘, aus der ‚Sea of troubles‘ werden ‚Anfälle‘. Dann aber kommt auch wieder Bewegung in die Zeilen, wenn aus dem knappen ‚by opposing end them‘ eine vorstellbare Aktion wird: ‚durch einen herzhaften Streich sie auf einmal zu endigen.‘ Wer ertrüge, heißt es nach einer langen Aufzählung von Unbilligkeiten, die einem das Leben entsetzlich machen, im Monolog weiter „the Spurnes / That patient merit of the unworthy takes“. „Wer litte“, heißt es bei Mendelssohn, „jeden Schalks / Verspottung der Verdienste mit Geduld.“ Bei Wieland wird aus den wenigen Worten Shakespeares: „Welcher Mann von Verdienst würde sich von einem Elenden, des-

sen Geburt oder Glück seinen ganzen Wert ausmacht, mit Füßen stoßen lassen.“ Sicher, das von Shakespeare Gemeinte ist hier in die Sprache und Mentalität des 18. Jahrhunderts, samt Adelskritik, übertragen, aber von Übersetzung lässt sich schwerlich reden. Wer ertrüge das alles, geht die Stelle weiter, wenn man sich doch Ruhe verschaffen könnte „with a bare bodkin“. Daraus wird ‚mit einem armen kleinen Federmesser‘ – aus Shakespeares fünf Silben werden elf. Herder wird dann sagen ‚mit bloßem Dolchstich‘ und Schlegel ‚mit einer Nadel bloß‘. Das ist natürlich jambisch gefällig, steht aber so nicht da. Keinem der Übersetzer, auch den späteren nicht, ist aufgefallen, dass Shakespeare das Metrum verletzt, um gestisch zu sprechen, gewissermaßen eine Sprachhandlung vorzuführen: ‚with a bare bodkin‘, zwei Senkungen, zwei Hebungen, noch verstärkt durch die Alliteration – man spürt förmlich den raschen Stich und zuckt zusammen. Da wir aber auch Angst vor dem, was nach dem Tod kommt, uns das Leben doch nicht nehmen, „Thus conscience does make Cowards of us all“, „Und so macht das Gewissen uns alle zu Memmen“. Mendelssohn und Herder setzen auch ‚Gewissen‘ für ‚conscience‘; erst Schlegel schreibt „So macht Bewußtsein Feige aus uns allen.“ Man mag daraus schließen, dass sich der Übergang von der Theologie zur Philosophie auch in der Geschichte des Übersetzens abbildet.

Ich möchte nicht missverstanden werden. Es geht mir nicht darum, Wieland zu kritisieren. Ich möchte nur zeigen, was er gemacht hat angesichts der nicht hoch genug einzuschätzenden Schwierigkeiten eines ersten deutschen Shakespeare, angesichts der Dürftigkeit der Kommentare, angesichts des Fehlens einer brauchbaren Theatersprache. Wieland hat hingehört auf die Mündlichkeit der Shakespeareschen Rede und diese übersetzt in gesprochene Sprache. Indem er den Stil in einer Schicht, der poetischen, fälschte, blieb er ihm in einer anderen, der theatralischen, treu. Zugleich ist Shakespeare Naturkind und Originalgenie; was zuvor an ihm kritisiert worden war, gilt jetzt als sein Vorzug: Kunstlosigkeit und Naturwüchsigkeit. Von daher ist es nur folgerichtig, wenn er die als Schmuckformen verstandenen Metaphern, die künstlichen *concelli*, die Wortspiele als Ausdruck der Geistreichelei oder die Obszönitäten als Zeichen des Widernatürlichen tilgte. Zudem sollte Shakespeare in Deutschland eingeführt werden. Hätte Wieland die oft so vertrackten Wortfolgen oder Bildentwicklungen nachzuformen versucht, wäre Shakespeare vermutlich unverständlich geworden oder des Schwulstes geziehen worden, den Adelung definiert als einen „Fehler der Schreibart, da die Worte in einem hohen Grade mehr sagen als der Gedanke, oder mehr als der Sache angemessen ist“. Ist das also Verfälschung oder wurde dadurch der Autor überhaupt erst verfügbar gemacht, und lesbar, in einem Umfeld, in das er nicht passte?



Als Schlegel um 1800 das neue Übersetzungsunternehmen in Angriff nimmt, ist Shakespeare – durch Lessing, Herder, Goethe, den Hamburger Theaterdirektor Schröder – längst ein in Deutschland anerkannter Autor. Was es nicht gab, war eine den Texten Wort für Wort folgende Übersetzung, was es nicht gab, war vor allem die Versgestalt, also der Blankvers. Schlegels Entscheidung für den Vers ist eine Entscheidung gegen das prosaisch-natürliche Alltagssprachliche der Vorgänger und eine Entscheidung für einen bestimmten, in Weimar vorbereiteten poetischen Stil. Auch dieser Stil bezieht seine Kriterien freilich eher aus den gewandelten Geschmacksurteilen der eigenen Zeit als aus dem Shakespeareischen Versduktus. Seine Tendenz zur Harmonisierung und Glättung ist bekannt – sie reicht von der regelmäßig gemachten Metrik bis zur Einschmelzung der Stilebenen und dem Überspringen der Brüche. Zwar ist jetzt alles gewissermaßen ‚da‘ – Metaphern, Wortspiele, Anstößigkeiten werden nicht mehr als geschmacklos ausgeschieden –, doch es wird so weit entschärft, ja entsinnlicht und sublimiert, dass es selbst delikaten Ohren unanstößig klingt und dass häufig nur der Rückgang auf das Original eine streuungsbreite Wendung wieder konkretisieren kann. Shakespeares Satzbau, der so oft wie eine allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden wirkt, wird zumeist in eine Syntax übertragen, die einem im Voraus gefassten Gedanken nur noch folgt. So wird etwa aus den Hamlet-Zeilen – „For in that sleepe of death, what dreames may come, / When we have shuffel'd off this mortall coile, / Must give us pause“ – „Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen, / Wenn wir den Drang des Ird'schen abgeschüttelt, / Das zwingt uns stillzustehn.“ Gegenüber der syntaktischen Offenheit und, wenn man will, Fehlerhaftigkeit des Originals ist hier syntaktische Geschlossenheit und Richtigkeit hergestellt. Schlegels Umbau zielt also auch in syntaktischer Hinsicht auf die Etablierung eines klassisch proportionierten Stils. Kleinste syntaktische Umstellungen sorgen dafür, dass ein hoher Ton entsteht, der trotz der Flüssigkeit der Verse nicht mehr mit Alltagssprache verwechselt werden kann. Dass Shakespeare zum dritten deutschen Klassiker promoviert werden konnte, verdankt sich der stilistischen Umarbeitung Schlegels und nicht einem gelungenen Versuch der Reproduktion der Vorgaben des Originals. Gleichwohl, Schlegels Übersetzungen sind Glanzleistungen im Rahmen der deutschen Klassik. Shakespeare wird durch Schlegel, so sah das Friedrich Gundolf, weiterentwickelt, auf eine neue Höhe gehoben, reiner, vergeistigter als das im Englischen möglich war und erst nachdem der deutsche Geist selbst mit Goethe diese Höhe erreicht hatte. Man kann hier auch an Benjamin erinnern, der von Übersetzungen sagte, in ihnen erreiche „das Leben des Originals seine stets erneute späteste und umfassendste Entfaltung.“ Kein späterer Shakespeare-

Übersetzer, bis hoch ins 20. Jahrhundert hinein, hat sich von Schlegels Prämissen gelöst und jeder wird an ihnen gemessen.

Man kann sich hier natürlich fragen, ob es nicht übersetzerische Alternativen gegeben hat, ob es nicht Versuche gab, die sprachlichen Härten des Originals, seine Fremdheit, wiederzugeben, auch auf die Gefahr hin, die Grenzen der eigenen Sprache zu überschreiten. Solche Alternativen gab es, Voßens Homer wäre zu nennen oder Hölderlins Pindar- und Sophokles-Übersetzungen, in denen er das Deutsche vergriechischte. Voß hatte trotz anfänglicher Polemiken Glück, Hölderlin wurde gar nicht erst wahrgenommen und erst im 20. Jahrhundert entdeckt. Die Okulierung einer Sprache auf die andere ist dann das bestimmende Prinzip der Buber/Rosenzweigschen Bibel-Übersetzung geworden, deren Absicht nicht zuletzt die war, junge assimilierte Juden wieder ans Hebräische heranzuführen. Dass Hölderlins Sophokles heute gespielt wird, dass die Schroffheiten und Neologismen Bubers und Rosenzweigs heute als unanstößig empfunden werden, hat weniger mit einem anderen Blick auf Sophokles zu tun oder mit einem anderen Verständnis der Bibel, sondern eher mit der auf Härten und Brüche eingespielten Poetik der Moderne und einer veränderten Praktik des Übersetzens, die es darauf anlegt, das Fremde, das Andere im Eigenen durchscheinen zu lassen, mithin zweierlei Herren zu dienen. Voß, Hölderlin, Buber/Rosenzweig – sie zeigen eine Form kultureller Mobilität, die versucht, das Fremde ins Eigene einzuführen, indem sie es als eine mögliche latente Form ebendieses vermeintlich Eigenen setzt. Wir stehen also vor Schlegels Glätte auf der einen Seite, Hölderlins ‚harten Fügungen‘ auf der andern. Das sind zwei Übersetzungsprinzipien, die nicht unbedingt alternativen Überzeugungen entstammen, denn es lässt sich die eine oder die andere Methode ja durchaus abhängig machen von den poetischen Dominanzen im Text oder von der Wirkungsabsicht, die ein Übersetzer verfolgt. Schlegel zum Beispiel war sich durchaus bewusst, welche Versverstöße und welche Aufrauungen, welche Stilbrüche der Text bot, ohne vielleicht deren theatralische Funktion zu kennen. Aber er versagte sie sich in der Übersetzung nicht nur, um Shakespeare gewissermaßen weimarisch zu machen, sondern eher mit Blick auf die Schauspieler und das Publikum. Er meinte, die Schauspieler seien durch die Prosa so verdorben, dass sie keine komplizierten Verse mehr sprechen könnten. Er müsste ihnen erst einmal Verse liefern, in deren jambisches Gleichmaß sie sich gewissermaßen einhängen könnten, wenn sie es einmal begriffen hätten. Das ist vermutlich der Ursprung des Leierns, aber immerhin eine Form, die vom expressiven Prosaduktus wegführt. Bei Schlegel haben wir den Fall einer Übersetzung, die in keinem leeren Raum, sozusagen ausschließlich textbezogen agiert, sondern die auf das kulturelle Feld reagiert und

es verändern möchte. Bei aller Shakespeare widersprechenden Glätte und Harmoniestüchtigkeit Schlegels, ist auch seine Übersetzung ein Versuch, eingreifen zu wollen in eine bestimmte Tradition, Sprech- und Hörtraditionen zu verändern. Größeres Lob kann man einer Übersetzung nicht spenden, auch wenn sie sich mit dem Original nur partiell be-  
rührt.

Ich möchte abschließend ein paar Bemerkungen zu meiner Übersetzung des so genannten Hohenliedes machen. Es ist der am meisten übersetzte Text der Bibel, er ist oft geheimnisvoll, oft schwer verständlich, was auch mit dem Fragmenthaften der Überlieferung zu tun hat, was wiederum einen Auslegungsspielraum eröffnet hat, auf dem sich die Theologen unterschiedlichster Richtungen tummeln konnten, denn es wollte ja interpretiert werden, weshalb ein an der Oberfläche hocherotischer Text in den Kanon aufgenommen worden war. In dem Lied sprechen eine junge Frau und ein junger Mann, eine Geliebte und ein Geliebter; die junge Frau wird manchmal Braut genannt, der junge Mann nie Bräutigam. Wie lässt sich das im Kanon rechtfertigen? Der Mann wurde als Gott gelesen, der sein Volk Israel liebt, oder als Mose, der sein Volk, die Braut, aus der ägyptischen Knechtschaft führt. Die Auslegung bleibt hier recht dicht am Wort: Der junge Mann kommt über die Berge gesprungen und ruft der Geliebten zu: „Komm, steh auf, der Winter ist vorbei, die kleinen Blumen sind schon heraus, die Zeit zu singen ist da.“ Das Wort für ‚singen‘ heißt ‚zamid‘, das kann aber auch ‚beschneiden‘ heißen im Sinne des Rebschnitts. Die Ausleger freilich haben es auf die Beschneidung bezogen und damit auf die Erneuerung des Bundes durch Mose. Noch heute gehört deshalb das Shir Hashirim zur Liturgie des Pasa-Festes am Sederabend. Die Christen waren weniger aufmerksam auf die Wörter, sondern stülpten ihre Allegorese darüber. Der jetzt Bräutigam genannte war Jesus Christus, die Braut seine Ecclesia, mit allen bekannten Folgen für die Bräute Christi und die Frauenmystik, die sich gerade dieses Textes am liebsten bediente. Man ging darin ziemlich weit. Als es einmal heißt, „Mein Geliebter ist ein Myrthenbüschel, zwischen meinen Brüsten ruht er die Nacht“, wurde daraus Jesus Christus zwischen dem Alten und dem Neuen Testament. Alle solche Auslegungen, deren Zahl Legion ist, spiegeln eine Kohärenz vor, die das Lied nicht hat. Es ist auch gar kein Lied, sondern eine Serie von Liedern (shirim), deren Einsätze oder Enden meist nicht zu bestimmen sind; sie gleiten, schieben Zeilen von einem Lied ins andere. Alles ist Fragment, die Lieder, manche Sätze, einzelne Wörter. Wenn Sie ganz gleich welche Übersetzung lesen, werden Sie nur vollständige Sätze finden, alles ist klar, nichts dunkel oder rätselhaft, die Sequenzen sind deutlich gegeneinander abgegrenzt. Dies heute zu übersetzen, bedeutet, sich von allem Bisherigen zu lösen und sich

auf den Text, wie er dasteht, einzulassen, bedeutet also einen Blickwechsel, durch die Rezeptionsgeschichte hindurch. Das heißt, das Fragmentierte der Überlieferung zu ihrem Ausgangspunkt zu machen: zwei Liebende, die einander wahrnehmen, einander entdecken, einander ansingen in zwei gleichberechtigten autonomen Stimmen, ohne das herausinterpretierte Hierarchiegefälle von Mann und Frau. Das geschieht nicht in vollständigen Sätzen, sondern ist voller Staunen, voller Ausrufe, voller Abbrüche, auch voller Sprachlosigkeit. So wird das Fragmentierte auf einmal verständlich: es geht nicht anders. Dass man es so auch schreiben, nachschreiben kann, wie es überliefert ist, ohne Theologie, hängt sicher auch zusammen mit der Erfahrung am modernen Gedicht seit über hundert Jahren, das keine Kohärenz mehr erwartet.

Übersetzung sollte hier auch heißen: Rückgang auf den Wurzelsinn, wie Herder das genannt hat, oder, noch radikaler, auf die Wurzelsinnlichkeit, mit einem Wort Rosenzweigs, ohne in übertragene Bedeutungen zu flüchten, die vielleicht unanstößiger waren, aber doch zumeist aus der allegorischen Aus- und Umdeutung der Verse stammen. Das konnte dann zum Beispiel bedeuten, hinter die im Lexikon sedimentierte Bedeutung eines Wortes zurückzugehen. So gibt es das Wort ‚nefesh‘, das nichts anderes als ‚Seele‘ zu bedeuten scheint. Im Hohenlied gibt es zweimal den Vers: „Auf meinem Bett in den Nächten suche ich den, den meine Seele liebt.“ Das ist Christus-Mystik. Sucht man hinter oder unter ‚nefesh‘ den verborgenen Wurzelsinn, stößt man auf ‚Kehle‘ und ‚Atem‘. Wenn die junge Frau dann also den sucht, den ihr Atem liebt, ist der Vers aus einem mystischen Himmel zurückgeholt in die konkrete Physiologie eines begehrenden Körpers, in den beschleunigten oder stockenden Atem der Liebenden. Die andere Annäherung bedeutete auch, ein Gefühl für das hebräische Verb zu bekommen, bedeutete, für die Ausdrucksemphase, für die das hebräische Verbsystem eigene Paradigmen ausgebildet hat, Entsprechungen zu finden, die manchmal, wenn die Worte fehlten, zu einer Partikel, manchmal zu einem Zeilenbruch geführt haben.

Jenseits dessen, was einen neuen Blickwinkel voraussetzt, gibt es das, was man nicht weiß, nicht wissen kann. Niemand weiß, welche Pflanzen, Steine, manchmal Tiere in der Bibel gemeint sind, von ein paar Ausnahmen abgesehen. Die junge Frau sagt von sich, „*anichavazélet hasharon, shoshanat ha-amaqim*“. In der Vulgata steht „*Ego flos campi, et lilium convallium*“. Für das erste, ‚chavazélet‘, findet sich weiter Rose, Narzisslein, Tulpe, Krokus. Für das zweite, ‚shoshana‘, hat sich die Lilie, die Lilie auf dem Felde, durchgesetzt, und ohne diese Übersetzung wäre eine bestimmte Marienikonographie vermutlich nicht entstanden. Aber was das Wort wirklich heißt, weiß bis heute niemand. Rose und

Narzisse sind auch dafür angeboten worden (die Rose stammt von Luther), auch der Lotus, neuerdings kleine Wüstenblumen im Frühjahr wie die rote Anemone. Ich selbst habe mich aus bestimmten botanischen Gründen für eine dunkelblaue kniehohe Hyazinthenart entschieden. Nichts ist vermutlich richtig, darauf kommt es aber wohl auch nicht an. Zu vermerken ist die Verselbständigung der Übersetzung, ihre traditionsbildende Kraft, die sich in Bildern und Gedichten durchgesetzt hat. Mit meinen blauen Hyazinthen kann ich das Wort höchstens in den Erfahrungsraum eines einstigen wie heutigen Obergaliläa zurückholen. Das bleibt folgenlos, weil auch übersetzerische Traditionen nicht umgeschrieben werden können.

Eine andere Schwierigkeit bieten für den Übersetzer die Wörter, deren Äquivalent Assoziationen weckt, die man nicht braucht. ‚Nefesh‘ habe ich erwähnt. Ein Vers heißt bei Luther: „Da bin ich geworden vor seinen Augen, als die Frieden findet.“ ‚Frieden‘ = ‚Shalom‘. Aber dieses Wort hat einen weiten semantischen Spielraum, meint Unversehrtheit, Vollständigkeit, Heil, Ganzheit. Mit dem Wort ist hier, denke ich, die sexuelle Reife gemeint. Das Mädchen ist jetzt ganz Frau und kann eine Braut sein. Daher kann der Vers heißen: „So/ war ich in seinen Augen / wie eine, / die ihre Vollständigkeit fand.“ Oder wie steht es mit der Verbindung von Liebe und Hölle? „Denn Liebe ist stark wie der Tod,“ heißt es bei Luther, „und ihr Eifer ist fest wie die Hölle.“ Durch Hölle werden allzu klare Vorstellungen geweckt, die in den wenig erotischen Schrecken des Christentums fundiert sind. Warum nicht das hebräische Sheol stehen lassen, das jüdische Totenreich, furchterregend aber nicht dantesk, so wie die LXX den Hades dafür hersetzten? *Fest* wie die Hölle? Das Wort heißt hart, streng, auch fest in dem Sinne, dass es kein Entrinnen gibt. Ich übersetze mit ‚unerbittlich‘. Und der Eifer? ‚qinah‘ kann Eifer, Eifersucht heißen, aber auch Leidenschaft und, stärker noch, Begehren. Bei mir heißen dann also die Zeilen: „Denn stark wie der Tod / ist die Liebe, / unerbittlich / wie Sheol / das Begehren.“

Eine dritte Schwierigkeit betrifft Wörter, die einen nicht wiederzugebenden Doppelsinn haben. Einmal wird die junge Frau angeredet mit einem wiederholten Wort – ‚shuwi, shuwi‘ –, das ‚kehr wieder, komm zurück‘ heißen kann oder ‚dreh dich, dreh dich‘, und da im Folgenden vom Tanzen die Rede ist, scheint die zweite Version plausibler. Oder es heißt einmal von ihren Augen, sie seien wie Tauben ‚hinter deinem Schleier‘ oder ‚hinter deinen Locken‘. Hier darf man vielleicht mogeln und sagen ‚hinter deinem Lockenschleier‘.

Um nicht ins Kleingedruckte abzugleiten, erspare ich Ihnen weitere Beispiele aus einem Text, bei dem fast jedes Wort Probleme aufwirft, und zu dem die Kommentare – und freilich auch die Übersetzungsvorschläge – unüberschaubar geworden sind. Meine Überset-

zung will den Text wieder hörbar machen, das laut werden lassen, worauf sich der Staub der Jahrhunderte gelegt hatte. Das scheint möglich zu sein, wenn wir ihn nicht mehr als heiligen lesen, sondern als ganz und gar irdischen. Ich versuche ihn zurückzubringen in die Sinnlichkeit, aus der er entstand. Hören Sie zum Abschluss eines der acht Lieder.

1  
shúvi shúvi hash-Shulammit  
shúvi shúvi wě-nechězeh bach  
ma techězu bash-shulammit  
ki-mcholot ham-machanájim

2  
ma japhu phě'amáj-ich ban-ně'alim  
bat nadiv  
chammuque jěrecháj-ich kěmo  
chala'im  
ma'aseh jěde 'omman

3  
shorre-ch 'aggan has-sáhar  
'al jechsar ham-mazeg  
bitne-ch 'aremat chittim  
sugah bash-shoshannim

4  
shěne shadáj-ich ki-shne 'opharim  
to'ome tsěvijjah

1  
Dreh dich, dreh dich,  
du Shulamith,  
dreh dich, dreh dich,  
wir wollen dich sehn.  
Was wollt ihr sehn  
an Shulamith?  
Freudentänze, so was,  
vor den zwei Lagern.

2  
Wie schön –  
deine Schritte in den Sandalen,  
Fürstentochter,  
die Rundungen  
deiner Gesäßgegend –  
diese Pracht,  
ein Werk von Meisterhand.

3  
Dein Schoß –  
ein tiefer Kelch,  
dem der Würzwein nie fehle,  
dein Bauch  
ein Weizenhügel  
mit Hyazinthen umsteckt.

4  
Deine zwei Brüste –  
wie zwei Kitzchen,  
ein Gazellenpärchen.

5

tsawwa're-ch kě-migdal hash-shen  
'enáj-ich běrechot bě-Chéshbon  
'al sha'ar Bat-Rabbim  
'appe-ch kě-migdal hal-Lěvanon  
tsophe pěne Dammáseq

6

roshe-ch'aláj-ich kak-Karmel  
wě-dallat roshe-ch ka-'argaman  
mélech 'asur ba-rěhatim

7

mah japhit u-mah na'amt  
'ahavahbat-ta'anugim

8

zot qomate-ch  
damětah lě-tamar  
wě-shadá-j-ich lě'ashkolot

9

'amárti 'e'ěleh vě-tamar  
'ochazah bě-sansinna-w  
wě-jihju na'shadáj-ich  
kě-'eshkolot hag-géphen  
wě-réach 'appe-ch kat-tappuchim

5

Dein Hals –  
wie ein Elfenbeinturm,  
deine Blicke –  
Teiche zu Cheshbon  
am Tor Bath-Rabbim,  
deine Nase –  
wie der Libanonturm,  
der nach Dammaseq schaut.

6

Dein Kopf auf dir  
wie der Karmel,  
und das offene Haar deines Kopfs  
wie Purpur –  
ein König  
ist verstrickt ins Gelock.

7

Wie schön  
und wie lieblich bist du,  
du Liebe  
in der Lust.

8

Dies  
dein Wuchs  
gleich der Palme  
und deine Brüste  
Traubenbüscheln

9

Ich sprach –  
Ich will hinaufsteigen  
in die Palme,  
packen die Dattelispen,  
und sie sollen sein, ja,  
deine Brüste  
wie Traubenbüschel der Rebe,  
und der Hauch deiner Nase  
wie Äpfel.

10

wě-chikke-ch kě-jen hat-tov  
holech lě-dod-i lě-mesharim  
dovev siphte jěshenim

11

'ani lě-dod-i  
wě-'ala-j těshuqat-o

12

lěcha-dod-i  
netse' has-sadeh  
nalínah bak-kěpharim

13

nashkímah lak-kěramim  
nir'eh 'im parěchah hag-géphen  
pittach has-sěmadar  
henétsu ha-rimmonim  
sham 'etten 'et doda-j lach

14

had-duda'im natěnu réach  
wě-'al pětaché-nu kol měgadim  
chadashim gam jěshanim  
dod-i tsaphánti lach

10

Und dein Gaumen  
wie Wein, der gute,  
der meinem Liebsten weich  
hinunterströmt,  
es tropfen  
die Lippen noch im Schlaf ...

11

Ich  
bin meines Liebsten,  
und nach mir  
ist seine Sehnsucht.

12

Komm, mein Liebster,  
laß uns hinausziehen ins Feld,  
die Nacht bei den Dörfern bleiben,

13

In der Früh in die Weinberge gehn,  
sehn,  
ob die Rebe knospt,  
die Traubenblüte sich öffnet,  
die Granatbäume blühen –  
da  
schenk ich meine Liebe  
dir.

14

Die Liebesäpfel duften schon,  
und an unsern Türen  
die köstlichsten Früchte –  
frische, ältere –  
mein Liebster,  
ich hab sie verwahrt, verborgen  
für dich.



## PICTURING PERFECT GOVERNMENT<sup>1</sup>

QUENTIN SKINNER

My topic is the cycle of frescoes painted by Ambrogio Lorenzetti in the Palazzo Pubblico in Siena between 1337 and 1339.<sup>2</sup> But I ought to confess at the outset – although this will become obvious as I go along – that I am not an art historian. I am an historian of ideas, more especially of social and political ideas, and one of the concepts that particularly interests me is European republicanism. Let me begin by saying a word about that general theme.

Although the European nation-states all began life either as monarchies or as parts of empires, most of them by the twentieth century had become republics, so that there is a large shift of political allegiance and sensibility to be traced and explained. One element in the explanation is that, throughout the era of monarchical regimes, the European political imagination was haunted by the contrasting ideal of self-government, the ideal of the *civitas*, the *vivere libero*, the republic. This was partly a classical heritage. Ancient Rome had risen to greatness as a republic, and the question of whether Rome had declined and fallen in spite of, or because of, abandoning its republican form of government was part of what turned the history of Rome into a subject of endless fascination in early modern Europe. There were also actual republics during this period. The most inspiring were those of northern Italy: Lucca, Padua and the larger territorial states of Florence, Venice and Siena. The Dutch also succeeded in founding a republic in the early seventeenth century; so did the English after 1649, although it was short-lived.

I need to say a word more about the republic of Siena. The city maintained its standing as a self-governing commune – and one of notably anti-aristocratic leanings – from the

---

<sup>1</sup> Evening lecture presented at the Wissenschaftskolleg zu Berlin on January 4, 2004.

<sup>2</sup> The information contained in this lecture is basically taken – although with many revisions and additions – from the much fuller discussion in Quentin Skinner, *L'artiste en philosophie politique: Ambrogio Lorenzetti et le Bon Gouvernement* (Paris, 2003). Any reader needing precise references to the sources discussed in the lecture will find them in this book. For permission to reproduce the illustrations, thanks are due to the Cambridge University Press.

early twelfth century until it was finally swallowed up into the Grand Duchy of Tuscany in 1557. The republican heyday of the city coincided with the constitution prevailing between 1287 and 1355, when the government was vested in an elected magistracy – the membership of which rotated every two months – known as the Nove Signori, the Nine.

Siena and the other Italian city-republics were highly anomalous, since in law they were fiefs of the Holy Roman Empire, although in fact they were independent and self-governing communes. Because they were anomalous, they stood in particular need of a legitimising ideology, and from an early date we duly find them celebrating as well as defending themselves in a distinctive political literature. This was largely based on a number of Roman texts that had never been lost in the medieval period. One was Cicero's defence of republican government in his *De officiis*; another was Sallust's in his histories. Both writers were celebrated for claiming that civic *gloria*, which they took to be the proper goal of communities, depends on the maintenance of *libertas*, independence and self-government. Also of deep influence were various Roman accounts of the virtues that are needed to uphold self-government. Here too the influence of Cicero's *De officiis* was paramount, but Seneca's *Epistulae morales* was also important, as were various Christian adaptations, especially Prudentius's *Psychomachia* with its dramatisation of the battle between the vices and virtues.

The qualities most admired in the Roman tradition were the four so-called *virtutes cardinales*: courage, prudence, temperance and justice. To this list Seneca adds magnanimity, the virtue that is crowned with greatness and dispenses lavishly. These values were subsequently discussed by the early-Renaissance republican writers in two distinctive genres. From a remarkably early date there appear neo-Ciceronian and neo-Senecan treatises in defence of republics, the most widely known being the concluding section of the *Livres du trésor* of Brunetto Latini, Dante's teacher, written in the 1260s. But a further way in which the Italian city-republics gave publicity to republican values was by presenting them directly to the people through the medium of painting and sculpture, and it is on this aspect of their cultural tradition that I now want to concentrate.

Perhaps the most famous sculpture in the entirety of western art is part of this ideology, namely the David of Michelangelo, commissioned by the republic of Florence and completed in 1506. Why David? The statue can be read as a warning, placed in the Piazza della signoria to assure potential Goliaths – that is, France and the Holy Roman Empire – who might be thinking of invading Florence that, although apparently vulnerable, the republic would prevail.

The chief medium in which republican values were explored and celebrated was in the political paintings that many of the city-republics commissioned to adorn their public palaces. Vasari records that Giotto painted such a cycle in the Palazzo Vecchio in Florence, but it must at some point have been painted over or destroyed. However, even today there are two great survivors of this early Renaissance genre. One is Giotto's representation of the virtues and vices in the Cappella degli Scrovegni in Padua, completed in 1305. The other is Ambrogio Lorenzetti's fresco cycle in the Council Chamber of the Nine – known as the Sala dei Nove – in the Palazzo Pubblico in Siena. These are the two works of art I should now like to talk about, focusing in particular on Lorenzetti's frescoes.

To stand in the Sala dei Nove is in a sense to stand inside Lorenzetti's masterpiece, for it is in effect a three-dimensional work of art. One of the points I want to try to establish is how deeply this cycle is indebted to Giotto. The point is historiographically important, because the Sienese and Florentine schools of painting have sometimes been too sharply distinguished from each other. One sign of Giotto's influence is that each of the three walls of Lorenzetti's cycle continually refers us to the other two walls, so that we have to find our way around the work, just as we have to do in the Cappella degli Scrovegni. As I shall attempt to show, this three-dimensionality is most strongly evident in Lorenzetti's treatment of the virtues and vices. He constantly presents them in psychomachic terms, seeking to show us that – as Prudentius had argued – every good quality does battle with a corresponding vice.

It goes without saying that Lorenzetti's paintings are far from being mere illustrations of a theory. Their themes and organisation also raise a number of purely visual questions and difficulties, and any properly art-historical appraisal would need to take these fully into account. But they were also designed as mediums of instruction, and it is on this aspect of the cycle that I want to concentrate. The frescoes were intended as texts to be read, and you were expected to be able (to cite Seneca's distinction) to profit as well as receive delight from reading and grasping their political significance. Some of these messages are literally written, in that the paintings are covered in words in Latin. But really the whole cycle is, in the sense in which I am interested, a series of messages written in Latin, and what I want now to do is to try to translate them.

Many scholars have already attempted this task, and I need to be very tentative and circumspect as I try once more. This is not because I think that the paintings lack determinate political messages, or that we cannot hope to decode them. It is more that, over the centuries, some messages that may once have been plain have become puzzling, while others may even have been designed as puzzles in the first place. Some of my interpreta-

tions are moderately confident; but, as we shall see, the cycle contains at least two episodes that are profoundly enigmatic, and it is about these that I principally want to speak.

Before narrowing my focus, let me begin by surveying the cycle as a whole. When we read, in the western tradition, we read from left to right, so this is what we should do in this case. We need, that is, to imagine ourselves standing with the one unpainted wall of the Sala dei Nove behind us. If we stand in this way, we are facing north, contemplating the other three walls, all of which are frescoed in their entirety. If we then read from left to right, our point of departure will be with the western wall.

As we turn to it, we need to remember that we are reading in Latin, and that in Latin the word for left is *sinister*. Looking at the western wall, we undoubtedly find ourselves confronting the sinister side of Lorenzetti's political vision. We see a tableau of nine figures, the central one identified with a *titulus* that reads *Tyranny*.<sup>3</sup> The figure is diabo-



Ill. 1. *The rule of tyranny* (western wall)

<sup>3</sup> Here, as in all subsequent cases, I have translated the Latin *titulus* into English.

lical, with horns and fangs, enthroned in the style of a king, but wielding a dagger instead of a sceptre. His foot rests on a goat, symbol of lust, and above him hover *Avarice*, *Pride* and *Vainglory*, often described by moralists of this period as the leading enemies of human life. The presiding spirit is *Pride*, universally regarded as the most malign of the vices. Ranged on either side of *Tyranny* are the elements of force and fraud that keep tyrannical governments in power: to his right *Cruelty*, *Treachery* and *Fraud*; to his left the outright violence of *Fury*, *Civil Discord* and *War*. Lorenzetti also depicts the effects that tyrannical government has upon civic life. We see injustice and, more specifically, violence against women; we see the collapse of prosperity, with the armourer's shop the only one still in business. At the same time we see the further effects of tyranny in the countryside. The figure of *Fear* presides; everyone rides out armed; troops are on the march; agriculture is neglected; villages burn.



III. 2. *The city and countryside under tyranny* (western wall)



III. 3. *The effects of tyranny in the city (western wall)*

Let us continue reading from left to right. This brings us to the central or northern wall. This is also the central symbolic section of the frescoes, and where the painting is magnificently signed: “Ambrogio Lorenzetti painted what you see on all sides.” At the heart of this section sits a white-robed female figure, identified by her *titulus* as *Peace*, whose depiction embodies a series of psychomachic contrasts with *War*. The figure of *War* sits on *Tyranny*’s extreme left, and thus in the most sinister position of all. By contrast, *Peace* sits in the middle of the middle tier of the middle painting of the entire cycle, and thus at the heart of civic life. *War* sits in a posture of alert, with shield at the ready and sword upraised. *Peace* sits in an answering posture of repose, reclining on a cushion with an olive branch in her hand. As the psychomachic tradition requires, she is also shown triumphing over *War*, her elbow pressing down on a suit of armour while her feet trample a helmet and shield.



Ill. 4. *The rule of virtuous government* (northern wall)

Below *Peace* and to the left sits another female figure, who is marked *Concord*. Here too we see a series of psychomachic contrasts with the figures on *Tyranny*’s left. The closest companion of *Tyranny* is the monster *Fury*, a brutish creature representing the rage of the mob, armed with a dagger and ready to throw a stone. *Tyranny*’s other companion is *Civil Discord*, whose tunic is marked *Yes No* to emphasise her confused state. Her hair is un-



bound and dishevelled, and she holds a carpenter's saw with which she is lacerating herself, a horribly literal rendering of Sallust's remark in his *Bellum Catilinae* that a city divided against itself will be torn in pieces. By contrast, *Concord* is shown seated with a placid expression, her hair neatly plaited down her back. She too is holding a carpenter's tool, for she is balancing a large plane across her knees. The plane suggests her willingness to prevent disorder "by smoothing out inequities and establishing that concord and equity form the twin foundations of civic life". That is a quotation from Cicero's *De officiis*, but Lorenzetti is also quoting it in his own way.

Above *Concord*, a further and larger female figure sits enthroned, the *titulus* around her head informing us that she represents *Justice*. The *titulus* reads: "Love Justice You Who Judge the World." Here Lorenzetti contrives an even sharper psychomachic contrast with his portrayal of tyrannical government. There too we see *Justice*, but in disarray: hurled to the ground, her feet shackled, the cords of her balance severed. By contrast, *Justice* on the northern wall is shown raised to the level of *Peace*. Her balance is held aloft by a cherubim figure marked *Wisdom*, and one cord from each of its pans passes into the hand of *Concord*. She in turn entwines the cords to form a twin rope of concord or *vinculum concordiae* – Cicero's phrase, picked up in St. Augustine's *De civitate dei* – and this rope is handed to a procession of twenty-four richly clad citizens who stand equably next to her.

Above this procession, and to the right of *Peace*, we come upon a yet stronger echo of Lorenzetti's depiction of tyrannical government. There we saw *Tyranny* enthroned at the heart of an ensemble of nine vices. Here we see an identically symmetrical group, but in this case an ensemble of virtues. Above in the empyrean hover the cherubim figures of the "theological" virtues, *Faith*, *Hope* and *Charity*, while on the same level as *Peace* sit five female figures representing the virtues in exactly Seneca's scheme. We see *Magnanimity*, just as Seneca describes her, crowned and dispensing lavishly, throwing gold coins from a large dish. She is placed in the company of the four cardinal virtues singled out by Cicero in *De officiis*. Reading from left to right, we see *Courage*, who appears in full armour and with mounted attendants. Next we see *Prudence*, who as Cicero says lights the way to the other virtues, and who duly carries a lamp inscribed "*Past, Present and Future*". The inscription embodies a further reference to Cicero, who had described Prudence as the virtue that foresees the future by knowing the past. Next comes *Temperance*, here shown as the quality of those who know how to behave with timeliness, and who therefore holds an hourglass. Last comes *Justice* – that is, justice as a characteristic of persons and actions, not, as we have already seen, a quality of law and government. She is seen, as always, with her sword.





III. 5. *Siena as Supreme Judge of the Siennese* (detail of III. 4)

At the heart of this ensemble, a regal figure sits enthroned. This figure is not titled, but scholars have found no difficulty in identifying what is represented here, because of the explanatory verses on the dado beneath this part of the cycle. The opening lines, as usually translated, read as follows:

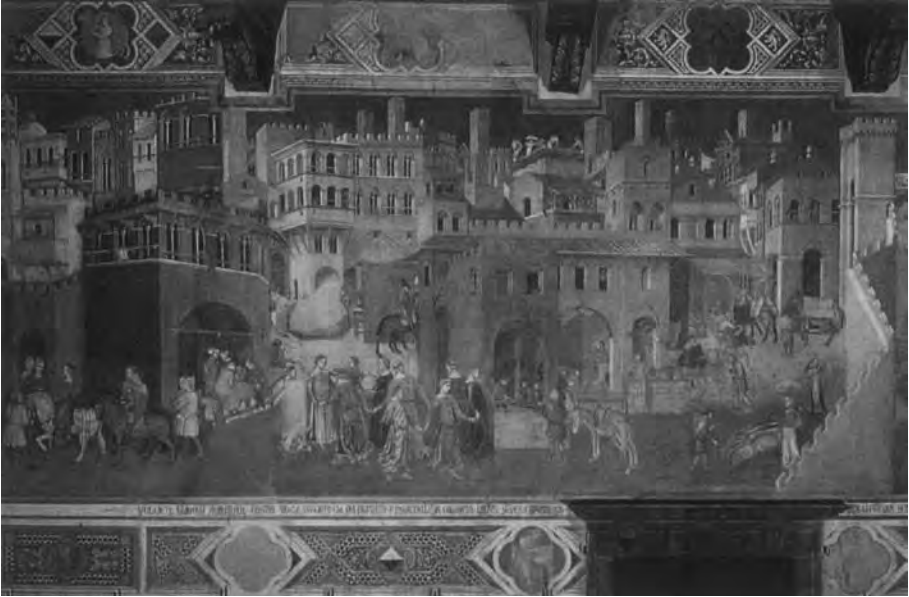
Wherever this holy virtue [Justice] rules  
She induces many souls to unity  
And those brought together in this way  
Create for themselves a common good as their signor.

What we are being told, to quote a classic article by Nicolai Rubinstein, is that the common good must be raised to the position of our ruler if good government is to be maintained. The regal figure is taken, in short, to be a representation of the ideal of the *bonum commune*, the common good.

This interpretation has come to be widely accepted, but I must confess that I find it hard to accept. I want to return to this doubt, for this is one of the two enigmas I mentioned at the outset. For the moment, however, I want to continue with my survey of the cycle, still reading from left to right, and so passing from the northern to the eastern wall.

As I do so, I need to draw attention to one further fact about the figures of the virtues. With one exception, they return the gaze of the viewer. The exception is *Peace*, who looks across and to her left. What is *Peace* looking at? Following her gaze, we find that she is contemplating a bustling cityscape. The angle of vision from which we see it is very high, high above the city wall, although the painting is not in linear but in multiple perspective, and we are also looking straight into the city itself. The heart of the cityscape is occupied by a group of nine dancers who move around a tenth figure who is singing and playing a tambourine. Not only are these figures centrally placed, they are also enlarged in scale beyond any others in the scene, thereby conveying the strong impression that they must bear some correspondingly central symbolic significance. This brings me to the second puzzle I want to talk about, on which more ink has been spilled than on any other iconographical question in *trecento* painting. What is the symbolic significance of this group?

I want to propose a solution for you to consider, but before doing so I want to examine the dancers in their setting, that of the city life flourishing around them. To the right you see various forms of *negotium* or business: different trades are being carried on, a new building is nearing completion, a doctor of law (recognisable by his gown) is addressing his



Ill. 6. *The effects of virtuous government in the city* (eastern wall)

students. To the left there is more emphasis on the life of *otium* or leisure: a group of men and children talk and play, while two women idly watch a coroneted lady and her attendants riding by.

Let us turn finally to the right of the city gate. Here we behold the effects of peaceful government on the Sienese countryside. As in a Book of Hours, the work of the different seasons is simultaneously displayed. We see the farmers sowing their crop, but also hoeing it, reaping and threshing it, carrying it to the mill and ploughing after the harvest. We also see some grander figures, notably a lady in a sumptuous habit riding forth from the city gates, her attendants unarmed and unafraid. The figure of *Security* presides over the scene, holding up a hanged man for us to contemplate, together with a *cartouche* promising that “everyone shall go forth freely without fear”. The hanged man is the price of security, but the contrast that interests Lorenzetti is with the figure of *Fear* we have already encountered on the opposite wall. The two images bear a remarkable resemblance, possibly a reminder that all government, good and bad, must rest on some measure of violence. There is thus a sense in which we end where we began.



Ill. 7. *The effects of virtuous government in the countryside* (eastern wall)

There, then, is Lorenzetti's narrative, and I fear that what I have so far said about it will strike you as obvious. But I also hope that this is so, for in fact the overall interpretation I have been putting forward is a highly contentious one. The consensus among scholars has been that Lorenzetti is presenting us with a visual realisation of scholastic political philosophy, inspired above all by Aquinas's reinterpretation of Aristotle. But in my explication I have felt no need even to mention Aristotle, or scholasticism, or Aquinas. What I have tried to show is that, insofar as Lorenzetti's cycle constitutes a text in political theory, it is essentially a text of Roman and neo-Roman republican thought – most of all indebted to Latini and his study of Cicero and Seneca – and not a text of Greek provenance at all.

I am still left with the two specific puzzles I have highlighted. Let me now turn to them, beginning with a reconsideration of the massive figure enthroned on the northern wall. As I have said, he has generally been identified as a representation of the common good as *signore*. To me, however, the image not only seems more complicated, but to some degree ambiguous or at least bivalent in character.

One of its significations – not captured by the usual interpretation – is that it appears to be an attempt to symbolise the *commune* itself. The figure lacks an explanatory *titulus*, unlike the corresponding figure of *Tyranny*, but he does have around his head the letters C.S.C.C.V. The second “C” is an interpolation, however, and if we discount it we are left with C.S.C.V., the initials of the city’s official name, *Commune Senarum Civitas Virginis*, the commune of Siena, city of the Virgin.

There are further signs that the figure is intended to symbolise the city itself. He is dressed in black and white, then as now the heraldic colours of the Sienese commune. At his feet a she-wolf suckles a pair of twins, at once a psychomachic contrast with the goat at the feet of *Tyranny* and a reminder of the ancient Roman republic whose insignia the Sienese had adopted in 1297. On his shield can still faintly be discerned an image of the Virgin Mary, chosen by the Sienese as their special patron on the eve of their victory over the Florentines at Montaperti in 1260. Perhaps most significantly, the regal figure is portrayed as grey-bearded, white-haired, and thus as a *persona sena* – as an old person, but at the same time as *Sena*, the Latin name for Siena.

While the regal figure appears to be a representation of the *commune*, he is also, and more obviously, a representation of a *signore*, and more specifically a supreme judge. He is sitting enthroned on a seat of judgement; he is holding a sceptre, symbol of sovereign authority; and he is carrying a shield to defend his people. Lorenzetti also shows us that, like all judges, he is “tied” or “bound” to the performance of justice, for the rope of concord emanating from the figure of *Justice* is knotted around his wrist.

What Lorenzetti has done, it seems to me, is to fuse together an image of Siena with an image of a supreme judge. More exactly, what he offers us is an image of Siena *as* a supreme judge. What he is illustrating, I suggest, is the pivotal contention of the numerous treatises on city government circulating in early *trecento* Tuscany. As Latini had summarised in his *Livres du trésor*, “the common good requires that *signorie* should be held by the commune itself”. This I take to be the final message conveyed by the huge enthroned figure. Lorenzetti is similarly telling us that, if Siena is to promote the common good, the supreme ruler and judge of Siena will have to be the Sienese themselves.

But what about the verses on the dado beneath? Surely they tell us that the people “create for themselves a common good as their *signor*” (“un ben comun perlor signor sifanno”) and thus that the figure must after all represent the common good. But *is* that what the verses say? This reading requires that the crucial word “per” be translated as “for” or “as”. But it seems to me that it should be translated as “by means of” or “through”. Both mean-

ings of “per” were current in the *trecento*, but my reason for preferring “by means of” is that this remained the basic meaning in Latin, and seems to have remained the basic meaning in the relevant *volgare* texts as well. So my preferred translation of the crucial line would read: “Create by means of their *signor* a common good for themselves”. This constitutes a remarkably precise summary of what, I have been arguing, we actually see: a portrait of the kind of *signor* or *signoria* – that is, the kind of communal or republican government – by means of which the common good can best be attained.

Let me turn finally to consider the deepest enigma of the frescoes, the nine dancing figures at the heart of the cityscape. The first point to be made is that, although they have



Ill. 8. *Dancers in the city* (detail of Ill. 6)

usually been identified as women, the gendering of this public space has I think been misunderstood. Their costumes strongly suggest that these are intended as representations of young men. But the main point I want to make is that, in order to understand their significance, we need to pay attention to two pictorial effects that have rarely been noticed.

One is that the space in which the dancers move constitutes the painted light-source of the cityscape as a whole. If you look at the left-hand side of the building to the left of the piazza, you find that it is in shadow, while the entrance facing the piazza is brighter. The light is shown, in other words, as falling from the right, and thus from the direction of the piazza. But if you look at the cobbler's shop at the piazza's right-hand corner, you find that the front of the shop is in shadow while its side is again more brightly lit. So the light in this instance is shown as falling from the left, and thus from the direction of the piazza once more. The same pattern is repeated with only minor contradictions across the whole cityscape. It is, in short, the glowing centre of the city itself which constitutes the fictive light source of the picture as a whole. So one question to ask is: what is the significance of that very dramatic effect?

The other point to notice about the dancers has I think never been discussed, and to appreciate it we need to look closely at the garments worn by the two central figures, which are very strange. The costume of the figure on the right is in tatters, while the costume of the figure on the left is moth-eaten, with many holes through which the black undergarment can be seen. Furthermore, the costume of the dancer on the right is decorated all over with worms, while the costume of the dancer on the left is decorated with four-winged insects, that is, not flies but some species of dragonfly or moth. The large one looks like a dragonfly, but the others look more like moths, and I think that the representation intended by Lorenzetti must in fact be of moths. I say this partly because the garment is so clearly shown as moth-eaten, but also because, in this period, moths carried a special symbolic significance, above all when seen in the company of worms.

The significance was that moths and worms were used jointly to symbolise *tristitia*, the vice of despondency or moroseness. This symbolism can ultimately be traced to a passage from the old Vulgate version of the Book of Proverbs (Ch. 25, v. 20). There we are told that "just as a moth destroys a garment and worms destroy wood, so *tristitia* destroys the heart of man", a passage cited and glossed by many of the preachers and moralists of Lorenzetti's time.

You might well wonder why these symbols of sloth and despondency appear at the centre of Lorenzetti's bright and bustling picture of civic life. But we can begin to resolve the paradox if we recall that Lorenzetti's is a psychomachic portrayal of the virtues and vices, one in which each virtue is paired with a contrasting vice and does battle with it. Among Lorenzetti's contemporaries, the specific quality always singled out to do battle with *tristitia* was *gaudium*, joyfulness.



We can go further in explaining the moths and worms if we reflect that *gaudium* was not only held to be the means to hold *tristitia* at bay; it was also regarded as the natural response to blessings and benefits, above all the benefit of *pax* or civil peace. One source of this argument was Biblical, but again the Roman moralists are crucial here, and especially Seneca. Seneca in his *De beneficiis* defines a benefit as a well-intentioned act that brings *gaudium* to its recipient, to which he adds in his *Epistulae morales* that one of the situations in which we most naturally experience *gaudium* is when contemplating the peaceful well-being of our native land.

A number of Roman writers add that the reason why we ought to feel *gaudium* at justice and peace is because it is only through these means that we can hope to attain what, as I noted at the outset, they regard as the highest goal of civic life, the achievement of *gloria e grandezza*, civic glory and greatness. The authority always cited in this connection is Sallust, especially his declaration in the *Bellum Iugurthinum* that living in concord enables small cities to rise to greatness, while discord causes even the greatest cities to collapse. Latini paraphrases the passage when he tells us in his *Trésor* that “a city governed according to right and truth will not only live for ever in good peace but will multiply in glory and wealth”.

This ideal of the glory and greatness of cities was always represented by metaphors of light. One source is again Biblical: Christ is hailed in the Gospels as the king of glory, but also, especially by St. John, as the light of the world. But here too the metaphor is no less deeply rooted in Roman moral theory. Cicero, for example, uses the same phrase when speaking of the city of Rome, which he describes as “a light to the whole world”. Latini once more picks up the thought. “When good works are done in the government of a commune,” he declares, “they shine forth throughout the world like the brightness of the sun.”

There is a natural way, several of these writers add, of expressing the joy or *gaudium* that we feel at the attainment of civic glory and greatness. This consists of taking part in a *tripudium*, a solemnly festive dance in which (as the name implies) the dancers move in triple time. Seneca assures us in his *De tranquillitate animi* that the act of dancing the *tripudium* offers us the best means of banishing *tristitia*. “Even the warlike Scipio enjoyed dancing in the style of the *tripudium*, the manly style. ... This not only helped his mind to relax, but held at bay those feelings of weariness and *tristitia* that are otherwise liable to overwhelm us.”

This association of dancing with joy, and especially joy in civic achievements, can be found everywhere in Lorenzetti’s Italy. Perhaps the most memorable instance appears in Giotto’s frescoes in the Cappella degli Scrovegni. Around the dado of the Cappella, in





III. 9. Giotto, *Justice*, fresco (southern wall, Cappella degli Scrovegni, Padua)

*psychomachia* style, Giotto depicts seven vices to the left (or “sinister”) side of the entrance, with seven virtues opposing them. The two central portraits are of Injustice and Justice. The figure of *Justice* is shown, as in Lorenzetti, holding a balance in front of her, each hand supporting a diminutive figure. Still more strikingly, Lorenzetti adopts a number of details from Giotto’s narrative composition on the base of Justice’s throne. Lorenzetti’s depiction of the lady riding forth from the city gates closely echoes Giotto’s painting, as does the fact that, like Giotto, he makes his central image that of a dance.

The significance of the dance is spelled out for us in a Latin poem beneath Giotto’s painting:

Perfect justice  
Weighs everything in an equal balance:  
In crowning good men  
She wields a sword against the vices  
And all express *gaudium*.  
If she is able to reign freely  
Everyone accomplishes with pleasure  
Whatever they desire.

Here again, dancing expresses the *gaudium* we naturally feel at the rule of justice and its happy effects.

With these considerations in mind, I can return to Lorenzetti’s dancers and perhaps suggest some answers to the questions I raised about them. Why is the space in which they are dancing pictured as the source of light? By showing us the heart of the city as radiant and illuminating, Lorenzetti aims, I think, to convey a sense of Siena’s *gloria e grandezza*, the glory and greatness that come from living peaceably under a just form of government. Why are the garments of the two central dancers decorated with moths and worms? Lorenzetti is suggesting, I take it, that we need to banish *tristitia* if we are to live a useful life, and that the act of dancing the *tripudium*, and thereby arousing *gaudium*, is a means to ensure that *tristitia* is overcome. Finally, what is the significance of the dance itself? The nine figures are surely dancing for joy, expressing their *gaudium* at the life of peace, glory and greatness by which they are so magnificently surrounded.

You might still want to ask why there are *nine* dancers in the group around the musician. Scholars have repeatedly raised the question, and have come up with various answers: the nine muses, perhaps; or the theatrical arts; or nine plus one as the perfect number. But you could just as well ask why there are nine figures in the ensemble of *Justice* and *Concord* on

the northern wall. Or why there are nine virtues surrounding the figure of the city as judge. Or why there are nine vices surrounding the figure of *Tyranny*. Or why there are nine crenellations on the roof of the Palazzo Pubblico, constructed a decade earlier. Or why there are nine sections in the famous brick pavement in front of the palazzo, completed in 1347.

The answer, I think, must be the same in every case: these must be allusions to The Nine, the *Nove Signori*, the ruling council of Siena, who commissioned and paid for Lorenzetti's frescoes, just as they commissioned and paid for the rebuilding of the Palazzo Pubblico and the pavement outside. Not unnaturally, they wanted their signature on everything, and their signature was the number nine.

Perhaps I can carry the argument one step further by asking a final question about the dominant figure whom I earlier identified as a representation of Siena as its own supreme judge. Who, when these frescoes were painted, claimed to be the supreme judge of the Sienese in virtue of being the elected representatives of the citizens of Siena? Once again, the answer is the Nine. In portraying Siena as judge of the Sienese, Lorenzetti is at the same time offering a representation of the power held by the Nine as elected representatives of the citizens as a whole. So the joy expressed by the nine dancers at the civic peace and glory surrounding them is in turn a celebration of the achievement of the Nine, the bringers of all these beneficial effects.

ERNST REUTER – EIN POLITIKER MIT SACHKUNDE,  
LEIDENSCHAFT UND LERNFÄHIGKEIT  
HANS-ULRICH WEHLER

*Wenn wir im Wissenschaftskolleg eine kleine Theaterbühne hätten, könnte jetzt ein anonymes Sprecher mit Maske, wie im antiken Schauspiel, an die Rampe treten und als Prolog etwa Folgendes sagen: Vielleicht kann man in Berlin noch immer unterstellen, dass Leben und Leistung Ernst Reuters jedermann geläufig sind, weshalb sogleich von seiner allgemeinen Bedeutung die Rede sein könnte. Vielleicht ist es aber doch realistischer, genau ein halbes Jahrhundert nach Reuters Tod nicht stillschweigend zu unterstellen, dass sich noch jedermann auskennt. Deshalb folgt zuerst ein historischer Rückblick auf ein bewegtes Leben, ehe, manchmal schon damit verknüpft, auf einige allgemeine Phänomene dieser Politikerexistenz eingegangen wird.*

Ein heißer Hochsommertag im August 1916 – seit wenigen Tagen erst an der Ostfront wird ein junger deutscher Soldat bei einem russischen Angriff schwer verwundet, gerät in Gefangenschaft, wird von der zaristischen Armee korrekt behandelt und in ein Lazarett nördlich von Moskau eingeliefert. Hier beginnt für Ernst Reuter ein neuer Lebensabschnitt. Denn dieser junge Mann, bisher durch und durch bildungsbürgerlich geprägt, frisch für den Oberlehrerberuf examiniert, doch dann aus verletztem Gerechtigkeitsgefühl und wachsender Kritik am Wilhelminismus sozialdemokratischer Journalist und leidenschaftlicher Kriegsgegner – dieser junge Mann empfindet die erste Russische Revolution im Februar 1917 als Fanal, engagiert sich nach der zweiten, der sowjetischen Revolution im Oktober 1917 aufseiten der Bolschewiki, steigt zum Mitarbeiter Lenins auf, alsbald sogar zum Kommissar für den Aufbau der Wolgadeutschen Sowjetrepublik, kehrt aber Ende 1918 nach Deutschland zurück, wird, unlängst 30 Jahre alt geworden, Generalse-

---

Der Vortrag wurde am 8. Oktober 2004 als Ernst Reuter-Lecture im Wissenschaftskolleg zum 50. Todestag von Ernst Reuter gehalten. Im Gedenken an ihn, den Ersten Reg. Bürgermeister von Berlin, wurden das Wissenschaftskolleg und seine Trägerinstitution, die Wissenschaftsstiftung Ernst Reuter, gegründet. Hans-Ulrich Wehler ist Professor emeritus für Allgemeine Geschichte an der Universität Bielefeld. Er war Fellow am Wissenschaftskolleg 1998/99.

kretär der neu gegründeten KPD, doch nach zwei Jahren ausgeschlossen. Zur SPD zurückgekehrt, wird er Chef des Verkehrswesens in der Berliner Stadtverwaltung, gründet die BVG, damals das größte Kommunalunternehmen der Welt, wird aber 1931 zum Oberbürgermeister von Magdeburg gewählt, von den Nationalsozialisten zweimal ins KZ geworfen, findet den Weg in ein elfjähriges Exil in der Türkei, kehrt 1946 zurück, wird Berliner Oberbürgermeister und zur weltbekanntesten Symbolfigur des Widerstandes gegen den sowjetischen Expansionismus, ehe er 1953, gerade 64-jährig, stirbt. Unstreitig ein abenteuerliches Leben, das vielleicht nur im 20. Jahrhundert, diesem „Zeitalter der Extreme“, so möglich war.

Es ist ein bewegtes Leben, auf das sich ein knapper historischer Rückblick nicht allein deshalb lohnt, weil das Individuum so reizvoll zu verfolgen ist, sondern auch, weil daran allgemeine Phänomene der Zeit, zumal der deutschen Geschichte, erörtert werden können. Das Elternhaus in Friesland, in das Ernst Reuter im Juli 1889 geboren wird, ist streng protestantisch und ebenso streng monarchistisch. Dem Vater, Lehrer an der preußischen Navigationsschule, wirft der junge Reuter während seines schmerzhaften Ablösungsprozesses voller Bitterkeit vor, er glaube sogar an das Gottesgnadentum der Fürsten. Die Eltern müssen für sechs Kinder sorgen, für alle aber ist das Gymnasium eine Selbstverständlichkeit. Asketischer Lebensstil und Leistungsorientierung bestimmen den Alltag, ehe Ernst Reuter nach dem Abitur im Frühjahr 1907 mit dem Studium in Marburg beginnt. Er will Oberlehrer, also Studienrat werden und belegt die Fächer Germanistik, Geschichte und Geographie. Doch der stärkste Einfluss geht von dem Philosophen Hermann Cohen, dem ungekrönten Haupt der Neukantianer, aus. Dieser akademische Lehrer vermittelt überaus einprägsam den Kantschen Pflichtenkodex, der mit Reuters lutherischem Erbe verschmilzt. Fünfzig Jahre später erinnert sich Reuter genau: „Meine geistig-moralische Existenz (ist) von keinem Mann so beeinflusst worden“ wie von Hermann Cohen. Er lenkt Reuter auf einen ganz und gar „ethischen Sozialismus“ hin, der auf der Verwirklichung der Menschenrechte, nicht auf dem revolutionären Klassenkampf beruht; er fördert auch, erneut eine Fusion von Kant und Luther, das spezifische Freiheitspathos, von dem Reuter sein Leben lang zehrt. Einige Semester geht Reuter nach München, hört bei dem Sozialreformer Lujo Brentano, auch Friedrich Naumann, diese schillernde Galionsfigur eines verjüngten Liberalismus, tritt ihm ganz so in seinen Schriften entgegen wie Eduard Bernstein, der führende Kopf jener sozialdemokratischen Reformer, die Marxens Lehre beherzt revidieren, und er entdeckt die *Sozialistischen Monatshefte*, die anspruchsvolle Zeitschrift linker Akademiker.

Zunehmend hatte Reuters Gerechtigkeitssinn an den Klassenbarrieren des Kaiserreichs gelitten, an der satten Selbstgerechtigkeit des Bürgertums, an der rechtlichen und sozialen Diskriminierung der Arbeiterschaft, auch an jenem Militarismus, der bei jeder der zahlreichen außenpolitischen Krisen zu unverhohlener Kriegsbegeisterung führte. Nach schweren inneren Kämpfen wendet er sich, fern von jedem verbalrevolutionären Dogmatismus, der einzigen systemkritischen konstitutionellen Oppositionspartei zu, der SPD. Aus München kehrt er, innerlich Sozialdemokrat, nach Marburg zurück, tritt dort auch aus seiner nicht schlagenden Verbindung „Frankonia“ aus, wo er entschieden für seine politischen Ideen eingetreten war.

Anfang 1912 legt er das erste Staatsexamen ab, geht aber zur Empörung des Vaters nicht in den Beamtensekretariat verheißenden Schuldienst am Gymnasium. Reuter leidet fortan unter der Vertrauensaufkündigung des Vaters. Es scheint eine Art von traumatischem Urerlebnis gewesen zu sein, denn fortan wird Reuter in der Politik immer zuerst um Vertrauen kämpfen. Konsequenter tritt er aus der evangelischen Staatskirche aus und jetzt auch formell in die SPD ein. Vielleicht aufgrund der mit harten Bandagen ausgetragenen Emanzipation vom Elternhaus glaubt Reuter, die Spannungen zwischen Sozialdemokratie und Bürgertum besonders gut zu verstehen. Wie im Vater-Sohn-Konflikt hält er seit jenen Tagen an seinem Ziel der Aussöhnung fest.

Wie damals viele junge Intellektuelle findet Reuter den Weg zur SPD nicht durch die Lektüre esoterischer Texte wie Marxens *Kapital*, auch nicht über die Lehre vom Klassenkampf. Vielmehr ist es der Mangel an systemkritischen Alternativen außerhalb der SPD, nachdem Naumanns „National-Sozialer Verein“, ein Fähnlein bildungsbürgerlicher Stabsoffiziere ohne Armee, kläglich gescheitert ist. Es ist ein pragmatischer Reformwille, der an den offensichtlichen Mängeln der reichsdeutschen Gesellschaft, zumal ihres politischen Systems leidet und diese Intellektuellen in die SPD lenkt. Bei Reuter kommt seine in der Tat radikale Kritik am Militärstaat, die kompromisslose Ablehnung des Krieges hinzu, den er sich nurmehr – wie vor ihm Helmuth v. Moltke, Friedrich Engels und August Bebel – als mörderischen Weltkrieg vorstellen kann.

Nach der empörten Aufkündigung des elterlichen Zuschusses verdient Reuter ein kärgliches Brot als Journalist für die Bielefelder „Volkswacht“, hofft aber auf die Anstellung als Wanderredner, da die Partei für immerhin 150 Abende im Jahr 3000 Mark zahlt. Er zieht um nach Berlin-Halensee, ist dort wieder als Journalist tätig, organisiert aber auch sowohl den sozialdemokratischen „Verein der Konfessionslosen“ als auch den „Verein für politische Gefangene in Rußland“. Organisationsarbeit geht ihm offenbar leicht von der Hand.

Aus der von Berlin verantworteten Juli-Krise geht der Erste Weltkrieg hervor. Reuter widersteht dem Sog der Freiwilligenmeldung, hält sogleich einen „Sieg in dem Stil von 1870“ für das „Schlimmste“ und engagiert sich im „Bund Neues Vaterland“, der gegen die emporschießende Euphorie annexionistischer Kriegsziele antritt. Er schreibt kritische Denkschriften, wird dafür vom Auswärtigen Amt zeitweilig vom Militärdienst freigestellt, dann aber doch im Frühjahr 1915 eingezogen. Nach der Ausbildung – mit den Privilegien des „Einjährigen“, versteht sich – erlebt er den ersten Einsatz im Stellungskrieg an der Westfront. Sinnlos werden dort Hunderttausende, etwa vor Verdun und an der Somme, in den großen Schlachten geopfert, wo 50 Meter Bodengewinn am nächsten Tag wieder verloren gehen, wo die Soldaten den Schlamm der Unterstände mit Ratten und Läusen teilen, wo sie trotz der Tonnen von Artilleriegranaten und Luftminen, die buchstäblich auf jedem Quadratmeter niedergehen, zu überleben suchen. „Ehe nicht auch unser Volk aus seinem verblendeten Blutausch, aus Haßgedanken und Eroberungshoffnungen erwacht“, schreibt Reuter ohne jede Rücksicht auf die Zensur in einem Feldpostbrief nach Hause, „werden wir ... hier bluten müssen.“ Brutaler hätte seine kriegskritische Position nicht bestätigt werden können.

Im Sommer 1916 wird sein Regiment an die Ostfront verlegt, wo er bereits nach einer Woche, schwer verwundet und hilflos, in russische Gefangenschaft gerät. Erstaunlich schnell erreicht ein erster Brief die Eltern aus seinem Lazarett. Frühzeitig beginnt Reuter, offenbar sehr sprachbegabt, Russisch zu lernen, engagiert sich dann für die Revolution der Bolschewiki und unternimmt es bereitwillig, unter den Kriegsgefangenen der Mittelmächte für eine sozialistische Zukunft, schließlich auch für die „Rote Garde“, den Kern der „Roten Armee“, zu werben. Ein illustres Trio leitet diese Propagandaarbeit: Außer Reuter ist da der kroatische KuK-Unterroffizier Josip Broz, der sich später Tito nannte, und Bela Kun, bald Anführer der ungarischen Reiterrepublik.

Reuter ist fasziniert von der Erhebung der bäuerlichen Massen und der städtischen Industriearbeiterschaft, insbesondere aber vom Friedensappell der Sowjets, und sein schwärmerisch gesteigerter Gerechtigkeits- und Gleichheitsglaube treibt ihn dazu an, mit Begeisterung an der Entstehung einer, wie er damals meint, wahrhaft sozialistischen Gesellschaft aktiv mitzuwirken. Sein Kontakt mit Lenin, Stalin, Bucharin, Tschitscherin führt dazu, dass er, gerade 29 Jahre alt, im April 1918 von Lenin zum Kommissar der neuen Autonomen Republik der Wolgadeutschen (damals immerhin gut 600 000 Einwohner) ernannt wird. Reuter kann jetzt sein organisatorisches Talent beweisen, baut die Selbstverwaltung auf, beliefert Moskau und Petersburg mit Getreide, vermeidet jede Diskriminierung der

Kulaken, redet und schreibt Russisch, arbeitet für die Verwirklichung des Gedankens einer großen Föderation autonomer Bundesstaaten. Woher stammt, sieht man einmal vom Temperament ab, die Begeisterung, mit der Reuter ans Werk ging? Einige der besten intellektuellen Köpfe der europäischen Linken hatten in der Vorkriegszeit eine kühne Utopie in konkrete Vorschläge übersetzt. Der österreichische Jurist Karl Renner, einer der brilliantesten jungen Rechtswissenschaftler jener Zeit, später Staatspräsident nach beiden Weltkriegen, und der Parteiintellektuelle Otto Bauer hatten bis ins Detail genau ausgeführt, wie man die multinationalen, zentralistisch gesteuerten Großreiche, vor allem Österreich-Ungarn, in einen Föderativverband von Gemeinwesen mit weitreichenden Autonomierechten umwandeln könne. Auf diese Weise sollte der Problemstau der leidenschaftlich rivalisierenden Nationalismen abgebaut, der übermächtige Leviathan durch die Dezentralisierung von Macht in einen liberal-demokratischen Bundesstaat verwandelt werden.

Diese Gedanken waren Lenin und seinem Kommissar für Nationalitätenfragen, Josef Stalin, wohl bekannt und sie unternahmen es, auch das Zarenreich in einen föderativen Verbund von Republiken umzubauen, in denen freilich die eiserne Hand der Partei für straffe Koordination sorgen werde. Auch Reuter (und nicht wenige seiner revolutionsbegeisterten Zeitgenossen) hielt diese neue politische Verfassungsordnung für ein faszinierendes staatsrechtlich-politisches Ideal. An seiner Realisierung mitwirken zu können gab ihm den Schwung der Teilnahme an einem geradezu welthistorischen Projekt. Bis Stalin im Kriegssommer 1941 diese Republik zerschlägt, beruht sie weithin auf den von Reuter Tag und Nacht gelegten Fundamenten.

Doch als die Nachrichten von der deutschen November-Revolution zu ihm dringen, zieht es ihn nach Hause, beseelt von der Idee einer deutsch-russischen, ja einer allgemeinen Völkerverbrüderung. Die deutsche Revolution werde, hofft er, das Werk der Sowjets vollenden. Weihnachten 1918 trifft Reuter mit einer kleinen russischen Delegation in Berlin ein. Lenins Empfehlungsschreiben rühmt ihn als „brillanten Kopf“, „nur ist er“, folgt dann die unüberhörbare Warnung, „etwas zu unabhängig“.

Erneut macht Reuter eine Blitzkarriere: Im Oktober 1919 wird er kommunistischer Bezirkssekretär für Berlin, auf dem Parteitag der KPD von 1921 sogar der Generalsekretär der Partei. Er gilt als brillanter Organisator und Redner, auch als Lenins Vertrauensmann. Das ist der Höhepunkt seiner Karriere in der KPD, denn wenige Monate später wird er ausgeschlossen. Reuter hatte, unabhängiger Kopf, der er in der Tat war, scharfe Kritik an der so genannten März-Aktion von 1921 geübt, einem aussichtslosen Aufstand der KPD



in Thüringen, in Hamburg und im Ruhrgebiet. Die Komintern, die neue kommunistische Internationale zur Propagierung der Weltrevolution, hatte ihn mutwillig ausgelöst, und Reuter ist über die Moskauer Einmischung, die zu einem verlustreichen, sinnlosen Putschabenteuer führt, hellauf empört.

Seither intrigiert die Moskauer Zentrale gegen ihn, sie baut Wilhelm Pieck, später eine der trostlosen Figuren der verblichenen DDR, als Gegenkandidaten auf. Reuter wiederum wird verletzt durch die Arroganz der russischen „Vorhut des Proletariats“, die feige Angst vor der offenen Debatte, den starren Zentralismus, die ständige Jagd nach „Entlarvung“ und den Ausschluss der „Abweichler“, die der orthodoxen Generallinie nicht folgen. Der Konflikt ist ein Symptom für die damals voranschreitende Bolschewisierung der KPD, und Reuter lehnt es dezidiert ab, als „Filiale Moskaus“ zu fungieren. Getragen von seinem kantischen Pflichtethos und offener moralischer Empörung bricht er im Dezember 1921 mit der KPD. Das ist auch ein tiefer Bruch mit der kommunistischen Glaubensgemeinschaft, der er rund vier Jahre angehört hat. Als Folge des Streits mit dem Politbüro und der Komintern wird er Ende Dezember abgesetzt, vier Wochen später als Abtrünniger ausgeschlossen.

Reuter ist kein Mann der politischen Abstinenz. Alsbald schließt er sich der USPD an, und als diese Geburt des Weltkriegs sich auflöst und zu einem Drittel zur SPD zurückkehrt, wandert auch er wieder zur SPD. Dort wird er sofort Redakteur beim Zentralorgan, dem „Vorwärts“, zuständig für Kommunalpolitik. Seine Kompetenz verschafft ihm die Stelle des Stadtrats für das Verkehrswesen. Aus einem Konglomerat wildwüchsiger Urbanisierungsergebnisse ist erst im Juni 1920 Großberlin endlich als Rechtseinheit geschaffen worden, in der acht Städte, 59 Gemeinden und 27 Rittergutsbezirke mit insgesamt vier Millionen Einwohnern zusammengefasst werden. Für ihre Bedürfnisse gründet Reuter mit verblüffender Weitsicht im Dezember 1921 die „Berliner Verkehrs-Gesellschaft“ (BVG), damals mit ihren 25 000 Mitarbeitern und 400 Millionen Mark Betriebskapital das größte Gemeindeunternehmen der Welt, das Reuter als Aufsichtsratsvorsitzender steuert. Die BVG verkörpert einen Teil seiner Vision von dem, was die englischen Sozialreformer damals „Munizipalsozialismus“ nennen.

Reuters administrative Kompetenz, doch auch der Reiz des machtvollen Amtes führen dazu, dass er sich im April 1931 zum Oberbürgermeister vom Magdeburg wählen lässt. Nur knapp zwei Jahre kann er dort sein Engagement für die Selbstverwaltung erneut beweisen, fällt während der „Großen Depression“ mit seinen innovativen Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und dem Bau von fünf städtischen Siedlungen für Arbeitslose auf.

Dann aber wird er als Folge der Berliner Machtübergabe an die Hitler-Bewegung nicht nur sofort von seinem Amt „beurlaubt“, sondern zweimal, insgesamt fast ein Jahr lang, im Konzentrationslager Lichtenberg bei Torgau inhaftiert und zu demütigender Arbeit beim Latrinenschrubben und Treppenputzen degradiert. Wieder zu Hause sieht er erstaunlich hellsichtig zwei Folgen des NS-Regimes herannahen: Er fürchtet zum einen, dass die jüdischen Deutschen „alle umgebracht werden“, und zum andern, dass im kommenden Krieg der braunen Machthaber ganz Ostdeutschland verloren gehen könne.

1935 sind die letzten Hoffnungen zerstoßen, Reuter ist zur Emigration bereit, entkommt mit englischer Hilfe nach London, wo er wegen einer Position an der „London School of Economics“ verhandelt. Das zieht sich hin, und eine Anfrage des bereits in die Türkei emigrierten Parteifreundes Fritz Baade, eines angesehenen Konjunkturexperten, ob er nicht im türkischen Verkehrsministerium die Leitung des Tarifbüros übernehmen wolle, lässt ihn sogleich zugreifen; der Familie gelingt es nachzuziehen.

Elf Jahre verbringt Reuter im türkischen Exil, in Ankara, wo er das erwähnte Büro leitet, als Regierungsberater fungiert, Gesetzesvorlagen zur Unterstützung von Kemal Atatürks Modernisierungsprogramm schreibt, an der Verwaltungshochschule Kommunalwissenschaft, gestützt auf ein eigenes, dafür verfasstes Lehrbuch, unterrichtet. Denn Reuter hat ebenso schnell Türkisch zu reden und zu schreiben gelernt, wie ihm das vor Jahren mit dem Russischen gelungen war.

Unverzüglich bemüht er sich nach Kriegsende um die Rückkehr nach Deutschland. In Magdeburg schrecken ihn der nackte Terror der sowjetischen Besatzungsmacht und die Zwangsvereinigung der beiden Arbeiterparteien zur SED dauerhaft ab. Daher trifft er erst im November 1946 in Berlin ein, wo er sogleich wieder, von der SPD als Kenner willkommen geheißen, als Stadtrat für das vertraute Verkehrswesen tätig wird. Es dauert nicht lange, bis er mit 89 zu 17 Stimmen der SED zum Oberbürgermeister gewählt wird. Doch da er soeben die östliche Einparteienherrschaft als „Ameisenorganisation“ scharf verurteilt hat und da er Sowjets wie deutschen Kommunisten seit 1921 ohnehin ein Dorn im Auge ist, verweigert Marschall Sokolowski die notwendige Bestätigung durch die russische Kommandantur.

Trotz aller sowjetischen Vorwürfe und Intrigen reagiert Reuter im Allgemeinen auffallend beherrscht. Ungeachtet der akuten Spannungen bleibe der „Ausgleich“ mit dem „russischen Volk“, dem er sich emotional weiterhin verbunden fühlt, eine wichtige Aufgabe kluger deutscher Politik. Nach den bitteren Erfahrungen der ersten Nachkriegszeit kann er freilich auch gegen das „satanische System“ der Sowjets wettern und zum Widerstand

gegen die Expansionslust des „Iwans“ aufrufen. Kompromisslos fällt sein Urteil über die Sowjetische Besatzungszone und die DDR aus. Frühzeitig fürchtet er voll böser Ahnungen, dass die sowjetische Satrapie den wachsenden Flüchtlingsstrom durch „drastische Absperrungsmaßnahmen aufhalten“ werde. Der Mauerbau hat seine skeptische Prognose zehn Jahre später bestätigt.

Als unmittelbare Folge der westdeutschen Währungsreform am 20. Juni 1948 steht die Einführung der D-Mark auch in Westberlin zur Debatte, denn „wer die Währung hat“, urteilt Reuter, „hat die Macht“. Die Sowjets fordern ihre Ostmark für ganz Berlin, doch die drei westlichen Alliierten opponieren. Als sie am 23. Juni nur die D-Mark zulassen, kontert Stalin noch am Abend desselben Tages mit der Verhängung der Blockade aller Berliner Verkehrswege. Fünfzehn Monate lang sollte die Politik der unverhüllten Terrorisierung von Millionen andauern, und vom allerersten Augenblick an übernimmt Reuter die Führung des Abwehrkampfes. Bereits am 24. Juni hält er die erste seiner großen Reden an das „Volk von Berlin“. Zahlreiche Ansprachen mit wachsender Wirkung folgen. Im Grunde kann man die Virtuosität und den Effekt von Reuters Reden nur mit den Durchhaltereden Churchills seit dem Sommer 1940 vergleichen.

Zur Versorgung der Millionenstadt wird die alliierte Luftbrücke organisiert, ein neuartiges Experiment mit ganz ungewissem Ausgang. Zur Erinnerung: Im Juli 1948 werden täglich bereits 1500 Tonnen, im September schon 3000 Tonnen eingeflogen, im April 1949 kommen in pausenloser Rotation täglich 1400 Lastflugzeuge an. In den Monaten der Blockade werden auf 280 000 Flügen 2,3 Millionen Tonnen an Nahrungsmitteln, Medikamenten und Brennstoffen in die belagerte Stadt geflogen.

Reuters Einfluss auf die Widerstandsmentalität der Westberliner kann gar nicht überschätzt werden. „Berlin ist keine russische Garnisonsstadt“, ruft er Hunderttausenden zu, „Berlin ist das Stalingrad der deutschen Freiheit“, „wir wollen uns nicht unter ein fremdes Joch beugen“. Seine Rhetorik stabilisiert, das bleibt erneut sein höchstes Ziel, das Vertrauen auf das erfolgreiche Überstehen. Im September 1948 ruft er 310 000 begeisterten Demonstranten, aber auch der westlichen Öffentlichkeit vor dem zerstörten Reichstagsgebäude zu: „Ihr Völker der Welt ... seht auf diese Stadt und erkennt, dass ihr diese Stadt nicht preisgeben dürft“, denn sie ist „das Schaufenster der Freiheit.“ Reuter verfügt offenbar über jenen Schuss positiver Demagogie, den die Antike vom großen Volkstribun erwartete. Der Erfolg kommt: Am 12. Mai 1949 muss die sowjetische Regierung die Blockade aufheben.

Der weltweit wirkende Nimbus Reuters ist mit dieser imponierenden Widerstandskraft unter extremen Bedingungen verbunden. Aber gleichzeitig, und das darf man nicht über-

sehen, leistet Reuter in derselben Zeit als Verwaltungschef einer zerstörten und geteilten Großstadt ein stupendes Aufbaupensum. Das Verkehrssystem, die Wasser- und Stromversorgung werden in Gang gesetzt, aus Trampelpfaden zwischen Trümmerbergen werden wieder befahrbare Straßen, die schreckliche Arbeitslosigkeit wird eingedämmt, der anhaltende Strom der Flüchtlinge aus Ostdeutschland aufgefangen. Kein Wunder, dass der Mann nach endlosen Arbeitsstunden völlig erschöpft ist. Aber, wie sein erster Biograph, Willy Brandt, treffend gesagt hat: Reuter ist ein Beispiel dafür, „wie die Fähigkeiten eines Mannes ihre Zeit finden“, wie die Zeit aber auch „ihren Mann findet“.

Die Gründung der beiden deutschen Neustaaten von 1949 hält Reuter für unvermeidbar, so sehr ihn auch die auf unabsehbare Zeit sanktionierte Teilung Berlins schmerzt. Aber Bonn als bundesrepublikanische Hauptstadt, das erscheint ihm dann doch als „organisierte Provinz“. Vor der ersten Bundestagswahl ist Reuter als künftiger Kanzler oder Präsident allenthalben im Gespräch, ohne Ergebnis. Nach Kurt Schumachers Tod wird er ebenso als Parteivorsitzender der SPD erörtert, doch eine im Prager und Londoner Exil eng vernetzte Parteilique beißt ihn raus. Als er nach Adenauers zweitem Sieg freimütig auch die unübersehbare Schwäche der eigenen Partei kritisiert, erhöht das nicht das Wohlwollen in der Bonner „Baracke“. Rastlos tätig, aber völlig überarbeitet stirbt Reuter gerade 64-jährig, am 29. September 1953 an einem Herzversagen.

Ernst Reuter verkörpert den in der neueren deutschen Geschichte überaus seltenen Phänotypus eines Politikers, der Lernfähigkeit mit Sachkunde und Leidenschaft zugleich zu verbinden vermag und das über ein wahrhaft bewegtes Leben hinweg. Die generationspezifische Kritik am Wilhelminismus führt den jungen Bildungsbürger zur SPD. Unter dem niederschmetternden Eindruck der Kriegserfahrungen wird er Kommunist, Mitarbeiter Lenins, tatkräftiger Leiter der Wolga-Republik, folgerichtig stößt er eine Zeitlang zur KPD, gelangt sogar in die führende Stellung des Generalsekretärs. Doch nach drei Jahren vergeblichen Aufbäumens gegen die demütigende Bolschewisierung der Partei trennt er sich, rundum desillusioniert. Dennoch folgt kein enttäuschter Rückzug ins Privatleben. Alsbald steigt er vielmehr aufgrund seines Organisationstalents zum bedeutendsten Kommunalpolitiker der SPD auf. Sein Pragmatismus wird im türkischen Exil verstärkt. Seit Ende 1946 gehört er fraglos zu den Hoffnungsträgern der SPD, zehrt weiterhin von seinen Kenntnissen und dem Vertrauenskapital seiner stadtpolitischen Erfahrungen.

Auch in dieser Hinsicht gehört er zu einem auffallenden Politikertypus in der ersten Nachkriegszeit: Konrad Adenauer, Reinhold Maier, Wilhelm Kaisen, Ernst Reuter, sie und viele andere hatten sich in der Weimarer Gemeindepolitik ihre Sporen verdient und

konnten von ihrer Heimatbasis aus als längst bekannte, Vertrauen erweckende Politiker nach 1945 erneut wirken. Aber Reuter ist nicht nur ein sachkundiger Experte, vielmehr bleibt er über die Jahre hinweg fähig zum leidenschaftlichen, mitreißenden Engagement. „Eure Rede sei ja, ja oder nein, nein“, heißt es im Alten Testament, „die Lauen aber will ich ausspeien“, spricht der Herr. Lau ist Reuter nie. Er ist ein großartiger Rhetor. Seine anhaltende Wirkung auf die deprimierten Berliner der Blockade-Zeit beruht vorrangig auf der Macht seiner Rede. Sie erzeugt den Nimbus, die Aura des Außergewöhnlichen, die ihn seit 1948 umgibt.

Öfter ist daher Reuter auch für die Bundespolitik im Gespräch, lehnt aber, zumal er die Bonner Widerstände kennt, wegen seiner Berliner Aufgaben neue Verpflichtungen ab. Dennoch: Vor der Zeit von Willy Brandt und Helmut Schmidt hätte Reuter der wichtigste Sozialdemokrat der jungen Bundesrepublik werden können. Das zeigt ein vergleichender Blick zurück.

Da ist zuerst Kurt Schumacher, der völlig auf die falsche Karte setzt. Er will eine neue Diskriminierung der Sozialdemokraten als „vaterlandslose Gesellen“, wie er sie selber noch nach 1918 erfahren hatte, partout vermeiden. Deshalb verfiert er eine antiquierte Nationalpolitik, hält an der Priorität der nationalstaatlichen Wiedervereinigung unbeirrbar fest. Demgegenüber ist Adenauers Ziel der Integration Westdeutschlands in das freie Europa und damit zugleich der Stabilisierung des Neustaates unter den Bedingungen der Zeit strategisch weit überlegen. Erich Ollenhauer folgt im Parteivorsitz, ein gnadenlos biederer Funktionär, eine deutsche Variante des Apparatschiks, ganz so redlich wie glanzlos, zu keiner Zeit ein respektheischender Gegner für den alten Fuchs in Rhöndorf. Und da ist noch ein politisch belasteter Parteisoldat, eine düstere Hagen von Tronje-Figur, später zum Meuchelmord am Kanzler bereit: Herbert Wehner, enorm durchsetzungsfähig, doch ganz und gar ungeeignet für eine werbende, öffentliche politische Spitzenposition.

Was hätte die SPD mit Ernst Reuter im Vergleich zu solchen Parteifreunden gewinnen können? Seine unbestreitbare politische und administrative Sachkunde, die ungebrochene Leidenschaft für das politische Geschäft, die Fähigkeit, Vertrauen einzuwerben, die glanzvolle rhetorische Begabung, der Nimbus des weltbekannten Oberbürgermeisters, die immer wieder bewiesene Lernfähigkeit. Frühzeitig war Reuter trotz seiner lebhaften Wiedervereinigungswünsche ein Mann der Westintegration. Unstreitig wäre er auch, Ausfluss seines Pragmatismus, ein Verfechter des Godesberger Programms gewesen. Seine Freunde glauben, er wäre auch trotz der Verkrustungen des Kalten Krieges für einen Ausgleich mit der Sowjetunion, vornehmlich wohl mit dem „russischen Volk“, eingetreten. Das mag

wohl sein, doch gehörten dazu außer dem Niedergang der Sowjetunion immer zwei, und Gorbatschow hätte Reuter nicht mehr erlebt.

Kurzum: Hätte die SPD der 1950er-Jahre mit Ernst Reuter nicht ein glaubwürdiges, frisches Profil, vor allem aber ein seltenes demokratisches Führungstalent gewinnen können? Für den Behauptungswillen Berlins unter dem sowjetischen Würgegriff war Reuters eloquenter Widerstand ganz unabdingbar. Das bleibt sein Ruhm. Aber die Kurzsichtigkeit der SPD-Spitze, dann sein früher Tod, haben der Bundesrepublik einen Politiker mit einer Statur vorenthalten, wie er in der neueren deutschen Geschichte nur selten zu finden ist. Denn Sachkunde, Lernfähigkeit und Leidenschaft vereinigen sich in einer Persönlichkeit nur im Ausnahmefall, und zumal für die letzte Eigenschaft gilt Hegels schönes Wort, „das nichts Großes in der Welt ohne Leidenschaft vollbracht worden ist“.

Wenn das Wissenschaftskolleg, das von der Ernst-Reuter-Stiftung über die Jahre hinweg so tatkräftig gefördert worden ist, einmal ein neues Amtssiegel bräuchte, wären die charakteristischen Eigenschaften Ernst Reuters: „Mit Sachkunde, Leidenschaft und Lernfähigkeit“ eigentlich eine treffende Inschrift.

WISSENSCHAFTSKOLLEG ZU BERLIN    WALLOTSTRASSE 19    14193 BERLIN  
TELEFON +49 30 89 00 1-0    FAX +49 30 89 00 1-300  
WIKO@WIKO-BERLIN.DE    WWW.WIKO-BERLIN.DE